Vorbericht des Verfassers.

Bis jetzt habe ich bei keinem meiner schriftstellerischen Werke eine Vorrede gewagt, und glaubte auch nicht, daß ich jemals eine schreiben würde. Vorreden sind, ausgenommen bei wichtigen Werken, die dergleichen Bevorwortung bedürfen möchten, im Allgemeinen nur Bitten um eine Nachsicht, die niemals gewährt werden wird; oder sie geben eine Erklärung ab, gegen die das Publikum gleichgültig ist. Man sollte nur dann Vorreden geben, wenn man eine Erklärung dem Publikum oder dem guten Rufe des Autors schuldig ist. Giebt ein Werk sich als gut geschrieben, so wird das Publikum mit demselben zufrieden sein; giebt es sich als schlecht verfaßt, so hat das Publikum gerechte Ursache, einer entgegengesetzten Meinung zu sein. Wird aber einem Autor Gerechtigkeit, so wird ihm Alles, was er mit Recht hat verlangen können.

Ich schreibe diese Vorrede, weil ich durch sie mich gegen eine voreilige Bemerkung glaube schützen zu können, und der vorzubeugen eben so gerecht als wohlgethan sein dürfte. Während meiner zehnjährigen Schriftstellerlaufbahn habe ich in mehrere Zeitschriften allerlei vermischte Aufsätze gegeben, die, wenn ich sie alle sammeln wollte, viele Bände füllen würden. Unter ihnen befinden sich, wie solches unter

den Umständen, unter denen sie verfaßt wurden, wohl der Fall sein muß, einige, die ich für leidlich halte; der größte Theil derselben ist jedoch als unerheblich anzusehen; und herzlich leidthun würd' es mir, wenn späterhin und zu einer Zeit, zu welcher ich es nicht mehr hindern könnte, alle jene vermischten Schriften gesammelt und unter meinem Namen gedruckt würden. Geschähe es jemals, so könnte es nimmermehr von meinen Freunden geschehen.

Indem ich also in den vorliegenden zwei Bänden gesammelter Schriften dasjenige zusammentrug, was ich aus der Unzahl jener zerstreuten Aufsätze auswählte, wünsche ich solches als meine Arbeit anerkannt zu sehen, hingegen will ich alle übrigen meiner kleinen Schriften (mit Ausnahme dessen, was nautische Gegenstände behandelt, die für die Leser kein allgemeines Interesse haben) hiemit für verleugnet und verworfen betrachtet wissen.

Der größere Theil vorliegender Sammlung enthält ein Tagebuch, das ich verfaßte, als ich mich auf dem Festlande befand. Es erschien anfänglich in Zeitschriften unter der Ueberschrift »Diary of a *Blasé*.« Das war aber ein schlechter Titel, da im Buche der Charakter nicht zur Genüge gehalten worden ist. Aus Mangel einer treffenderen Benennung habe ich das Werkchen jetzt schlechthin »Tagebuch auf dem Continente betitelt, und erwähne dies, damit ich nicht beschuldigt werde, mich selber plagiirt zu haben.

F. M.

Olla podrida.

Tagebuch auf dem Continent.

Erstes Kapitel.

April 3, 1835.

Leser, hast Du Dich jemals in jenem absonderlichen trostlosen Gemüthszustande befunden, in welchem eine einzige bedrückende Idee Dir jede andere verdrängt oder verfärbt, Dir alles Andere absorbirt, mit allem Andern sich mischt, Dir alles Andere vergiftet und Dir, wie der Unrath der Harpye, Ekel gegen alles Andere erregt? in welchem ein gewisser Plagegeist auf Deinem Hirn reitet wie der Alte vom Berge auf den Schultern Sinbads ritt, Dir das Dasein lastend, beängstigend und elend machte? in welchem Du, wenn Du umherblickst, nur den einen einzigen Gegenstand in allen Winkeln hocken und Dich angrinsen siehst — wenn selbst das, was Du in den Mund steckst, nach nichts als nach jenem einzigen Gegenstande schmeckt, und dieser eingebildete Geschmack Dir so widrig ist, daß Dir das Schlucken darüber vergehen möchte — wenn jeder Schall, von dem Dein Ohr berührt wird, die eine und nämliche mißtönende Note anzugeben scheint, und Alles und Jedes Dich unaufhörlich

an das eine einzige Ding erinnert, das Du so gern vergessen möchtest? Hast Du jemals etwas dem Aehnliches gefühlt, lieber Leser? Hast Du es nicht, so sprich ein Dankgebet, bevor Du Messer und Gabel hernimmst, um Dich an die Speise zu begeben, die ich Dir auf diesen Blattseiten vorzusetzen habe.

Ich litt und leide noch an einem von jener Unzahl von »Grausen,« und meine Krankheit führt den Namen »Politikgrausen.« Ich will die Symptome derselben beschreiben.

Ich befinde mich gegenwärtig in der Hauptstadt von England, und so oft ich ausgehe, bedünkt jedes Bürgerhaus mich das Haus der Gemeinen, jedes vornehmer erscheinende Gebäude das Haus der Lords zu sein. Jeder der mir begegnet, mag er immerhin ein ganz gewöhnliches Mitglied der menschlichen Vergesellschaftung sein, erscheint mir als ein Parlements-Mitglied; in jedem Essenkehrer seh' ich einen Bischof, in jeder Bauerndirne die ihr »Kauft Besen!« ruft, einen Exkanzler. Kehre ich nach Hause zurück und ziehe die Klingel, so erinnert mich das an's Läuten zur Sitzung; bei'm Hinansteigen meiner Treppe muß ich an den Parlementsvorsaal denken, und werfe ich mich auf mein Sopha, so verwandelt dessen Kissen sich mir in einen Wollsack. Kommt ein einzelner Besuch zu mir, so mahnt es mich wie eine öffentliche Sitzung, und ich rufe: »Stühle her! Stühle her!« und meine Frau, die ich gewöhnlich »meine Liebe« zu nennen pflege, rede ich nicht anders als »Herr Sprecher« an.

Dieser Plagegeist verfolgt, gleich dem katholischen Bannfluche, mich überall. Bei'm Frühstück erinnert der Thee mich an den ostindischen Schutzbrief, der Zucker an die westindische Frage, das Weißbrot an den Verfall

des Ackerbaues, und — da Jeder weiß, daß Eierkauf in London ein wahres Lottospiel voller Nieten ist, so mahnt jedes Ei mich an eine Whig= oder Tory=Maßregel. Werden die Zeitungen hereingebracht, so geh' ich rund um sie herum wie ein Hund, der die Lagerstätte erst betrachtet, auf die er sich hinstrecken will. Ich möchte die verhängnißvollen Blätter gern unberührt lassen; endlich jedoch, wie der verblendete Vogel, der geradezu in den Rachen der Schlange flattert, stürze ich mich in die schwarzen Spalten, lese sie voll Verzweiflung, und werfe sie, wenn das Gift circulirt hat, in Verzweiflung wieder von mir. Ermahnt man mich das Tischgebet zu sprechen, so fange ich es mit den Worten »Mylords und Gentlemen« an, und bei'm Anzünden meines Lichtes, um mich zu Bette zu verfügen, trage ich darauf an, »das Haus möge sich vertagen.« Handwerkerrechnungen schwellen durch meine Krankheit zum Budget an, und die Anweisungen auf meinen Banquier werden mir zu Staatsschatzzuschüssen. Sogar meine Kinder lachen und wundern sich über die Antworten, die sie von mir erhalten. Gestern trat eine meiner Töchter mit ihrem Bilderbuche zu mir, zeigte auf eine Boa Constrictor und fragte mich nach dem Namen des Thiers, worauf ich ihr ganz ernsthaft antwortete, es wäre ein O'Connell. Man hat mich versichert, ich hätte die Namen der Hälfte der Mitglieder des Ober= und des Unterhauses hergenannt, und wäre dabei der Meinung gewesen, die Bestien im Bilderbuche mit ihrem rechten Namen zu bezeichnen.

Dies sind die Wirkungen meiner unglückseligen Krankheit.

Außerhalb Hauses ist mir noch schlimmer als daheim. Die menschliche Gesellschaft hat sich in ihren Banden gelockert; und Jeder scheut sich eine Meinung zu äußern.

Esse ich in Gesellschaft, so finde ich, daß Keiner zuerst das Wort nehmen will, denn Keiner weiß, ob er einen Freund oder einen Feind anredet; ja, ob er nicht Gefahr läuft, ein Glas mit seinem bittersten Widersacher zu leeren. Einer prüft des Andern Gesicht, um zu erspähen, ob er es mit einem Whig oder einem Tory zu thun habe. Einer scheint den Andern zu beschnuppern, wie die Hunde auf den Gassen zu thun pflegen; und unmöglich ist's zu bestimmen, ob dem gegenseitigen Geschnüffel ein Knurren oder ein Schwanzwedeln folgen werde. Eine einzige lautgewordene Bemerkung giebt jedoch bald die politischen Gesinnungen der ganzen Gesellschaft zu erkennen. Stimmen Alle überein, so geben sie sich böser Nachrede in solchem Maße hin, daß sie mit vollem Munde ihre Gegner verspotten; stimmen sie nicht überein, so disputiren sie so heftig, daß sie vergessen wie sie zu Tische gebeten worden sind; die Schüsseln werden ungekostet wieder abgetragen, und das Amt des Amphitryon wird zu einer Sinecure. In einer Abendgesellschaft oder auf einem Balle geht es noch viel schlimmer her, denn die jungen Damen schwatzen von Politik, ziehen das Disputiren dem Charmiren vor, und trachten mehr nach einem Verehrer ihrer politischen Meinungen als ihrer persönlichen Reize. Steht Einer als Tory einer hübschen Whig im Cotillon gegenüber, so weiß diese durch ihr Fächerspiel ihm seine politischen Ansichten abzulocken; stimmen diese nun mit den ihrigen überein, so giebt's ein »en avant deux,« thun sie es nicht, so erfolgt ein »chassez croisée.« Ein solches Persönchen herumzubringen ist eine reine Unmöglichkeit, und die einzige Tanzfigur, die mit einer solchen Dame »con amore« ausgeführt wird, ist das »dos à dos.« Ist der Tanz zu Ende, so erklärt der Blick der Schönen sofort,

daß man seine »Eidleistungen« sparen kann, während sie »ihren Sitz einnimmt.«

Ich habe eine Veränderung des Schauplatzes versucht — bin mit Posthast nach Badeörtern gereiset; allein Politik ist in keinem Wasser zu ersäufen. Der Ocean selbst in seinem Gebraus und Geheul erinnerte mich an eine politische Union.

Ich habe mich auf das Land geflüchtet, doch war auch dies vergebens. Ich kann das friedlich grasende Heerdenvieh nicht ansehen, ohne an O'Connells und Stanley's Anhang zu denken, und ein kurzschwänziges Füllen erinnert mich an den hochgepriesenen winzigen Anhang des Obersten Peel. Das Bauerngehöft mit seinen lärmenden Bewohnern — was war es weiter als diejenige Natur, die so trefflich von den Mitgliedern des Unterhauses nachgeahmt wird, wenn sie ihre Verhandlungen in Zwietracht untergehen lassen? Ich glaubte mich in der Vorhalle des Parlementgebäudes nach einer langen Debatte. Jeder zehnte Ackerstrich, jede zehnte Furche (und ich konnte mich des Zählens nicht erwehren!), jedes zehnte Thier und jeder zehnte Schritt erinnerten mich, Eines wie Anderes, an die irländischen Zehnten; und sah ich einen Habicht über einem Küchlein kreisen, so dachte ich an die Appropriation-Bill. Ich verließ also meine Landwohnung wieder.

Ich habe Alles versucht, habe mich hierhin und dorthin und dahin begeben; jedoch umsonst. Auf dem Lande fand ich keine Erholung — in Gesellschaft kein Vergnügen — zu Hause keine Ruhe. Mir blieb nichts übrig als ins Ausland zu gehen, oder toll zu werden. Nach reiflichem Bedenken entschied ich mich, indem ich von zweien Uebeln das kleinere wählte, für Ersteres. Ich verschenkte — verkaufte — bezahlte — quittirte und ließ

quittiren — packte ein und — simulirte. Von meinem mannigfaltigen Thun war Letzteres das Einzige, was nicht zu meiner Zufriedenheit ausfallen wollte. Ich guckte in die Landkarten, öffnete meine Zirkel, ob ich meine Wünsche würde umkreisen können, maß Distanzen, um mich für Maßregeln zu entscheiden — simulirte, guckte wieder in die Landkarten und — simulirte wieder.

Zweites Kapitel.

Wie ich im vorhergehenden Kapitel sagte: ich simulirte — allein ich könnte dies mit Recht conjugirend bemerken, denn Mehrere halfen mir dabei; also ich simulirte, du simulirtest, er simulirte, wir simulirten, ihr simulirtet und sie simulirten — und was mir dabei als am widerwärtigsten erschien, war, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, mein ganzes Haus wäre »ein Committee« und nicht im Stande »zu einem Conclusum zu kommen.« Anfänglich ward »decidirt,« den Rhein hinaufzufahren, und mit Rudern nicht eher nachzulassen, als bis wir Manheim erreicht haben würden, in welcher Stadt, wie ich mir einbildete, ich außer dem Bereiche aller Politik sein dürfte. Wir lasen alles, was je über Manheim geschrieben worden ist, und fanden, daß es eine regelmäßig gebaute Stadt, mit einer gewissen Anzahl von Einwohnern wäre — eine Stadt mit Spazierörtern, Gärten und schöner Rheinansicht.

»So wollen Sie also in's Ausland — und wohin?«

»Manheim,« war die Antwort, und alle Welt wußte, daß wir nach Manheim wollten, und nun hatte Jeder etwas über Manheim zu sagen, oder hatte über Manheim etwas sagen hören. »Sehr hübscher Ort — die Herzogin Wittwe Stephani residirt dort — wohlfeil dort zu leben — viel Geselligkeit im Winter« — so ließen die Lobenden sich vernehmen; und schon stand mein Entschluß fest, als die Krittler ihren Senf ebenfalls dazu gaben — »dunkle Stadt — deutsche Küche den Kindern schädlich — Dampfschiffe nach Rotterdam erbärmlich, so daß man oft zwei Nächte auf dem Verdecke zubringen muß.« Ein höchst einflußreiches Mitglied des berathenden Committee fühlte sich der Kinder wegen, und Betreffs der zwei Nächte auf dem Verdecke, höchlich beunruhigt, so daß endlich ausgemacht wurde, es könnte nicht mehr daran zu denken sein, per Dampfboot zu 4 Pfd. 9 Sch. für den Kopf, Kinder die Hälfte, nach Manheim zu reisen.

»Mich wundert's, daß Sie nicht nach Brügge gehen,« bemerkte ein anderes Committee-Mitglied, »hübsche, stille Stadt — hat gute Lehrer — Alles spottwohlfeil — ich kaufte dort einmal achtzig große Pfirsiche für zwei Franken.«

Und alle Kinder klatschten freudig in die Händchen, und schrieen nach Brügge und wohlfeilen Pfirsichen.

So ward denn Brügge in's Auge gefaßt. Da bemerkte ein Anderer: »In Brügge werden Sie sich bis zum Tode langweilen, obschon Mrs. Trollope jetzt dort ist. Warum gehen Sie nicht nach dem wenig weiter entlegenen Brüssel? Brüssel ist eine köstliche Stadt.«

So zog das Committee denn Brüssel in Erwägung.

»Brüssel,« hieß es hierauf von anderer Seite her — »Brüssel wird Ihnen nicht gefallen — die Gesellschaft

ist dort arg gemischt, und die Hausmiethe entsetzlich hoch. Da möchte ich Ihnen für den Sommer Spaa empfehlen — ein reizender Ort ist Spaa, wo man auserlesenen Umgang findet.«

So ward auch Spaa der Berathung unterworfen.

Nun ließ Tags darauf sich ein Antiteutone vernehmen, der auf Deutschland — auf die Deutschen, auf deutsche Städte, deutsches Reisen, deutsches Französisch, welches abscheulich, und auf deutsche Küche, die ein wahres Schmierloch wäre, ganz lästerlich schimpfte. »Sie bilden sich vielleicht ein,« sprach er, »wie viele Andere es vor Ihnen thaten, in Deutschland sei es anmuthiger und minder kostspielig als in Frankreich; allein gleich jenen vielen Anderen werden auch Sie sich getäuscht finden. Demnach möchte ich Ihnen als einen zusagenden Ort St. Omer empfehlen — ist nur wenige Meilen von Calais — hat herrliche Lage — ist höchst erquicklich.«

»St. Omer? Hm! zusagender Ort? entlegen? hat keine Politiker?« und es ward gelegentlich ein prüfender Blick auch auf St. Omer gerichtet.

Als aber folgenden Tages ein anderer Freund bei uns einsprach, erscholl es: »Wie? nach St. Omer wollen Sie? Wollen Sie sich an der Langweile erwürgen? Da gehen Sie nach Boulogne, denn kein Ort geht über Boulogne, wo man eingezogen oder gesellig, ganz nach Belieben leben kann.«

So ward Boulogne denn ebenfalls nicht außer Acht gelassen; viel Nachfrage ward angestellt, und nur Befriedigendes vernommen — Boulogne hatte schönes Sandufer und zahlreiche Reitesel für die Kinder.

»Lieber Freund,« meinte dagegen ein Ortskenner — »Boulogne ist ja 'ne Art von Gefängniß. Wer Sie

dort erblickt, sollte glauben, Sie wären exilirt. Ich bitte Sie, gehen Sie doch nicht nach Boulogne!«

»Warum,« fragte ein zweiter Gescheidter, »warum wollen Sie denn nicht über Southampton nach Havre reisen, wo Sie Ruhe und Geselligkeit finden? Dazu die schöne Umgegend von Honfleur! und die Seine hinauf die herrlichsten Landschaften! und dann können Sie von dort aus, im Fall Sie nach Paris wollen, nach Rouen zu Wasser gelangen!«

Havre und Honfleur gehörten demnach ebenfalls mit zu den in Erwägung zu ziehenden Reisepunkten. Dann aber kamen noch Dieppe und Brest und die Umgebungen von Paris, Versailles, St. Germain und Passy, und noch andere Empfehlungen hinzu; so daß jeder einzelne Ort uns als ganz besonders zusagend, und als jedem andern vorzuziehen, angepriesen ward; und das Committee saß drei Wochen lang und deliberirte, so daß ich, als ich nach Verlauf dieser Frist die gereiften Meinungen prüfte, die während der jüngstverflossenen sieben Tage festgehalten worden waren, ich dieselbe auf folgende Weise schwanken fand:

Montag Morgens, Manheim — Abends, Spaa.

Dinstag Morgens, Brügge — Abends Brüssel.

Mittwoch Morgens, St. Omer — Abends Boulogne.

Donnerstag Morgens, Havre — Abends Honfleur.

Freitag Morgens, Dieppe — Abends, Passy.

Sonnabend Morgens, Versailles — Abends, St. Germain.

Sonntag Morgens, Spaa — Abends Brüssel.

Das Eigentliche an der Sache war, daß im Committee eine geringfügige Meinungverschiedenheit obwaltete. Der große Zweck, und die sich damit verknüpfende Schwie-

rigkeit schienen zu sein: einen Ort ausfindig zu machen, der allen Betheiligten zusagte, nämlich einen Ort, wo es keine Politik, Fülle von Vergnügen und wohlfeile Pfirsiche gäbe.

Drittes Kapitel.

Klitsch, klatsch — platsch, platsch — bum, dum, bum. — Welch ein Gleichmacher ist die Seekrankheit, fast ein so großer Radicaler als der Tod! Wo sie herrscht, hört aller Ständeunterschied, aller Respect, alle Rücksicht auf. Der Steuermann mag den Cajütenjungen zehnmal zum Beistande rufen; der Junge läßt doch seinen Steuermann eher hängen, als daß er dem Rufe desselben folgt. Er hat sich einmal der Pijacke seines Steuermanns bemächtigt und ist entschlossen sie zu behalten — er bedarf keines Zurufes.

Die Wärterinnen achten nicht mehr auf die Kinder, mögen diese über Bord purzeln oder nicht. Selbst der Mutter zärtlichste Fürsorge weicht endlich der bewältigenden Uebelkeit; und fände nicht Lohndienst oder freundlicher Beistand derer Statt, die an die schaukelnde Bewegung eines Schiffes gewöhnt wurden, so würde gar nicht zu ermessen sein, wie tragisch der Anfang mancher Lustfahrt nach dem Continent sich herausstellen möchte.

»Du — ulk — Mary — halt' doch 'mal das Kind,« sagte die Oberwärterin zur Jungemagd — »mir sinkt's so in den Magen.«

»Kann nicht, Suse,« spricht die Jungemagd, »mir steigt's im Magen hinauf.«

Und beide rennen zum Schiffsbord und lehnen sich hinüber und stöhnen erbärmlich. Was die Kinder betraf, so würde für diese wahrhaftig nicht gesorgt worden sein, wenn ich sie nicht in meine schützenden Arme genommen hätte.

Anstand und Sitte, nächst dem Muttergefühle, die stärksten Regungen im Weibe, werden zunichte vor den schauerlichen Angriffen der Seekrankheit. Ohne es zu wissen, wird eine junge Dame sich einem ihr wildfremden Menschen in die Arme werfen; und die zur Stunde von ihrem unter gleichem Uebel ringenden Manne verlassene Neuvermählte duldet es willig, daß der rohe Matros in seiner Dienstwilligkeit ihr die Schnürbänder löset, von denen ihr ächzender Busen eingeengt wird.

Was die Schicklichkeit betrifft, so steckt unter solchen Umständen selbst das ancien régime des Adels von Frankreich sie in die Tasche, wie wenn die Welt in's alte Chaos zurückgesunken wäre — das Gefühl des Ichs ist allein obwaltend; obschon ich dessen ungeachtet gelegentlich Züge der Theilnahme an Anderen erblickt habe. So sah ich einmal, wie eine junge Dame an ein Gläschen mit kölnischem Wasser roch, als ob ihr Leben davon abhinge, und doch das Fläschchen einer Andern hinreichte, um die es noch kläglicher als um die Erstere stehen mochte. Ich ward dadurch an Sir Philipp Sidney und den Trunk Wasser erinnert, als er auf dem Kampfplatze hingestreckt lag und die Worte sprach: »Deine Bedrängniß ist größer denn die meinige.« Und nach den zitternden Lippen und dem blassen Gesichte jener Spenderin des Erquickungsfläschchens zu urtheilen-

war ihr Thun nicht minder heroisch als das des englischen Contreadmirals.

Bum, dum, bum — ulk — kuller-ulk! Man möchte sich einbilden, sämmtliche Schiffspassagiere wäre eben so viele Pumpen, die gleichzeitig mit des Schiffes Hundert-Pferdekraft arbeiteten; denn an Hundert lagen um mich herum, und Einer war so seekrank als der Andere. »Sic omnes«, dacht' ich.

Ich meines Theils habe längst diesen Rubikon überschritten, und selbst Dampf und Qualm und Waschbecken und das mißtönende und ekelerregende Getöse Derer, die mit dem Uebel ringen, vermögen miteinander nicht, meine Nerven anzugreifen; dennoch ward ich so erbärmlich gequält, daß ich hätte daran schwer erkranken mögen. Eine Zeitlang hatte an mir der Stierblick eines Menschen gehaftet, der von einem Yankee als »mächtig garstig« bezeichnet worden sein würde. Es war ein dünner, fleischloser Mann, mit dessen Anrede ich mich gern verschont gesehen hätte, denn er guckte mich an wie ein Dämon und war, wie ich leider bald wahrnehmen mußte, vom Dämon der Politik besessen. Da ich vollends erkannte, daß er auch ein Knopffesthalter war, so kann man sich vorstellen, was ich auszustehen hatte. Der Dünne mochte bemerkt haben, daß ich auf dem Schiffe der Einzige war, mit dem er ein Gespräch führen könnte, und so fiel er über mich wie über sein Opfer her. Ich, der ich vor der Politik mit eben dem Abscheu wie andere Leute vor der Cholera geflohen war — ich, der ich alles Elend der Dampfschifffahrt, alle Qualen und allen Dunst enger Kajüten längst abgewettert hatte — ich mußte mich jetzt verdammt sehen, gleich den mich Umgebenden zu stöhnen, denn der hartnäckige

Knopffesthalter drang mit dem Könige Leopold und Wilhelm von Nassau, mit dem belgischen Antheile an der Staatsschuld und mit den Franzosen und Antwerpen auf mich ein.

»Soll ich ihn zu Boden werfen?« dacht' ich. »Er entblödet sich nicht, Hand an mich zu legen — warum sollt' ich nicht Hand an ihn legen?« Da ich jedoch das Unhöfliche in solchem Verfahren einsah, machte ich allerlei andere Versuche, von ihm loszukommen; jedoch vergebens. Ich lenkte das Gespräch auf ferne Länder — der Kerl war aber überall wie zu Hause; flugs war er in Wien und beschwatzte die deutschen Bundesstaaten — flugs stand er auf südamerikanischem Boden und schwadronirte über Bolivar und St. Martin. Für ihn gab's kein Innehalten; seine Zunge glich den Rädern des Dampfschiffes, und sprudelte mir fast eben so vielen Schaum als diese ins Gesicht. Endlich zog ich meinen Rock aus, den er dann an dessen dritten Knopfe in der Hand behielt, warf mich in eine der Passagierkojen und wünschte ihm wohl zu schlafen. Er legte zwar meinen Rock hin, weil er ihn wohl nicht länger am Knopfe halten konnte, klammerte sich aber dafür an die Holzkante der Koje und fuhr in seinem endlosen Gewäsche fort. Ich kehrte ihm nunmehr den Rücken zu und antwortete ihm nicht, und er zog sich zurück. Andern Morgens fand ich, daß er zu seekrank war, um Politik auszusprudeln, obwohl das, was er jetzt ausspie, von gleichem Kaliber mit seinen politischen Ausspeiungen war.

Beiläufig gesagt, er war ein abscheuliches Lügenmaul, und so wie er, wenn er zum Schwatzen tüchtig war, einen langen Bogen zu ziehen pflegte, so that er auch einen langen Schuß, als er seekrank war. Hol der Geier den Philister! mich dünkt, ich sehe ihn noch,

den langen, dünnen Erbärmlichen, dastehen, hoch aufgerichtet wie eine Gassenpumpe, und das Waschbecken am Boden der Kajüte, drei Fuß weit von seinen beiden Füßen entfernt, wie er, ohne sich vorüberzubeugen, ohne sich zu setzen, ohne das Becken zu erheben, um die Entfernung zu verringern, eine Parabel spie, quod nunc describere, eben so gut wegzulassen wäre. Ich wende mich daher von diesem verfolgenden Dämon, indem ich bemerke, daß er sich einen Baron nannte, als welchen ich ihn jedoch sehr bezweifelte, und daß gekrönte Häuser sich seiner bedienten, was mir noch unglaublicher zu sein schien. Ueber einen ihn betreffenden Punkt, obschon er sich auf denselben nicht einließ, hegte ich geringen Zweifel, nämlich über den, der mir auch durch sein Geschwätz gar sehr bestätigt ward, daß er »ein Glücksritter« war.

»Ich bin ihn losgeworden, dem Himmel sei Dank!« sagte ich, als ich auf Deck ging, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, nachdem ich beim Steward mein Cigarro angezündet hatte. Oben angelangt, fielen mir zuerst ein junger Herr und eine dito Dame in die Augen. Ersterer stand neben Letzterer, die in sinnender Stellung, abgewendeten Gesichtes, den Elbogen auf den Schiffsrand gestützt, da saß, und in tiefe Trauer gekleidet war.

»Wie geht's Ihnen denn heute Morgen, schöne Mary?« fragte der junge Herr, über sie hingebeugt, während er mit der andern Hand sich am Geländer festhielt.

»Schöne Mary!« Wie sollte ich durch solche auszeichnende Anrede nicht aufmerksam gemacht worden sein! »Schöne Mary!« Ich dachte an Sterne's Marie, und an das Hündchen an der Schnur, und spannt

meine Gehörsnerven an, wie ein Windsegel auf tropischen Gewässern, um die lieblich klingende Antwort der Schönen zu vernehmen. Ich erwartete nichts Anderes, als ein melodisches Erschüttern der Lüfte.

Endlich erfolgte eine Antwort; ein — »O — ulk — kuller-ulk!« und das in einem Tone, der nichts weniger als melodisch war. »O — ulk — kuller-ulk!« O βάθος! Die »schöne Mary«, die ich in meiner Imagination mit allen Attributen der Zartheit und Anmuth bekleidet, die ich als ein schönes Ideal des Vollkommenen mir heraufbeschworen hatte, antwortete krächzenden Tones mit »O — ulk — kuller-ulk!« Hinunter rutschte sie wie die englischen Staatspapiere bei einer Schrecknachricht — hinunter rutschte sie bis zur Null einer Dore Lakenreißer — und hinunter rutschte ich selbst wieder in die Kajüte. Wahrlich! wir leben in einer Welt der Täuschung.

Vielleicht hatte ich Unrecht. Die Dame konnte sehr schön sein, jedoch eine Stimme wie ein Pfau — auch dessen Gefieder haben; doch nein! das ist unmöglich — ihrem Geschlechte nach mußte sie ja eine Pfauhenne sein! Jedenfalls war sie, wenn nicht sehr schön, doch höchst seekrank. Als ich die schöne Mary verließ, stöhnte sie jämmerlich über den Schiffsrand hinüber.

Später ward es kalt auf dem Verdecke, indem es frisch aus Osten blies. Ich habe noch niemals einen vernünftigen Grund angeben hören, warum unter'm 50° N. B. ein Westwind warm, und ein Ostwind kalt sein müsse. Nicht so ist es auf den tropischen Gewässern, wenn der Ostwind der von der Sonne bewirkten Luftverdünnung folgt. Doch sagt nicht Byron:

»Es ist das Land des Ost, es ist der Sonne Klima«?

Wahrhaftig! unsere Ostwinde sind nichts weniger als poetisch.

»Sehr kalt, Sir,« sagte ich, indem ich einen rundgesichtigen Herrn anredete, der einen großen weißen Oberrock trug und Kinn und Hände auf einen dicken Rohrstock stützte. »Preisen Sie sich glücklich, daß Sie nicht auch seekrank sind.«

»Den Geier auch!« versetzte er, »ich preise mich gar nicht glücklich, denn ich bin schlimmer daran, als wenn ich seekrank wäre, weil ich eigentlich seekrank werden soll, und es leider nicht werden kann. Aber mir kommt's vor, als hätte heut zu Tage, seit der vermaledeiten Reformbill, sich Alles um und um gekehrt.«

»Schon wieder Politik!« dacht' ich. »Was, zum Wetter, hat denn die Seekrankheit mit der Reformbill zu schaffen? Himmel, wann werd' ich Ruhe finden?« und ich versetzte dem Rundgesichtigen: »Einige Veränderungen haben allerdings stattgefunden.«

»Veränderungen? Einige, Sir? Ich sag' Ihnen, Alles hat sich verändert. Das England von 1835 sieht dem alten fröhlichen England eben so wenig ähnlich, als ich Ludwig dem Vierzehnten gleiche. Allgemeiner Ruin, Sir — jede Volksclasse unterm Druck, Sir — schlechtes Regiment, Sir —«

»Aber Alles ist viel wohlfeiler!«

»Viel wohlfeiler? Nun ja, Sir; aber was nützt Wohlfeilheit der Dinge wenn Niemand Geld hat Etwas zu kaufen? Eben so gut könnten die Dinge theurer sein. Trübselige Erfindung, diese Dampfkraft.«

»Zugegeben, Sir, für die, welche eben jetzt am Bord sich unwohl fühlen.«

»Pah! Quark! Trübselig für die am Lande, Sir. Die Maschinen arbeiten, und die Leute stehen daneben

und verhungern. Das Land ist ruinirt, Sir; das Volk fühlt sich elend — ist arbeitslos und der Ausländer geht mit dem Gewinn über Bord, denn wir verkaufen ihm unsere Manufakturwaaren spottwohlfeil, und kleiden ihn auf Kosten unserer bejammernswürdigen Landsleute. Aber ist dies Alles, Sir? O nein!«

Und hier ließ der Wehklagende sein Kinn wieder auf seine Hände sinken und sah gar kläglich vor sich hin. Nach einigen Sekunden fuhr er fort: —

»Wir sind zwiegespalten — Parteigeist wüthet unter uns. Die Vergesellschaftung ist durch politische Animositäten zerrissen; Tausende haben den Schauplatz der Aufregung und des Lärmens mit dem Rücken angesehen, um Ruhe und Frieden in fernem Lande zu suchen.«

Ich nickte bejahend.

»Ja, Sir, und Tausende werden den Tausenden folgen, werden dem Lande seine Hülfsquellen entziehen, werden Millionen zu Bereicherung anderer Nationen in Umlauf bringen, und dabei sich ihrer Theilnahme an den Nationallasten entziehen, so daß diese nur um so schwerer die Zurückgebliebenen bedrücken. Aber ist das Alles, Sir? O nein!«

Das zweite »O nein!« ward in noch dumpferem Tone als vorhin gesprochen. Der Redner kopfschüttelte und sagte dann nach einer Pause: —

»England wird nicht mehr von Pfaffen gequält, doch ist's jetzt schlimmer daran, denn es ist von Proceßsucht heimgesucht. Gerichtsstreitigkeiten und Gerichtskosten haben, Heuschrecken gleich, die Erzeugnisse der Industrie aufgezehrt. Kein Mann weiß sich sicher, wenn er nicht einen Advokaten hinter sich hat, dem er einen Theil seines Jahreinkommens zu verschlucken geben muß, wenn er den Rest desselben für sich behalten möchte. Und dann

haben wir einen Brougham! Aber ist das Alles, Sir? O nein!«

Er hielt abermals inne und fuhr dann fort: —

»Ich murre nie — ich hasse die Murrer und Knurrer; ich spreche nie von Politik — ich hasse die Politik. Aber ist's nicht wahr, Sir, daß Tollhäuser und Narren sich vereinigt haben, um das Land zu Grunde zu richten? Ist's nicht wahr, Sir, daß sie, unfähig, durch Talent emporzukommen, und angetrieben von einem gottlosen Ehrgeize, die Mehrzahl des Volkes auf ihre Seite gebracht und so einen Geist erweckt haben, den sie nun nicht wieder niederringen können? Ist's nicht wahr, Sir, daß der Verrath frechgesichtig durch das Land schreitet und hinzeigt auf allgemeine Zerstörung, auf Verkümmerung aller Rechte, auf Anarchie, Verwirrung und Blutvergießen? muß gesunde Vernunft nicht der Parteiwuth unterliegen, Sir? Aber ist das Alles, Sir? O nein!«

Das dritte »O nein!« klang noch schauerlicher als alle vorhergegangenen zusammengenommen.

Inzwischen meinte ich, mein Mann müßte sein Budget von Widerwärtigkeiten bald erschöpft habe, und ich war begierig, was er wohl noch vorbringen könnte.

»Wie? noch mehr, Sir?« fragte ich in aller Unschuld meines Herzens.

»Mehr, Sir? O Sir! noch viel, viel mehr! Ich frage Sie, ob nicht selbst die Jahreszeiten in unserem Lande eine Umwandlung haben erleiden müssen? Sind unsere Sommermonate nicht ungewöhnlich und beispiellos heiß? Mangelt es unseren Wintern nicht an Kälte? Wann werden wir das Quecksilber wieder so viele Grade unter Null sehen, als wir es seit Jahren nicht sahen? Nimmer, Sir. Was ist bei uns der Sommer anders,

als eine Jahreszeit der Furcht und Unruhe? Stellt sich die Cholera nicht bei uns so regelmäßig ein, als die Zeit der jungen Erbsen, um uns zum Tode zu erschrecken, wir mögen nun an ihr sterben oder nicht? Welchen Nutzen gewährt es, daß die Früchte der Erde uns in solcher Fülle zu Theil werden, — sind sie nicht miteinander in eben so viele Gifte verwandelt worden? Wer wagte jetzt noch einen leichten Sommerwein zu trinken? Hat man nicht alle Gemüse abgeschworen? Wirft man die Pfirsiche nicht den Säuen vor? und wer wagt Erdbeeren zu essen, als etwa ein armer Junge, der die Gossen kehrt, und in einer Hand den Besen, in der anderen seine Flasche trägt? Sind Melonen nicht anerkanntes Gift, und steckt nicht plötzlicher Tod in den Gurken? Und im Winter, Sir, steht es da besser um uns? Haben, anstatt des heilsamen Frostwetters aus guter alter Zeit, wodurch Luft und Boden gereinigt und unsere Nerven gestählt wurden, wir jetzt wohl etwas Anderes als die Influenza, die uns vier Monate lang verbleibt, und den Krampfhusten, der uns während der übrigen Zeit des Jahres plagt? Ich murre nicht, Sir; ich hasse und verabscheue Alles, was einer Klage ähnlich sieht; aber sagen muß ich, Sir, daß die Welt ihr Oberstes zu Unterst gekehrt hat, daß Alles und Jedes unrichtigen Gang geht — daß uns der Friede geworden ist, den jedoch kein Ueberfluß begleitet — daß jeder Menschenkörper sich elend fühlt, und daß die als Segnungen gepriesenen Dinge, die da Kuhblatternimpfung und Dampfmaschinen heißen, sich als die lastendsten Flüche auswiesen, und daß überdies keine Wahrscheinlichkeit zur Rückkehr unserer früheren Glückseligkeit vorhanden ist, wir möchten denn unsere Steinkohlengruben ausbrennen lassen und die natürlichen Blattern

wieder einführen können. Inzwischen, Sir, geschehe des Herrn Wille. Ich sage nichts weiter, denn ich mag anderen Leuten keine böse Stunde machen; glauben Sie aber ja nicht, Sir, daß ich Ihnen Alles gesagt hätte — O nein!«

Bei diesem letzten »O nein!« legte mein Mann sein Gesicht auf seine Handknöchel und schwieg. Ich wendete mich auf dem Verdecke dem Ostwinde entgegen. »Blase, blase, du winterlicher Wind,« sagte ich vor mir hin, »Du bist minder unfreundlich als so ein Knurrhahn.« Dabei blickte ich über den Schiffsschnabel hinaus und sah, daß wir der Hafeneinfahrt von Ostende nahe waren. Zehn Minuten später hörten das »Klitsch-klatsch« und das »Ulk-kuller-ulk« auf, der Wurfanker fand seinen Grund, und zu Bord stürzte eine Rotte von dienstbaren Geistern, die uns Adreßkarten in die Hände stopften und dazu schrieen: »Hôtel des Bains, Monsieur.« »Hôtel Waterloo, Monsieur.« »Hôtel Bellevue.« Hôtel Bedford, Monsieur.« »Hôtel d'Angleterre,« — ad infinitum. Dann leerte sich die Noas-Arche, und was für Gesichter kamen nun zum Vorschein! Alle sahen sie höchst paradox aus, denn jedes zeigte deutlich, daß es des Wassers satt war, und doch zu gleicher Zeit nichts so bedurfte, als Wasser. Ich ließ mir aus der Damenkajüte meine Kinder heraufhissen, und als ich ihre besudelten Physiognomien näher betrachtete, hielt ich das »Hôtel des Bains« für den ihnen jetzt wohl am besten zusagenden Ort.

So begaben wir uns denn in das »Hôtel des Bains.«

Viertes Kapitel.

Ostende, April 18. 1835.

Da ich hier von einem Halunken von Lohndiener ganz abscheulich angeführt worden bin, und recht wohl weiß, wie sehr Reisende sich durch das Wetter oder durch die Behandlung angegriffen fühlen, die sie an irgend einem Orte erleiden, durch welchen sie kommen, so will ich den Heldenmuth zeigen, nichts weiter über Ostende zu sagen, als daß ich diese Stadt für das ärgste Spitzbubenloch in der ganzen Welt halte; so daß, wenn ein Reisender recht bald aus demselben wieder wegkommt, es um so besser für seine Geldbörse und Gemüthsruhe sein wird.

April 19.

Man hat es als Grundsatz aufgestellt, daß jeder Mensch hienieden für das Kräftigste eingenommen ist. Während meiner Fahrt auf der Treckschuyt ward mir jedoch ein Beweis vom Gegentheil, denn als wir geräuschlos und fast unmerklich entlang glitten, sagte mir eine Dame, wie sie unbedingt die Dreipferdekraft der Schuyt der Hundertpferdekraft des Dampfschiffes vorzöge.

Wir langten zu Brügge an, indem wir allen Gräueln und Fährlichkeiten der Dampfschifffahrt entgingen.

Die Hausmiethe ist in Brügge sehr gering, weil die Hälfte der Häuser leer steht; wenigstens ward dies mir als die Ursache davon angegeben, wiewohl ich die Wahr-

heit derselben nicht verfechten will. Der Leser mag bei Brügge an die Heimath der wohlfeilen Pfirsische denken, doch kam uns diese Frucht nicht zu Gesichte, indem die Pfirsichbäume noch nicht einmal in der Blüthe standen. Zur Erquickung der ausländischen Bibelgesellschaft habe ich hier einzuschalten, daß ich eines ihrer vertheilten Exemplare im Gasthofe zu Brügge auf dem Kaminsims überaus wohl erhalten liegen sah.

April 21.

Hinsichtlich dessen, was auf unserer Kanalfahrt nach Gent passirte, kann ich nur sagen, daß Alles uns passirte, denn die Wege waren sehr holperig, die Gäule sehr träge und die Postknechte noch träger. Letztere ließen es gemächlich angehen, während sie der quer zu Sattel saßen, so wie Jungen auf einer Heckenthür zu sitzen und sich zu schaukeln pflegen. Wir langten endlich an, und unsere Reise zu Wasser hatte ein Ende. In Gent begaben wir uns in's Hôtel Royal, aus dessen Fenstern ich einen schönen Anblick des Glockenthurmes hatte, der den ehernen von Konstantinopel hergebrachten Drachen trägt. Als ich hiebei vergangener Zeiten gedachte und nachsann, wie wohl der Thurm gebaut und der Drache wohl hinaufgeschafft worden wäre, fand ich mich in den Apokryphis »Vom Bel und vom Drachen zu Babel« umherwandern.

Wir besahen das Gemälde Van Eyck's in der Kathedrale des heil. Bovin. Wahrscheinlich wird der Leser zu wissen wünschen, wer der heil. Bovin war. Denselben Wunsch hegte auch ich, und fragte daher den Sakristan. Die Antwort, die mir ward, werde auch dem geneigten Leser, nämlich: »St. Bovin, Monsieur, il étoit un saint.«

Jenes Bild von Van Eyck ist einen ganzen Rudel anderer Gemälde werth, die man hier zu besehen pflegt: Van Eyck verstand zu erfinden, und war wirklich der Vater der Oelmalerei. Sein Bild ist eine wundervolle Produktion.

Mrs. Trollope sagt, die Leute eilen durch Belgien, als ob dies eine bloße Eisenbahnstraße nach anderen Ländern wäre. Sie hat Recht; auch wir thaten ein Gleiches, denn wer mag sich aufhalten, um in Ostende geprellt zu werden, oder in Brügge leere Häuser zu begucken, oder in Gent zu bleiben, das nichts als ein flandrisches Birmingham ist, wenn Brüssel und König Leopold und Hoffnung auf angenehmere Dinge in der Nähe sind? So fuhren wir in Posthast mit Postpferden und Postillonen nach Brüssel.

Fünftes Kapitel.

April 22.

Die Königin von Belgien »a fait un enfant.« So weit auf dem Continent die französische Sprache reicht, wird bei solcher Gelegenheit allemal die Frau als die »faiseuse« angesehen; von dem Manne wird, und oft mit Recht, vorausgesetzt, daß er mit der Sache nichts zu thun gehabt habe. Auf Seiten der Damen erscheint dies allerdings als eine wünschenswerthe Einrichtung, durch die deren Nachkommenschaft sich ganz nach Wunsch und Unterhaltsmitteln beschränken ließe. Wie so ganz anders ist es in England, wo Kinder geboren werden,

sie mögen nun gelegen kommen oder nicht. O Miß Martineau! Sie mögen immerhin von dem »preventive check«, schwatzen; jedoch wo ist dieser? In England würde er eben so werthvoll als der Stein der Weisen sein.

Mich dünkt, die guten Pariser, die da scheinen, die Sache der Religion völlig untergehen zu lassen, würden wohl thun, wenn sie die Sitten und Gebräuche der Nahir, einer Mahrattennation, auffaßten, von der ich einmal gelesen habe. Bei jener Völkerschaft giebt's, wie im Himmel, keine Heirathen. Alle sind frei, und alles Erbrecht bestimmt sich nach den Kindern der Schwester; denn obschon es unmöglich ist, den Vater irgend eines der Kinder ausfindig zu machen, so ist man doch überzeugt, daß die Schwesterkinder reinen Blutes von mütterlicher Seite sein müssen. Welche gute Einrichtung würde dies für die Pariser sein? wie vieler »Todsünden,« als der des Ehebruches u. s. w. würden diese ledig sein, sobald sie jenes einfache Mahrattengesetz unter sich aufrichteten! Und zudem, welch ein erhabener Gedanke liegt darin, eine ganze Nation zu reformiren! Man sagt uns, heut zu Tage werden Gesetze gemacht, um Verbrechen zu verhindern; wenn jedoch Gesetze in Kraft treten, laut denen das Verbrechen nicht mehr für Verbrechen gilt — welche Weitläufigkeiten werden dadurch auf die Seite geschafft!

Das Theater in Brüssel war zur Zeit wegen Geldmangels geschlossen. Letzterer war durch Mangel an Ehrlichkeit des Directors eingetreten, denn dieser hatte sich mit der Kasse des Theaters, also mit dem Besten, was die meisten Theater aufzuweisen haben, bei Nacht und Nebel davon gemacht.

April 26.

Wir wohnten einer Kunstreitervorstellung bei. Dergleichen Dinge zeigen wenig Mannichfaltiges, das nicht leicht, entweder durch den Reiter oder durch dessen Thier, ausgeführt werden könnte. Inzwischen sahen wir doch einiges Neues. Die Primadonna war die beste Reiterin, die mir jemals vorgekommen ist — ein wahrer weiblicher Centaur, denn sie und ihr Pferd schienen Eins zu sein. Dann producirte sich eine dicke Holländerin, die, zu unserer großen Belustigung, von ihrem Gaule purzelte, auf die hoch mit Sägespähnen bestreuete Arena in sitzender Stellung hinplumpte, und so eine Grube machte, die so groß war, als ob eine Brut Rebhühner einen ganzen Tag lang darin herumgewühlt hätte. Ein amerikanischer Schwarzer — denn bei solchen Reitertruppen befinden sich gewöhnlich ein paar Neger, weil diese, wie Cooper sagt, dadurch trefflich reiten lernen, daß sie ihren Brotherren die Pferde stehlen — ein solcher Schwarzer also machte einen wüthenden Ritt und verrenkte sich dabei den Fußknöchel, zwang sich jedoch, zu lächeln, als er sich verbeugte und von dannen humpelte; aber des Menschen Versuch, bei außerordentlichem Schmerze zu lächeln, ist jederzeit scheußlich. Nach diesen Allen trat eine Künstlerin auf, die wohl nicht zu befürchten hatte, sich den Fußknöchel zu verrenken. Sie war eine Miß Betsey, eine umfangreiche Gestalt, die sich jedoch an jenem Abend etwas grämlich zeigte und sich oft weigerte, ihre Künste zu machen. Da es jedoch kein Anwesender wagen wollte, den gemeinsamen Willen einer weiblichen Person und eines Elephanten zu bändigen, so that Miß Betsey nur, was ihr beliebte, und es beliebte ihr, sehr wenig zu thun. Eine ihrer Großthaten war uns jedoch neu, sie nahm nämlich eine

Flinte ins Maul und feuerte dieselbe mit ihrem Rüssel ab.

Als ich mich in Indien befand, hielt ich große Stücke auf diese Thiere. Ich kannte dort einen prächtigen Elephanten, der bei dem gegen Martaban stattgehabten Kriegszuge erbeutet worden war. Er war vier bis fünf Fuß höher als es gewöhnlich die Elephanten sind, und dabei ein Liebling seines Herrn, des Rajah. Es hielt schwer, das erbeutete Thier an Bord des Transportschiffes zu schaffen. Man machte ein Floß, dem das Thier ziemlich wider seinen Willen seinen ungeheuern Leichnam anvertrauen mußte. Etwa dreißig Eingeborne ruderten nun das Floß an's Schiff, wo die größten Windeblöcke, um ihn hinauf- und einzuhissen, in Bereitschaft gehalten wurden. Nachdem man den Elephanten gehörig eingeschlingt hatte, bemannte man den Kapstern, und das ungeheuere Geschöpf ward in die Höhe gehoben. Doch war es kaum einen Fuß hoch über dem Floß, so glitschte ein Strick aus und das Thier plumpte wieder herunter auf das Floß, daß es krachte und sprudelte, wovon der Elephant keineswegs erbaut zu sein schien. Beim zweiten Aufhissen thaten die Winden ihre Schuldigkeit, und der wohlbeleibte Herr verrichtete seine Luftfahrt, hatte jedoch den vorherigen Unfall nicht vergessen, sondern denselben, aus welchem Grunde, läßt sich unmöglich angeben, den ihn begleitenden Eingebornen zugeschrieben. Als er nun langsam in die Höhe gehoben ward, blickte er in nicht geringem Zorne umher. Seine Augen und sein Rüssel waren die einzigen Theile seines Leibes, die sich in Freiheit befanden, und er wendete, als er aufwärts stieg, diese nach allen Richtungen hin. Endlich gewahrte er eine halbe Haupttopsegel-Raa, die von den Schlingen weggerissen worden war und

auf den Gänsehälsen lag. Sie mochte ihm als eine treffliche Waffe erscheinen, denn er hob sie ab und schwenkte sie, nachdem er nur allzu wohl gezielt hatte, so gewaltig im Kreise um sich herum, daß er an anderthalb Dutzend der Eingebornen vom Floß herunter promovirte, damit sie sich mit dem Hochwasser, das von Alligatoren wimmelte, abfinden möchten. Ich konnte nicht umhin, die Besonnenheit des gewaltigen Thieres zu bewundern, das in einer für einen Elephanten so ungewöhnlichen Stellung in der Luft schwebte und sich doch so bedächtig zeigte, als streifte er in seinen Heimathwäldern umher. Er gelangte zu Bord und nach Ragoon, wo er glücklich ausgeschifft ward. So oft ich Muße dazu hatte, besuchte ich ihn dort. Er hatte zwei kleinere Elephanten zur Gesellschaft, doch blieb er mir stets besonders lieb. Vielleicht gewährt eine Schilderung des täglichen Lebens eines Elephanten, wenn er nicht im aktiven Dienste ist, dem Leser einige Unterhaltung. Zu welcher Zeit Thiere aufstehen, welche sich niemals hinlegen, wenn es ihnen nicht befohlen wird, läßt sich nicht wohl angeben. Die Elephanten werden unter irgend einem großen Baume eingestallt, der sie bei Tage gegen die stechende Sonnenhitze schützt. Sie stehen unter diesem Baume, an welchem sie mittelst ihrer Hinterfüße festgekettet werden. Früh am Morgen kriecht der Hüter aus seinem Ruhewinkel hervor, und wirft die respectiven Schlüssel dem Elephanten hin, der mit denselben die Hängeschlösser seiner Kette öffnet, sich auf solche Weise selbst befreit, und dann mit der größten Höflichkeit dem Hüter die Schlüssel zurückgiebt. Mit diesem tritt er nun zu der nächsten Waldung, wo er mit seinen vierfüßigen Kameraden einen Haufen Baumäste abbricht, indem er sich diejenigen aussucht, die sei-

nem Gaumen am meisten behagen. Die Aeste werden in zwei ungeheuere Bündel hingehäuft. Mittelst Bandweiden schnüren die Elephanten die Bündel zusammen, hängen sich diese über den Rücken und kehren mit diesem Vorrathe zu Stalle zurück, der Hüter mag sie nun bei diesem Fouragiren begleitet haben oder nicht. Freilich hängt dies Alles von dem Umstande ab, daß die Elephanten gut abgerichtet wurden und längere Zeit in Knechtschaft waren. Bei ihrer Rückkehr legen die Elephanten ihre Ketten wieder um ihre Füße, verschließen das Hängelchloß und geben abermals die Schlüssel zurück. Dann machen sie sich über ihre Mahlzeit her, indem sie Blätter und Sprößlinge verschmausen, das dickere Astholz aber verschmähen. Hat nun ein Elephant sich gesättigt, so sucht er sich gern einen langen Ast aus, berupft denselben so, daß nur oben an demselben ein Blätterbüschel bleibt, mit dem er nun die Fliegen und Mosquito's von sich verscheucht; denn obschon das Fell des Elephanten sehr dick ist, hat es doch Runzeln und Ritzen, in welche die Stachelthiere sich versenken. Bisweilen entledigt der Elephant sich dieser Qual auch dadurch, daß er mit dem Rüssel Staub oder Sand aufsaugt, und diesen über sich hinregnen läßt, um damit die Runzeln und Ritzen auszufüllen, um sich so gegen den Stich der Insekten zu schützen. Dann greift er wieder zu seinem Blätterbüschel und schwenkt ihn hin und her um sich herum, die Fliegen vollends zu verjagen.

Jetzt sei dem Leser noch ein Beispiel von der Selbstverleugnung meines Freundes, des großen Elephanten, vorgeführt. Ich habe diesen gesehen, wie er seinen Büschel schwenkte, weil er arg von den Mosquito's gequält ward; und, beiläufig bemerkt, man kann sich von dem schmerzenden Bisse der Tiger-Mosquito's kaum ei-

nen Begriff machen. Dennoch will ich versuchen, denselben zu geben, obwohl ich für die Wahrheit der Sache nicht unbedingt einstehen kann; doch erinnere ich mich, daß, als wir unter heftigem Regen uns auf einer Boots-Expedition befanden, einer der Schiffssoldaten, um seine Ladung trocken zu erhalten, seinen Vorderfinger in den Lauf seiner Muskete gesteckt hatte, denselben aber plötzlich herauszog und seinem Kameraden zurief: »Mich soll 'ne Kugel treffen, Bill, wenn nicht einer von den Halunken mich durch meinen Gewehrlauf hindurch gebissen hat.« Dies »par parenthèse«; und nun wieder zu meinem Lieblinge, dem großen Elephanten. Wie gesagt, er zeigte durch sein Schwenken des Blätterbüschels, wie heftig er von seinen Verfolgern gequält ward. In dem Augenblicke trat sein Hüter heran, legte ihm ein kleines nacktes Ding hin, das kugelrund war, und das, wie ich glaube, in Indien ein Kind genannt wird, und rief dem Thiere auf Hindostanisch zwei Worte zu, die so viel bedeuteten, als »Bewach' es!« Dann ging der Hüter von dannen. Der Elephant verkürzte sofort seinen Blätterwedel, und richtete nun seine ganze Aufmerksamkeit auf das Kind. Er fächelte den kleinen schwarzen indianischen Klumpen, so daß er zwei Stunden lang von diesem alles Geschmeiß abwehrte, und seiner selbst dabei gänzlich vergaß, bis der Hüter zurückkehrte. Es war dies wirklich ein schöner Anblick, der mir viel Nachdenken erweckte. Da stand ein Ungeheuer, dessen Riesenleib wenigstens zweitausend Mal größer als der Körper des Kindes war, und dies Ungeheuer schien das göttliche Ebenbild auf Erden, selbst auf dessen niedrigster Stufe der Ausbildung oder Vollkommenheit, als solches anzuerkennen, und so schweigend die Wahrheit des göttlichen Wortes darzuthun, »daß der Herr dem Menschen

die Herrschaft über die Thiere des Feldes gegeben hat. – Zu gleicher Zeit gab hier ein vernunftloses Geschöpf einen Beweis von Dienstwilligkeit und Selbstverleugnung, wie wenige Christen, ja keiner, außer etwa eine christliche Mutter, ihn hätte geben mögen. Würde Fowell Burton, umringt von einer Schaar Mosquito's, so viel wie dieser Elephant für ein Mitgeschöpf, mochte es weiß oder schwarz sein, wohl gethan haben? Wahrhaftig nicht! Er würde sich die eigenen Lenden, die eigenen Ohren, das eigene Gesicht und Alles, was um und an ihm eigen war, gewedelt und es seinen Mitkreaturen überlassen haben, selbst für sich zu sorgen; auch möchte ich ihn deshalb nimmer tadeln.

Da ich einmal von diesem Gegenstande rede, so mag der Leser noch vernehmen, auf welche Weise jener Elephant und ich von einander schieden, indem solches von Seiten des Ersteren auf eine höchst charakteristische Weise geschah. Die Armee hatte Befehl zum Marschiren erhalten, und die Elephanten wurden zum Fortschaffen der Zelte requirirt. Der Generalquartier-Meister, der Mann mit vier Augen, wie die Einwohner ihn nannter, weil er eine Brille trug, hatte die Aufsicht bei'm Beladen der Thiere. Zelt nach Zelt ward meinem Freunde aufgepackt, der sich ganz ruhig verhielt, bis er fand, daß man ihm allzu viel zumuthete. Er heulte jetzt seine Klage aus, die von dem Cornac verdollmetscht wurde. Da jedoch noch ein Zelt mehr fortgeschafft werden mußte, und eins mehr oder weniger keinen Unterschied machen konnte, ward dasselbe meinem Freunde ebenfalls noch aufgepackt. Dieser schwieg, blickte aber mürrisch umher — das Genug war so gut als ein Festschmaus für ihn, jedoch diese Behandlung ward von ihm wahrlich nicht als Scherz betrachtet. Nun traf es sich,

daß zur Stunde die einzige Straße der Stadt, die eine Viertelstunde Weges messen mochte, bis zum Erdrücken mit Tattochos oder kleinen Pferde und jungen Ochsen angefüllt war, welche über ihren Rücken hin zwei Fäßchen mit Wein oder Branntwein hängen hatten, und in Begleitung ihrer sie durch Schreien, Schlagen und Stoßen antreibenden Lastführer einen höchst geräuschvollen und munteren Anblick gewährten. Als man das letzte Zelt dem Elephanten aufgebürdet hatte, glich dieser einem Berge, der in Leinwand eingehüllt war, die in ihrer Ausdehnung die ganze Breite der Straße, bis auf kaum zehn Zoll, einnahm. Der Elephant erhielt von seinem Cornac den Befehl, vorwärts zu gehen. Freilich gehorchte er diesem, allein auf welche Weise? Er streckte seinen Rüssel in die Höhe, stieß ein lautes Geschrei des Unwillens aus, und setzte sich in einen Trab, der an Hurtigkeit dem Galop eines Pferdes gleich kam, rannte die Straße enlang, und mähete nun alle Pferde und Rinder und Lastführer vor sich nieder, daß sich ein entsetzliches Geschrei erhob und eine unsägliche Verwirrung entstand. Die kleinen Thiere streckten ihre Beine in die Höhe, Wein und Branntwein flutheten in den Gossen, und die erschreckten Führer suchten sich in die Häuser zu retten. Der hocherzürnte Elephant vertilgte auf solche Weise den größten Theil des leckeren Trinkvorrathes der Herren Officiere, die wahrlich nicht geahndet hatten, welcher Schaden ihnen durch ein einziges Extrazelt zugefügt werden sollte. Mit den Augen folgte ich meinem Freunde auf dessen stürmischer Laufbahn, bis er meinem Anblicke durch die von ihm aufgewühlte Staubwolke entzogen ward. Auf diese Weise schieden wir von einander. Ich wendete mich und sah dicht hinter mir den General-Quartiermeister, der mit

seinen »vier Augen« die Folgen seiner Thierquälerei beschaute.

Aber ich schweifte mehrere tausend Meilen weit ab, und es wird Zeit sein, mich in das Geleis meines Tagebuches zurückzubegeben.

Sechstes Kapitel.

Brüssel, Mai 5.

Seine belgische Majestät, die belgischen Minister, die belgischen Gesandten, die belgischen Regierungsbehörden und der gesammte belgische hohe und niedere Adel, zusammt allen Engländern, die sich der Oekonomie und ihrer Ruhe wegen in Brüssel aufhalten, nebst allen Exilirten und Demagogen, die sich hier umhertreiben, ob sie einen Lärm anzetteln möchten, haben mit einander Brüssel verlassen, indem sie zum Antwerpener Thor hinauszogen. Und alle in Brüssel wohnende Belgier haben ihre Kramläden zugeschlossen und sind zum Antwerpener Thor hinausgegangen; ja, sogar alle Kinder sind mit fort, weil deren Mütter sie nicht allein zu Hause lassen konnten. Und alle Generale mit ihren Stabsofficieren, und die Officiere mit ihren Truppen, so wie die Artillerie, haben ebenfalls Brüssel durch das Antwerpener Thor hindurch verlassen, um die besagte Volksmasse in Ordnung und Ruhe zu erhalten. So also ist Niemand in Brüssel zurückgeblieben, und Brüssel muß während dieses Tages für sich selber sorgen.

Der Leser wird natürlich wissen wollen, warum ganz

Brüssel denn auszog, und warum es zum Antwerpener Thore hinauszog.

Nun denn, weil an diesem Tage der »Chemin de Fer,« oder die Eisenbahn, die so eben zwischen Brüssel und Mecheln vollendet ward, eröffnet werden soll; d. h. drei Locomotive, deren Namen der Stephenson, der Pfeil und der Elephant sind, sollen im Beisein Seiner Majestät, alle Minister Seiner Majestät, alle Gesandte, welche Lust dazu verspüren, alle Regierungshäupter und ferner alle Diejenigen, die eine gültige gelbe Karte vorzeigen können, hin nach Mecheln und wieder zurückrutschen lassen, wozu drei und dreißig Omnibusse, Diligencen oder Personenwagen ihren geräumigen Schooß geöffnet halten und den drei Dampfwagen, Pfeil, Stephenson und Elephant, angehakt sind. Ich werde auch hinausgehen und zusehen, denn ich will nicht allein als »letzter Mensch« in Brüssel bleiben.

Mai 6.

Es war eine glänzende Fahrt, bei der Alles gut ging, weil die Locomotive gut gingen. Wir wurden zwölf Meilen weit durch das fruchtbarste Wiesenland geführt, das in der Welt aufzufinden sein kann. Zu beiden Seiten unsers Weges drängten sich die Zuschauer in einer Weise, woraus sich die außerordentliche Bevölkerung des Landes abnehmen ließ. Die erste Viertelstunde weit sahen wir ringsum nichts als eine ungeheure Menschenmasse, und ein belgisches Volksgewühl gewährt insofern einen höchst angenehmen Anblick, als dessen Farbenwahl, Blau und Weiß, einen erfrischenden Abstich mit dem grünen Hintergrunde der Wiesen machen. Jedes männliche Wesen trägt seine blaue Bluse, jedes Frauenzimmer ihre weiße Haube oder ihren weißen Strohhut. Wenn jedoch

die Belgier »en masse« hübsch aussehen, so kann ich nicht sagen, daß sie es auch »en détail« thun. Von den Männern ist nicht viel zu rühmen; allein die Weiber sind zuverlässig die Uneinnehmensten in der ganzen Welt, die Afrikanerinnen nicht ausgenommen. Auf einigen englischen Kriegsschiffen herrschte ehemals der Gbrauch, ein altes Messer vorräthig zu haben, das, wenn die Mannschaft zu Bord kam, von einer Hand zur andern gereicht ward, bis es bei dem bleiben mußte, der als der Häßlichste von Allen anerkannt ward. Stieß nun später Einer zur Mannschaft, der eine noch garstigere Physiognomie als der bisherige Hüter des Messers zeigte, so mußte dieses in die Obhut des Neuangekommenen wandern und bei demselben bleiben, bis ein abermals Häßlicherer ihn abzulösen käme. Folgen wir diesem Princip mit den belgischen Weibern und vergleichen wir sie mit den Frauen der übrigen europäischen Staaten, so sind sie ohne allen Zweifel zum Aufbewahren des Messers berechtigt, und wenn sie nicht darauf bedacht sind, ihre Raçe zu veredeln, so fürchte ich, das Messer wird noch Jahrhunderte lang bei ihnen bleiben müssen.

Wir kamen wohlbehalten zu Mecheln an, und ich belustigte mich höchlich an dem manchfaltigen Ausdruck des Erstaunens auf den fünfhundert tausend Gesichtern, an denen wir vorüberrutschten. Auf einer üppigen Wiesenflur sah ich eine Anzahl katholischer Priester, die dem Wagenzuge einen Blick nachschickten, welcher zu sagen schien: »Ketzerische und verdammliche Fahrt! Dieser Chemin de Fer ist nichts Anderes als der Chemin d'Enfer.«

Zu Mecheln stiegen wir Alle aus, traten an eine steinerne Säule, an welcher bei kriegerischer Zwischen-

musik eine Rede gehalten ward, und stiegen dann sämmtlich wieder ein. Um die Kraft seiner Maschinen zu zeigen, hakte Mr. Stephenson alle Omnibusse, Diligencen und Personenwagen an den einzigen Elephanten, der nun ohne Mithülfe der beiden anderen Locomotiven uns zurückbringen sollte. Nachdem also der Elephant uns in's Schlepptau genommen hatte, ging's in recht wackerm Trabe wieder nach Brüssel. Es muß für die Zuschauer ein trefflicher Anblick gewesen sein, wie der ganze Wagenzug, geschmückt mit Blumengewinden, weißen Baldachinen zu Häupten und an drei hundert belgischen Flaggen mit ihrem Gelb, Roth und Schwarz an ihnen vorüberrollte. Das ungeheure Thier jedoch, das eine Last von achtzig Tons zu ziehen hatte, ward zu Villa Vorde durstig und ließ uns halten. Eine halbe Stunde lang trank es — d. h. es nahm Wasser ein, und dann ging es wieder vorwärts. Wir langten wohlbehalten in Brüssel zu großer Freude Derer an, die sich in den Wagen befanden, so wie auch zu großer Freude Seiner Majestät und aller dessen Minister und Regierungsbeamten und der ganzen handeltreibenden Klasse, die miteinander des Glaubens leben, das tausendjährige Reich habe begonnen; wiewohl sehr zum Verdrusse der untern Volksklasse, bei der der Gedanke feststeht, der »Chemin de Fer« bringe sie um ihr täglich Brot, und die deßhalb auf ein Bersten der Locomotive hoffte. Nachdem Mr. Stephenson aber seine dekorirten Wagen glücklich heimgebracht hatte, ward er selber dekorirt; so daß er nunmehr ein Ritter des Leopoldsordens ist. Würde der eherne Orden der belgischen Patrioten sich nicht ungleich besser zu einer Eisenbahn-Dekoration geschickt haben?

Es ist unmöglich, irgend eine Dampfmaschine zu be-

trachten, ohne den Scharfsinn des Menschen anzustaunen und zu bewundern. Dies Gefühl steigert sich jedoch zu einem Schauer, wenn man ein Eisenbahn Locomotiv betrachtet. Welche ungeheure Kraft in so engem Raume zusammengedrängt! Ich kann mich dabei nicht der Vorstellung erwehren, daß solche Maschine Lebenskraft besitze — daß sie sowohl ein lebendiges, als ein sich bewegendes Ding sei, und diese Vorstellung, verbunden mit der ungeheuren Kraft der Maschine, ruft mir den Gedanken hervor, diese sei irgend ein zischender, sprudelnder, schrecklicher Dämon, der, wenn er des auf ihm lastenden Bannes sich entledigen könnte, uns nur allzugern bei Tausenden vernichten würde.

Und wird sich diese gewaltige Erfindung nun den Menschen als ein Segen oder als ein Fluch ausweisen? werden ihr nicht, gleich wie dem Feuer, welches Prometheus vom Himmel stahl, um sein Menschengebild zu beleben, die Schauergaben der Büchse Pandorens folgen?

Die niedere Volksklasse in Belgien hat sich den Gedanken festgestellt, durch Einführung der Dampfkraft würde ihr das tägliche Brot genommen. Untersuchen wir, ob in dieser Idee nicht ein Grad von instinktmäßiger und prophetischer Wahrheit enthalten ist.

Das Axiom unserer politischen Oekonome ist, dem großen Ziele nachzustreben, die möglich größten Resultate durch die möglich geringsten Mittel zu gewinnen. Das Axiom als solches ist gut, allein ihr stellt sich das Axiom entgegen, daß die Wohlfahrt und die Glückseligkeit jedes Staates davon abhängt, genügende Beschäftigung für die gesammte Industrie des Landes zu erlangen.

Belgiens Bevölkerung ist ungeheuer. In England

zählt man etwa achtzehnhundert Seelen auf die Quadratmeile; in Belgien faßt diese dreitausend achthundert Seelen. Unmöglich würde Belgien diese Volksmasse ernähren können, hätte es nicht zuvörderst seine umfassenden Manufakturen, (denn in den Baumwollenfabriken Belgiens allein, in denen bis jetzt nur einige wenige Dampfmaschinen eingeführt worden sind, finden zweihundert und funfzigtausend Menschen ihren Unterhalt,) und sodann seine Eintheilung der Ländereien in kleine Parcelen; eine Eintheilung, die sich aus dem gesetzlichen Erbrechte herleitet, welches von keinem Erstgeburtrechte weiß. Hieraus folgt, daß der größere Theil Belgiens durch Spaten-Landwirthschaft bebaut wird und sich daher auf dem höchsten Standpunkte der Ergiebigkeit des Bodens zeigt. Dessenungeachtet stellt sich schon jetzt in Belgien das Verhältniß Derer, die vom Staate oder durch Privatwohlthätigkeit Unterstützung erhalten müssen, zu den Uebrigen wie Eins zu Acht heraus. Nehmen wir nun an, das Dampfwesen würde allgemein in diesem Lande, so muß daraus hervorgehen, daß Maschinen an die Stelle der Menschen treten und deren Arbeiten verrichten; und welches Resultat wird sich hieraus ergeben? Kein anderes, als daß Tausende geschäftlos werden und von der Nation ernährt werden müssen. Ist aber eine Bevölkerung so zahlreich, daß es kaum Raum für sie giebt, durch ihrer Hände Arbeit sich zu ernähren, so kann die Einführung des Maschinenwesens nur eine einzige Folge, nämlich Vergrößerung des Pauperismus, haben. Haben die Belgier also nicht recht, wenn sie denken, daß sie durch das Dampfwesen ihres täglichen Brotes beraubt werden?

Daß die Maschinen in England bereits dieses Resultat bis zu einem gewissen Grade hervorgebracht ha-

ben, kann nicht geleugnet werden; denn nicht nur unsere in Fabriken arbeitende, sondern auch unsere ackerbauende Volksklasse ist schwer dadurch geschädigt worden, daß man dem Grundsatze nachgeht, die möglich größten Resultate durch die möglich geringsten Mittel zu gewinnen. Die Eintheilung der Ländereien in kleinere Parcelen würde mehr als alles Andere im Stande sein, dem Elende der Ackerbau treibenden Volksklasse in England abzuhelfen. Gegenwärtig ziehen Eigner und Pächter große Landgüter vor, weil diese, gegen kleinere gehalten, verhältnißmäßig mit einer geringeren Anzahl von Menschen und Pferden bewirthschaftet werden können; allein wie wirkt dies? Es setzt eine gewisse Anzahl von Arbeitern außer Thätigkeit, so daß sie bei Müßiggange der Unterstützung bedürfen. Beträgt die Summe, welche die Pächter dadurch verdienen, daß sie auf den Gütern weniger Arbeiter anstellen, mehr als ihr Zuschuß zur Armensteuer? Es kann sein; allein dabei schieben solche Pächter einen großen Theil des Onus auf Andere; der Pächter Gewinn ist demnach zuverlässig kein Gewinn für die Nation, denn der Mann, der nicht arbeitet, will dennoch ernährt sein. Haben wir demnach folgende Schlußsätze nicht für richtig zu erkennen?

»Daß das Erzeugen möglich größter Resultate durch die möglich geringsten Mittel ein Axiom ist, welches nur da gelten kann, wo es nicht in die Industrie des Volkes eingreift. Daß so lange die gesammte Bevölkerung beschäftigt ist, solche außerordentlichen Kräfte wie die Dampfkraft zur Wohlthat und zu einer Quelle eines Extrareichthums werden; daß aber im Verhältniß, wie sie die Bevölkerung außer Beschäftigung setzen, sie sich um so mehr als nachtheilig erweisen, und endlich zu

einem Zustande der Dinge führen müssen, aus welchem sich Aufruhr, Anarchie und Verwirrung entheben. Quod erat demonstrandum — ich will hoffen, daß dies nicht zu unserer Zeit geschehe.«

Siebentes Kapitel.

Antwerpen.

Alle Welt hat von der Kathedrale zu Antwerpen und dem schönen Gemälde von Rubens gehört. Alle Welt hat auch von der Belagerung von Antwerpen und dem General Chassé gehört, und wie die Franzosen eine Non-Intervention-Armee gegen die Citadelle rücken ließen und diese den Holländern abnahmen. Alle Welt hat auch gehört, wie Lord Palmerston protokollirte, während Marschall Gérard bombardirte, und wie Alles eitel Bombarde und Bombast war. Der Name Lord Palmerston's erinnert mich an ein Gespräch, das nach dem Mittagsessen bei einigen Belgiern stattfand, als man des großen Mangels an diplomatischem Talent in einem Lande wie England gedachte, wo das Talent in jeder andern Beziehung so außerordentlich hervorragend anzutreffen ist. Nicht zum ersten Male war es, daß dieser Gegenstand in meinem Beisein von Ausländern abgehandelt ward. Diese, in ihrem ganz natürlichen Neide auf unsere Ueberlegenheit, wählen nur gar zu gern diesen Punkt zu einem Punkte des Angriffs auf uns; und sie haben Recht, da dieser Punkt unstreitig unsere schwächste Seite ist. Unsere Armee, unsere Flotte, unsere Verfassung können sie nicht verkleinern, wohl aber

unser Klima, an welchem wir nicht Schuld sind, und unsere Diplomatie, an welche wir Schuld sind, und die uns eben so oft als unser Klima zum Unglücke gereicht.

Es ist wahrhaftige Thatsache, daß Englands diplomatisches Corps als ein sehr untergeordnetes erscheint, und dies kann nur aus einer einzigen Ursache entstehen. Die damit verbundenen Emolumente haben den Zutritt zu demselben zu einem Vortheile erhoben, der eifrig von den höheren Ständen nachgesucht wird, um die jüngeren Zweige ihrer Familie unterzubringen. Natürlich werden jene Vortheile Denen zugewendet, denen die Regierung sich anderweitig am meisten verpflichtet fühlt, ohne daß man dabei im mindesten Rücksicht auf den wichtigen Umstand nimmt, ob Diejenigen, denen man Zutritt verstattet, sich dazu eignen oder nicht; so daß die Beförderung des jüngern Sohnes eines Anhängers der Regierung sich am Ende so herausstellte, daß sie dem Lande Millionen kostete, bloß weil es dem Angestellten an Tüchtigkeit in einer Stellung fehlte, in welcher Takt und Unterscheidungvermögen unerläßlich sind. Dies Uebel vergrößert sich noch durch das System, die vakanten Stellen nach Reihefolge der Seniorität zu besetzen, indem man der abgeschmackten und abgedroschenen Herkömmlichkeit folgt, »jeder Zweite müsse des Ersten Erbe sein.« Sollte auch in irgend einem dringenden Falle Jemand dargethan haben, daß er das höchste Talent für die Diplomatie besitzt, so würde ihm solches doch zu nichts helfen; er wird unter dem dermaligen Systeme dennoch nicht angestellt werden; denn er kann nicht in das Corps aufgenommen werden, bevor er nicht als Privatsecretair oder »attaché« in dasselbe eintrat. Geschähe es dessenungeachtet einmal, so würde es als ungeheuer und als unerhört verschrieen werden, und durch den bloßen Gedanken daran würde

Lord Aberdeen einerseits, oder Lord Palmerston andererseits darüber die Krämpfe bekommen. Ist es demnach zum Verwundern, daß England so großen Mangel an guten angestellten Diplomaten leidet? Fürwahr, bedarf irgend ein Punkt mehr als jeder andere der Revision und Reform, so ist es dieser; und die Nation hat ein Recht dazu, solche Reform zu fordern.

Man kann fragen, welches sind die besonders nöthigen Eigenschaften eines Diplomaten, nachdem man von ihm angenommen hat, daß er Talente, Erziehung und gründliche Kenntniß des Geschäftsganges besitze? Die einzige Benennung, die wir diesen zu wünschenden Eigenschaften geben können, heißt Geistesgegenwart; nicht diejenige, die im Augenblicke einer Gefahr verlangt wird, sondern jene, die den Diplomaten geschickt macht, bei einer ihm gemachten Proposition sofort deren ganzen Umfang, Richtung und endlichen Zweck (denn mit diesem wird anfänglich stets hinter dem Berge gehalten) in's Auge zu fassen, und so den zu durchforschen, der den Antrag machte. Betreten Diplomaten ihr Geschäftsgefild, so gleichen sie gar sehr zweien Parteien, von denen die eine Vertheidigerin, die andere Angreiferin einer Festung ist. Jedes Heranlassen ist in hohem Grade gefährlich, da es den Gegner in den Stand setzt, Laufgräben zu eröffnen; und nur allzu oft ereignet es sich, daß, wenn man den Feind um keinen Schritt näher herangerückt glaubt, dieser sich durch einen verdeckten Weg durcharbeitete, und man sich zur Uebergabe gezwungen sieht. Seltsam ist es, daß, während man behauptet, es sei unmöglich, solche Männer als Diplomaten anzustellen, die nicht von der Pike herauf dienten, man Armeeofficiere und Flottenkapitäne fortwährend und oft unter hochwichtigen Umständen doch so

und nicht anders anstellt. Nun sollte man voraussetzen, daß besonders die genannten Kapitäne die Untauglichsten von Allen sein müßten, da, gemeinhin gesprochen, Diejenigen zur See geschickt werden, die zu nichts Anderem tauglich sind. Doch scheint es, daß sie zu Allem tauglich sind, sobald sie nur erst eine Fregatte commandiren. Ein Schiff wird zu »besonderem Dienste« beordert — warum man diese Beibenennung gewählt hat, weiß ich nicht, es müßte denn eine Auslassung dabei obwalten, so daß man »besonders unangenehmen Dienst« zu verstehen hat. Der Kapitän erhält von der Admiralität die Weisung, sich so anzusehen, als stehe er unter dem Befehl des Büreau's der auswärtigen Angelegenheiten; er erhält einen großen Packen Dokumente, die numerirt, klassificirt und siegelbeschmiert (wie Bulwer irgendwo sagt) sind, und deren Inhalt ihm zur Richtschnur bei seinem Verfahren zu dienen hat. Der Kapitän durchliest sie mit all ihrem technischen Wischwasch, sehnt sich nach Cobbett's reinem Angelsächsischen und weiß, nachdem er gelesen hat, weder aus noch ein. Dokument Nummer vier steht im Widerspruche mit Dokument Nummer zwölf, und was Dokument Nummer eins befohlen hat, wird durch Dokument Nummer sechsundfunfzig wieder aufgehoben. Entschlossen, die Instruktionen zu erforschen, nimmt der Kapitän jeden Morgen eine Dosis Protokoll zu sich, bis er das Ganze fast ganz in sich hineingefressen hat, und handelt dann nach bestem Dafürhalten und Vermögen. Und unleugbar ist es, daß bei sehr wenigen Ausnahmen das Büreau des Auswärtigen oft, und selbst in höchst schwierigen Fällen, unter dieser Einrichtung von der Flotte wohl zufriedengestellt worden ist. Desgleichen weiß ich aus guter Quelle, daß Armeeofficiere nach eben jenem

Systeme sich alle Zufriedenheit erwarben, wiewohl sie nicht so oft zu »besonderem Dienste« berufen worden sind. Beiläufig sei bemerkt, daß »besonderer Dienst« auf Seiner Majestät Flotte nicht besser als »allgemeiner Dienst« bezahlt wird, welches nicht ganz billig sein dürfte, da man bei ersterem allerlei Extrakosten zu tragen hat, von denen letzterer nichts weiß.

Als ich auf dem Glacis von Antwerpen mit einem Freunde umherspazierte, zeigte dieser mir an einem Fenster einen ungeheuer fetten Herrn, der seine Pfeife schmauchte, und, wie ich vernahm, unter Wilhelm von Oranien in holländischen Diensten gestanden hätte, jedoch weil er mit forcirten Märschen sich nicht hatte vertragen können, mit mehreren Anderen auf Pension gesetzt worden wäre. Noch nicht lange hatte er letztere bezogen, so begab er sich nach dem Palaste, begehrte Gehör bei dem Könige, ward vorgelassen, und trug nun sein Gesuch vor, Majestät möchte geruhen, ihn wieder auf vollen Sold zu setzen. Königliche Majestät machte dagegen geziemende Einwürfe und äußerte, solchem Gesuche könnte nicht gewillfahrt werden; worauf jedoch der dickleibige Officier seine Arme auf seinen Wanst legte, und ausrief: »Aber mein Gott, wie können Ihre Majestät glauben, ich vermöchte mit meinem halben Solde diesen meinen dicken Bauch zu füllen?« König Wilhelm mußte über dies argumentum ad ventrem dermaßen lachen, daß er dem Dicken vollen Sold bewilligte, den dieser denn auch noch bis zu dieser Stunde bezieht.

Für Einen, der wie ich von Kindesbeinen in der Welt umherstreifte, ist es schwer, sich etwas Neues oder Interessantes in der Welt herauszufinden. Ich bin zu viel gereiset, habe zu viel gesehen — ich bewundere jetzt nur selten. Ich stelle Vergleichungen an, und die Ver-

gleichungen zwischen dem Gegenstande, der vor meinen körperlichen Augen und dem, der vor meinem geistigen Blicke steht, fallen leider gewöhnlich zu Gunsten des letztern aus. Wer so viele Länder besuchte, unter so vielen Nationen lebte, und so viele Sprachen sich aneignete, so daß ihm zum Besehen kaum etwas Anderes übrig geblieben ist, als der Nordpol oder der Krater des Vesuv's, mag, wenn er sich nach Neuem sehnt, die hochgepriesenen Freuden der Rückerinnerung für nicht viel mehr als eine Chimäre halten; denn in dem Maße, in welchem das Gedächtniß sich bereichert, geht ihm eine der größten Reize des Daseins — der Reiz der Neuheit verloren. Wer viel gesehen hat, dem bleibt wenig mehr als Vergleichung übrig, und haßt man nicht im Allgemeinen jede Vergleichung? Nicht daß ich klagen will! Mir bleibt ja eine Zuflucht — ich kann ja die Imagination zu Hülfe nehmen — kann mich dieser Alltagswelt entrücken und in der Region der Dichtung neue Schauplätze und Verwandlungen hervorrufen und diese mit neuen Wesen bevölkern.

Zudem findet sich fortwährend eine endlose Manchfaltigkeit des Betrachtens, eine nie aufhörende Unterhaltung und ein unerschöpflicher Stoff des Studiums in uns Menschen selbst. In allen Ländern gilt dasselbe und doch immer abwechselnde:

»Der Menschheit wahres Studium ist der Mann;« woraus wir, wie mir gemuthen will, herzuleiten haben, daß es Zeit sei, den Versuch aufzugeben, das Weib studiren zu wollen.

In eben jener Gesellschaft, in welcher man über Englands Mangel an guten Diplomaten sprach, saß ein Herr, den ich nie zuvor gesehen hatte, neben mir, und es ward zufällig der Name eines Mannes genannt, mit

dem ich lange Zeit auf freundschaftlichem Fuße gelebt hatte.

»Kennen Sie ihn?« fragte mich mein Tischnachbar mit einem besondern Gesichtsausdrucke.

Ich versetzte, ich wäre dann und wann mit ihm zusammengekommen; denn ich glaubte, es würde etwas Besonderes zum Vorschein kommen.

»Hm! ein seltsamer Mensch!«

»Wirklich? wie meinen Sie das?« fragte ich.

»Je nun, es heißt, er soll ein Mann von unzuverlässiger Gemüthsart sein.«

»Wirklich!« wiederholte ich, und sah dabei aus, als möchte ich gern näher berichtet sein.

»Ja, ja, ein gefährlicher Mensch.«

»So? Sie kennen ihn also?« fragte ich weiter.

»Ja, das will sagen — nicht genau; denn ich muß gestehen, ich vermied seine nähere Bekanntschaft. Ich gebe zu, daß er ein sehr talentvoller Mann ist; allein ich höre, daß er mit allen Menschen im Streite lebt.«

»Wer sagte Ihnen das?« rief ich; aber mein Tischnachbar glaubte sich nicht berechtigt, mir mit einem Namen antworten zu dürfen.

»Dann erlauben Sie mir,« entgegnete ich, »Ihnen zu sagen, daß man Ihnen Unwahres berichtet hat. Ich war fast zwanzig Jahre lang mit jenem Manne bekannt, und er hat während jener Zeit niemals mit mir, noch mit irgend einem meiner Bekannten gezankt; wiewohl ich gern einräumen will, daß er nicht höflich gegen Diejenigen ist, die er etwa geringachtet. Das einzige Wahre in Ihrer Aeußerung über ihn ist, daß er ein Mann von Talent genannt werden muß, und daß unsere Regierung eben diese Meinung von ihm hegt.«

Mein Tischnachbar fühlte sich getroffen und schwieg,

während ich wieder an dem allgemeinen Gespräche Theil nahm. Woher meines Nachbars Widerwillen gegen jenen Mann entstanden sein mochte, weiß ich nicht; doch hab' ich häufig die Bemerkung gemacht, daß wenn ein Mann sich dadurch Feinde zuzog, daß er nicht dem Schlendrian nachging, in welchem allein man ohne Anfeindung den Strom der Zeit mit seines Gleichen hinabtreiben kann, solche Feinde, wenn sie jenes Mannes Charakter nicht verunglimpfen können, als ihre letzte Zuflucht die Behauptung aufstellen, er sei ein Mensch von unzuverlässiger Gemüthsart, dem man unmöglich trauen könne.

Diese Nachrede ist der letzte und, wenn nicht der giftigste, doch der am sichersten treffende Pfeil im Verleumdungsköcher. Zwar wird dadurch des Getroffenen Charakter nicht verletzt, allein Andere werden dadurch bewogen, der Bekanntschaft mit dem auf solche Weise Verdächtigten auszuweichen.

Es mag seltsam sein, und vielleicht bin ich vorzugsweise glücklich darin gewesen; doch habe ich zu mehreren Malen gefunden, daß Personen, die man verschrie, als besäßen sie eine unzuverlässige Gemüthsart, bei all ihrer Hochherzigkeit gerade das Gegentheil von dem waren, wofür man sie ausgab. Daß es Menschen von solcher Gemüthsart giebt, ist außer Zweifel; dennoch giebt es keine Gattung von Verleumdung, gegen die man mehr auf seiner Hut zu sein hätte als eben diese. Vorsicht ist zu allen Dingen nutz; jedoch soll diese niemals der Grund sein, um deswillen man auf solche Weise Verdächtigte vermeidet. Ja, in gewissem Grade gereicht solche Verdächtigung zu Gunsten oder zum Vortheile eines solchen Mannes, denn es liegt in ihr am Tage, daß die ganze Klage, die man gegen ihn vorzu-

bringen weiß, sich auf eine Schwäche bezieht, deren wir Alle mehr oder minder theilhaftig sind; und Derjenige, der unter seinen Bekannten oder Freunden nach Vollkommenheit umhersucht, wird sich unvermeidlich getäuscht finden.

Achtes Kapitel.

Brüssel.

Ich bin um alle meine Notizenblätter gekommen; kein einziges von ihnen ist zu finden! Ja, ja, Kinder sind eine große Segnung, so lange sie nämlich in der Kinderstube bleiben; doch fallen sie gar sehr einem Papa zur Last, der das Unglück hat, Schriftsteller zu sein. Als mein jüngstes Töchterchen mir eine lange Reihe an den Armen zusammenhangender Papierpüppchen zeigte, fiel es mir nicht ein, diese wären aus den Blättern meines Notizenheftes geschnitzt worden. Doch war dem so, und als ich mich hinlänglich von der Thatsache überzeugt hatte und nun Inquisition zu Wiedererlangung meiner unschätzbaren Blätter anstellte, fand ich, daß ein Auto da Fe mit ihnen gehalten, und daß die ganze Reihe von Püppchen, in deren Röckchen meine ganze Reihe bezaubernder Ideen gesteckt hatte, gleich eben so vielen Zauberschwestern verbrannt worden waren. Allein wie jener Mann auf dem Dampfschiffe sagte: »Ist das Alles? — O nein!« Die Kinder kamen überdies stürmisch und tanzend und lachend und springend und hüpfend herein, und umbrauseten mich, bis ich mich

einen zweiten Orpheus wähnte, der von Bacchantinnen (die Kinder sind nämlich lauter Mädchen) zerrissen werden sollte; so daß ich meine Feder hinlegte, weil mir alle Ideen verjagt worden waren. Mögen Eure Schatten niemals kleiner werden, »mes enfants,« doch wollte ich, daß Ihr nicht solchen Höllenlärm machtet.

Ein Schriftsteller und ein zärtlicher Vater sind nicht wohl mit einander zu vereinbaren; das ist zuverlässig.

Der Kinder leuchtende Gesichter begegnen meinem Blicke der Verzweiflung — ihre Kochend-Wasser-Hitze treibt meinen Thermometer bis unter Null — ihre verwetterte Lustigkeit verursacht mir ein verwettertes Kopfweh — ihr thierischer Geist treibt mich zum Pflanzengeist — ihr Becher der Glückseligkeit macht durch sein Ueberströmen mich nach einem Rundglase verlangen — durch ein Schlückchen wird das Gleichgewicht wieder hergestellt, und ich trachte, der Lärmer und meines Kopfwehs zu gleicher Zeit ledig zu werden.

Da ich von einem Schlückchen rede. — Eines Morgens um zwei Uhr, um die Schauerzeit, zu welcher die Gespenster auf Friedhöfen umherschweben, saß ich und dachte eben darüber nach, ob es nicht besser für mich wäre, zu Bette zu gehen, als Wischwasch niederzuschreiben; in welche Meinung gewiß die meisten meiner Leser mit einstimmen werden, — siehe da, da traten drei junge Männer zu mir herein, die, was das Schlückchen betraf, das Ihrige daran gethan hatten. In der Trunkenheit wird sehr viel Charakter an den Tag gelegt; wiewohl man danach nicht den Menschen beurtheilen mag, indem Erfahrung gezeigt hat, daß der Friedliebenste, wenn er sich berauschte, zum Zornmüthigsten wird. Dennoch zeigt sich bei dem Trunkenen jedesmal ein Charakter, und es ist drollig, denselben in verschie-

denen Personen in seiner Verschiedenheit zu betrachten. Nun! meine Drei waren denn sehr verschiedenartig benebelt. Der Erste war es auf eine ganz neue Weise. Denn obwohl er das Gleichgewicht seines Körpers behaupten konnte, und dabei starr hinausblickte, hatte er doch die Kraft zu reden verloren. Er bewegte die Lippen, aber kein Ton quoll zwischen ihnen hervor. Der Zweite war lachend betrunken; Alles, was er sagte oder was von Anderen gesagt ward, vergrößerte er zu einer Witzrede. Der Dritte, den ich zuvor nie gesehen hatte, war ein höflich Betrunkener. Ich glaube, der Gedanke, sich zu unpassender Stunde bei mir einem ihm Fremden eingedrängt zu haben, hatte jene Wirkung bei ihm hervorgebracht. — Der Leser lasse mich jedoch die Scene beschreiben.

»Hahaha! wir kommen zu Ihnen — Hahaha! kapital! Uns verlangt nach einem kalten Grog! und hahaha! bei Ihnen ist er zu haben,« sagte der Zweite und setzte sich in einen Armstuhl.

Der Erste nahm ebenfalls einen Sessel, bewegte einige Sekunden lang die Lippen, saß dann kerzengrade da und starrte die beiden brennenden Lichte an. Wie viele derselben er in jenen Augenblicken zählte, vermag ich nicht zu sagen.

»In der That,« lallte Nummer Drei — »wir sind — wir fürchten — wir nehmen uns große Freiheit — sehr große Freiheit — wir bedürfen zuverlässig einer Entschuldigung — und wenn Sie mir erlauben wollen, meine beiden Freunde zu entschuldigen — wenn Sie gestatten, sie Ihnen vorzustellen —«

»Vielen Dank,« unterbrach ich; »aber ich habe bereits das Vergnügen, die beiden Herren da zu kennen.«

»Bitte, bitte — es geschah meinerseits ohne Absicht. Ich will nicht hoffen, daß Sie sich beleidigt fühlen. Wollen Sie mir erlauben, mich Ihnen vorzustellen? Ich bin Kapitän C* vom Schiffe **. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen meine Karte zu geben und Ihnen zu sagen, wie es mich erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen?« Indem der dritte Herr sich so vernehmen ließ, beschenkte er mich mit seiner Karte, und steckte sein Karten-Etui wieder in die Tasche.

»Kapital!« schrie Nummer Zwei. »Hahaha! was für 'n excellenter Spaß! Hahaha! Jetzt den Grog!«

Dieser war bald bereit, und obwohl Nummer Eins keinen Laut hervorbringen konnte, verstand er sich doch noch recht gut auf's Verschlucken. Er füllte sein Glas, saß noch aufgerichteter als zuvor, starrte die Lichte an und trank, welches Letztere Nummer Zwei ebenfalls that, während Nummer Drei wieder das Wort nahm.

»Verehrter Sir, ich hoffe, Sie werden meine Dreistigkeit entschuldigen. Ich bin Kapitän C* vom Schiff **. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen meine Karte zu geben und Ihnen zu sagen, wie es mich erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen?« Bei diesen Worten reichte er mir eine zweite Karte, die ich mit der ersten bei Seite legte.

»Hahaha! wie lustig ist's, daß wir Sie noch wach und munter fanden! Ich sagt's gleich, daß wir hier 'nen Trunk finden würden. Ist's nicht kapital? Hahaha!«

Ich konnte nun eben keinen Spaß darin finden, zwei Stunden länger am Schlafengehen verhindert zu werden, doch bat ich die Herren, sich die Gläser zu füllen; denn ich dachte, dadurch würde die Sitzung am schnellsten zu Ende kommen, indem meine Gäste entweder fortgingen oder unter den Tisch fielen. Mir war der

eine Ausgang so viel werth als der andere. Da redete Nummer Drei mich abermals an:

»Ich bitte Sie herzlich um Verzeihung, denn ich fürchte, mein Benehmen ist ganz und gar außer der Regel; aber wollen Sie mir erlauben, mich Ihnen vorzustellen? Ich bin Kapitän C* vom Schiffe **. Hier ist meine Karte, und ich vermag nicht, Ihnen das Glück zu schildern, das ich darin finde, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Ich verbeugte mich zum dritten Male, als ich die dritte Karte empfing.

»So wahr ich lebe, mein Glas ist schon wieder leer! Hahaha! ist's nicht kapital? Hahaha! verwetterter Spaß! Und Alfred's Glas ist auch schon wieder leer!«

»Allerdings ein verwetterter Spaß,« dachte ich, als der Inhalt meiner Rumkaraffe immer kleiner ward.

»Alfred schenkt sich noch 'nmal ein — kapital! Hahaha! hahaha! hahaha!«

Alfred, der Nummer Eins war, bewegte die Lippen, aus denen jedoch, wie aus Münchhausens eingefrorenem Posthorne, kein Ton herauswollte. Inzwischen machte Alfred den Spaß dadurch vollständig, daß er sein Glas zum dritten Male füllte.

»Auf meine Ehre, ich zeige mich beispiellos zudringlich, und muß mich entschuldigen,« sagte Nummer Drei, und zog von neuem sein Karten-Etui hervor. »Inzwischen erlauben Sie mir, Ihnen meine Karte zu überreichen: ich bin Kapitän C* vom Schiffe ** und finde mein größtes Glück darin, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Mit Verbeugung empfing ich die vierte Karte.

So ging's Reihe herum, bis noch zwei Flaschen ge-

leert worden waren, und ich von meinem überhöflichen Freunde, der mir nie zuvor zu Gesichte gekommen war, funfzehn Karten erhalten hatte.

Um vier Uhr standen alle Drei auf, um wegzugehen.

»Mein Seel', ich glaube, ich bin betrunken — kapitaler Spaß! hahaha!« ließ sich Nummer Zwei vernehmen.

Nummer Eins blieb stumm wie ein Fisch; der Grog hatte ihm nicht die Zunge lösen können, doch stierte er mich mit einem Ausdrucke an, der zu sagen schien, »ich würde reden, wenn ich es könnte,«

Nummer Drei schob mir seine sechszehnte Karte in die Hand, und machte einen so vorschnellen Versuch, sich zu verbeugen, daß es ihm beinahe übel bekommen wäre.

Nachdem ich das Kleeblatt wohlbehalten zu meiner Thür hinausgeschoben wußte, verriegelte ich diese, indem ich mit Shakspeare ausrief:

»O daß ein Mensch
Sich selber in den Mund den bösen Feind jagt,
Der ihm das Hirn stiehlt!«

Diesen Morgen besuchte ich ein Museum, das hier von zwei Brüdern, Namens Van der Maelen errichtet worden ist. Es umfaßt Naturhistorisches, Botanisches, Geographisches und Statistisches. Zudem besitzt es eine litographische Presse zu Landkarten u. dgl. Es ist dies ein merkwürdiges geistreiches Unternehmen, das als bloßes Privatwerk sich bereits sehr umfangreich herausgestellt hat. Wie wenige reiche Leute wissen doch ihr Geld so nützlich zu verwenden! Das Institut der Gebrüder Van der Maelen befindet sich zwar noch in seiner Kindheit, und die Sammlungen darin sind nicht sehr kostbar; doch vermehren diese sich ansehnlich, weil

allgemeiner Antheil an dem guten Fortgange derselben genommen wird.

Unter allen naturhistorischen Sammlungen sind die der Fossilien für mich am unterhaltendsten. Da giebt's Anlaß zum Forschen und Nachdenken, bis der Geist sich auf seinen Wanderungen verliert; und ich halte dies für eine der größten Wonnen des Daseins. Dem umfassenden Forschergeiste und der unermüdlichen Thätigkeit Cuviers verdanken wir die Lichtstrahlen, die uns jüngst hervorgebrochen sind, und dasjenige, was zuvor bloße speculative Muthmaßung war, zu einer Quelle interessanter und eifriger Forschungen gemacht haben, aus denen eben so befriedigende als unleugbare Resultate hervorgingen.

Daß es einen Zeitabschnitt gab, in welchem die Oberfläche unserer Erde fast ganz mit Wasser bedeckt war, daß es also einen Zustand zwischen dem Chaos und der Ordnung der Dinge gab, zu welcher Zeit der Mensch noch nicht geschaffen war, weil die Erde sich noch nicht als ein vom Allmächtigen zu einem Wohnorte des Menschen tauglich gemachter Weltkörper herausstellte, scheint außer Zweifel zu sein. Dennoch war das Princip des Lebens von der Hand des Schöpfers aller Dinge ins Dasein getreten, und Ungethüme wiesen sich mit Lebensfähigkeit und mit denjenigen Attributen begabt, die zu ihrer Existenz auf einer intermediaten Welt erforderlich waren.

Jene Ungethüme waren die verschiedenen Arten der Ichthyosauri und der Plesiosauri, von deren Skeletten wir jetzt so viele Exemplare besitzen — sämmtlich Thiere von der Gattung der Eidechsen, von denen man annimmt, daß etliche, gleich dem Fliegfische der heutigen Zeit, mit Flügeln versehen waren.

Nun aber denke man sich ein Thier von der Gattung der Eidechse, das hundertundzwanzig Fuß lang ist. Man denke sich ein solches Ungeheuer, dessen ehemalige Existenz jetzt zu völliger Genüge aus den von demselben aufgefundenen Körperresten, die wir aufbewahrt halten, erwiesen ist. Welch' ein Ungethüm muß solches Thier gewesen sein! Mit Grausen betrachten wir einen Alligator von zwanzig oder dreißig Fuß Länge; aber man stelle sich ein Geschöpf solcher Gattung mit einem hundertundzwanzig Fuß langen Riesenleibe vor! Wurden jene Thiere alle vertilgt, als das »Nasse sich vom Trockenen sonderte?« oder erloschen sie nach und nach, so wie die Erde länger keinen ihnen zuträglichen Wohnort für sie abgab, oder sich nicht mehr zu den Eigenschaften schicken wollte, mit denen die Hand des Allmächtigen sie bei ihrem Erschaffen ausgerüstet hatte? Die Beschreibung des Behemoth im Buche Hiob ist lange Zeit hindurch eine krittliche Aufgabe für die Gelehrten gewesen; kein Thier heutiger Zeit entspricht denselben; wohl aber entspricht jene Beschreibung in vielen Punkten dem, was als Körper, Muskelkraft und Lebensweise jenes ungeheuern Bewohners einer frühern Welt gedacht werden mag — »Seine Kraft *) ist in seinen Lenden, und sein Vermögen in dem Nabel seines Bauches. Sein Schwanz strecket sich wie ein Cedern .... Seine Knochen sind wie festes Erz, seine Gebeine wie eiserne Stäbe ...... Er liegt gern im Schatten, im Rohr und im Schlamme verborgen. Das Gebüsch bedecket ihn mit seinem Schatten, und die Bachweiden bedecken ihn.«

Wohl mag es Gegenstand des Erwägens bleiben,

*) Siehe: »Buch Hiob, Kap. 40, V. 11 ff., nach Dr. Martin Luther's Uebersetzung. Anm. d. Uebers.

ob alle Thiere so und nicht anders erschaffen worden sind als wir sie jetzt vorfinden; d. h. ob ihre erste Erschaffung eine völlige Ausbildung war, oder ob der unerforschliche Rathschluß des Ewigen gestattete, daß mit Körperbildung und Eigenthümlichkeiten der Thiere solche Veränderung vorgehe, wie deren besonderes Verhältniß zur Welt es erfordern möchte. Ich will nämlich sagen, kann der Allmächtige nicht gestattet haben, daß das Princip der Lebensfähigkeit und des Lebens zu verschiedenen Epochen, entweder durch Neubildung oder durch Umgestaltung, diejenigen Formen und Attribute annähmen, die ihrem Verhältnisse zur Schöpfung am zusagendsten sind? Können die Riesenungeheuer früherer Welt nicht bis zu dem Alligator heutiger Zeit zusammengeschrumpft oder verkleinert worden — kann aus dem Leviathan nicht der jetzige Wallfisch entstanden sein? Forschen wir, ob sich nicht Beweise zu Unterstützung dieser Voraussetzung in der vorhandenen Schöpfung finden. Wir Alle wissen, daß das Haar der Schafe unter den wärmeren Zonen sich in Wolle verwandelt, sobald man jene Thiere unter einen kälteren Himmelsstrich versetzt, und daß umgekehrt dasselbe Verhältniß eintritt. Wir wissen, daß der Hase, dessen Sicherheit gar sehr davon abhängt, daß die Farbe seines Felles der des Erdbodens unter gemäßigten Breiten gleichkommt, denselben Naturschutz erhält, wenn er sich in Schneeregionen befindet, indem dort das Haar seines Felles weiß wird. Nicht minder ist uns bekannt, daß das rete mucosum des Afrikaners diesen tüchtig macht, den Brand einer tropischen Sonne zu ertragen, durch den ein Europäer umkommen müßte. Dies ist jedoch nicht hinreichend; wir müssen weiter untersuchen. Sir Humphry Davy hat uns einen höchst interessanten

Bericht von einem Thierchen gegeben, das in den Wasserpfützen der Höhlen in Carniola angetroffen wird. Dies Thier heißt der Proteus Anguinus, und ist eine Art von Aal mit zwei Füßen — ein Thier, das nur in jenen Höhlen zu finden ist, das im Dunkeln lebt und das stirbt, sobald man es an's Licht bringt. Von diesem Thiere nun müssen wir entweder annehmen, daß es bei der Universalschöpfung entstanden sei, und daß jene Höhlen und Wasserpfützen ebenfalls seit der Schöpfung existiren; oder aber daß dem Princip der Lebensfähigkeit zu späterer Zeit gestattet worden ist, jene Gestaltung und Ausbildung anzunehmen, die seinem derzeitigen Verhältnisse zur Natur zusagend sind. Es bleibt dies ein seltsames Problem! Des Ferneren ist bekannt, daß auf dem Festlande von Neuholland Thiere befindlich sind, die eine nur jenem Festlande eigenthümliche Sonderbarkeit, nämlich die eines äußern Magens oder Beutels besitzen, wo hinein sie ihre Jungen nach deren Geburt stecken. Man hat die Meinung aufgestellt, daß früher der größere Theil jenes Continents unter Wasser gestanden und daß jener Beutel den Thieren zur Verwahrung ihrer Jungen gedient habe. Diese Meinung ist gar nicht ohne Grund. Wären bloß das Känguruh und das Opossum, als Thiere, die besonders auf jenem Festlande heimisch sind, mit solcher besonderen Gestaltung versehen, so würde sich jene Meinung als nichtssagend und die Gestaltung sich bloß als eine von den unzähligen Abstufungen in der Natur darstellen; allein es ist höchst merkwürdige Thatsache, daß nicht nur Känguruh und Opossum, nicht bloß jenem Erdtheile heimische Geschöpfe, sondern daß daselbst auch jede Gattung von Eichhörnchen, Ratte und Maus, obwohl in jeglicher anderer Beziehung den gleichnamigen

Thieren anderer Länder gleich, ebenfalls mit solchem Beutel zu Aufbewahrung der Jungen versehen ist. Sollte diese besondere Ausstattung des Thieres ohne allen Grund hervortreten? So also entsteht jetzt die Frage, ob jene Thiere bei der Urschöpfung jenen Beutel hatten, oder ob ihnen gestattet ward, ihre Gestaltung umzuwandeln, als der Beutel ihnen zur Erhaltung und Fortdauer ihrer Gattung erforderlich werden mußte? Daß zu dergleichen Umwandlungen Jahrhunderte nöthig sind, gebe ich zu; sie können demnach also nicht wohl von dem Menschen beobachtet werden, dessen Aufzeichnen oder dessen Wissen sich nur bis zu einem gewissen Zeitpunkte vererbt. Wissen ist nicht Glückseligkeit; denn wenn die Anhäufung desselben zu einer gefährlichen Höhe gelangt ist, wird sie durch den allweisen und allgütigen Schöpfer hinweggetilgt, und uns wird erlaubt, von vorn wieder anzufangen. Ueberhaupt ist das, was wir Menschen Nachwelt nennen, nichts weiter als ein Tropfen von dem Ocean der Zeit.

Neuntes Kapitel.

Brüssel.

Wenige Leute giebt es hier, so wie eigentlich in ganz Belgien, die sich nicht über die Revolution beklagten. Alles, was sich als Schiefgehendes zeigt, wird der Revolution zugeschrieben, so daß es mich nicht wenig betroffen machte, als ein Bürger von Gent mir ganz

ernsthaft sagte, man hätte in Gent seit der Revolution keinen einzigen fetten Ochsen mehr. Er erklärte mir dies jedoch dahin, daß er bemerkte, wie man früher das Rindvieh mit dem Abwurf verschiedener Fabriken gemästet hätte, jene Fabriken aber eingegangen wären, weil deren Besitzer sich längst nach Holland übersiedelten. Wirklich ist bis zu diesem Tage die Revolution höchst nachtheilig für beide Länder gewesen; doch ist leicht vorherzusagen, daß mit der Zeit Belgien blühen, Holland aber aller Wahrscheinlichkeit nach der leidende Theil sein wird. Hollands Ausgaben sind jetzt schon größer als dessen Einnahmen, und letztere werden sich durch Herabkommen des Speditionshandels noch mehr verringern, sobald die projectirten belgischen Eisenbahnen nach Wien hin ins Leben treten. Man kann sagen, Holland könnte auch seine Eisenbahnen anlegen; das kann es jedoch nicht, weil der größte Theil der Bewohner des Landes sich von der Kanalfahrt ernährt und also durch Eisenbahnen zu Grunde gerichtet werden würde. Wahr ist's, daß Holland seinen Transportlohn herabsetzen kann, allein der Kaufmann erhält seine Waaren um zehn Tage früher, wenn er sich der Vermittelung der Eisenbahnen bedient; er wird also diese jeder anderen Transportweise vorziehen.

Welche Aussichten Belgien inzwischen haben möge, so ist es doch gewiß, daß gegenwärtig dieses Land sehr dadurch leidet, daß es mit schweren Kosten eine so große Armee unterhalten muß, daß die einflußreichsten und am meisten begüterten Kaufleute sich nach Holland zogen, und daß fast der ganze Adel sich von ihm lossagte. Am schwersten ist wohl Brüssel benachtheiligt worden, denn Brüssel ist nicht mehr die muntere, lebenslustige Stadt, die sie unter der Dynastie König Wilhelms von Nassau

war. Als die beiden Länder vereinigt waren, theilte der holländische Hof seinen Aufenthalt zwischen Brüssel und dem Haag. Dazu kam, daß nicht bloß der König, sondern auch der Prinz Wilhelm, so wie der Prinz Friedrich Hof hielt, daß also eigentlich sich dreifacher Hofstaat im Lande befand, so daß unter dem Zustrome so des holländischen wie des belgischen Adels und dessen Reichthums, Brüssel zu einer der köstlichsten Winterresidenzen auf dem ganzen europäischen Festlande gemacht ward. Dies Alles aber ist jetzt vorüber. Der Hof Königs Leopolds ist, weil an ihm die radicale Partei sich als die bei weitem überwiegende giebt, nichts mehr als ein Schatten von einem Hofe, denn fast der gesammte belgische Adel hat sich von ihm zurückgezogen. Die wenigen Adeligen, die noch in Brüssel residiren, besuchen den Palast nicht, leben zurückgezogen, geben keine Gesellschaften und verthun kein Geld. Die Mehrzahl derselben aber hat sich entweder auf ihre Landsitze begeben oder das Land verlassen, um ihre Einkünfte bei Ausländern zu verzehren.

Jetzt befinden sich nur wenige Engländer in Brüssel, da die Stadt keinen heitern Aufenthaltsort mehr darbietet, und es außerdem noch Gründe giebt, durch welche die Anzahl der Engländer hier vermindert wird. Brüssel ist nämlich keine wohlfeile Stadt. Die Zölle hier sind ungeheuer; und die Kleinhändler schrauben den Fremden wo und wie sie nur können, indem sie offenbar nach zwiefachem Preiszettel, nämlich nach einem für die Belgier, nach einem andern für die Engländer, verkaufen. Auch bietet Brüssel wenige Belustigung, und seit der Revolution ist das Volk hier roh und bärbeißig, indem es sich einbildet, es zeige seine Freiheit und Unabhängigkeit dadurch, daß es sich im

höchsten Grade unhöflich herausstellt. Die übrigen Städte Belgiens sind langweilige und wohlfeile Oerter; Brüssel aber ist ein langweiliger und höchst kostspieliger Ort. In einem andern Punkte zeigt Brüssel sich als Gegensatz aller übrigen europäischen Hauptstädte, in welchen man gewöhnlich die feinsten Sitten und die höchste weibliche Schönheit zusammengedrängt antrifft. In Brüssel ist es gerade umgekehrt, denn dort sind die Männer grob und die Weiber mehr häßlich als hübsch; hingegen in den belgischen Provinzen trifft man Höflichkeit und Frauenschönheit an. Antwerpen, Ostende und mehrere andere Provinzstädte haben viele hübsche Gesichter aufzuweisen, durch die man an das spanische Geblüt erinnert wird, das sich Jahrhunderte lang mit dem der niederländischen Provinzen mischte.

Nichtsdestoweniger hat Brüssel viele Vorzüge, zu denen besonders der schnelle Verkehr mit England gehört; und die Ortslage der Stadt stellt sich als derjenige Punkt heraus, von welchem aus Reisende nach allen Richtungen hin ihre Wege einschlagen.

Gegen das Ende des Maimonates kommen fortwährend Reisende in Brüssel an, und begeben sich von dort weg. Diese Strömung durch die Stadt setzt sich drei Monate lang fort, worauf die fremden Residenten sich gänzlich auf sich selber hinsichtlich ihrer Unterhaltung beschränkt sehen, da die Belgier sich durchaus nicht mit ihnen befassen. Das Widerwärtigste in Brüssel aber ist, daß die Engländer die englische Gefühlsweise dorthin gebracht haben. Ich weiß nicht, wie ich es anders nennen soll, doch ist es zuverlässig ein eigenthümlich englisches Gefühl, das seit einem halben Jahrhundert tiefe Wurzeln geschlagen, bereits viel Verderbliches angerichtet hat, und gar wohl noch viel schlimmere Re-

sultate erzeugen dürfte. Ich rede nämlich von dem System, mehr Geld zu verthun als man aufbringen kann; bloß um sich auf einer gewissen höhern Stufe der menschlichen Vergesellschaftung zu behaupten.

Während der jüngstverflossenen vierzig Jahre ist in England eine unsägliche Menge Geld verdient worden, und seitdem besteht ein fortwährender Kampf des Reichthums gegen den Rang. »Emporkömmlinge (parvenus),« wie die Aristokratie die Reichgewordenen zu nennen beliebt, haben ringsum die Köpfe hervorgestreckt, und thun es dem Adel im Geldvergeuden nicht bloß zuvor, sondern verdunkeln denselben sogar darin; ja, sie treiben die Aristokratie oft zu größeren Ausgaben als diese leisten kann, und jagen sie so der Verarmung entgegen, oder sie erzwingen sich Zutritt in die Zirkel derselben. Reichthum und öffentliche Meinung haben in neuerer Zeit das Uebergewicht erhalten, und man würdigt gegenwärtig die Aristokratie mehr nach ihrem Besitzthum als nach ihrer hohen Geburt. Dies aber ist nichts weiter gewesen, als ein Begehren größerer Freiheit und ausgedehnterer Rechte von Seiten der Bürgerlichen Englands, in dem Maße, in welchem sie sich für einen wichtigern Theil des Staatskörpers erkannten.

Sobald erst diese Schranke theilweise durchbrochen war, stürzte Alles herbei, um Zutritt zu erhalten, indem es seinen Reichthum als Einlaßkarte vorzeigte. Die Folge davon ist gewesen, daß Reichthum jetzt für einen Paß in die Kreise der höheren Vergesellschaftung gilt; allein daneben stellte es sich auch als Folge heraus, daß, um jenen Zutritt zu erhalten, fast Jeder mehr Aufwand macht, als seine Mittel ihm gestatten. Dadurch sind bereits Viele in Armuth gerathen; Andere haben vielleicht nur ihre Einkünfte und nicht mehr

verzehrt, haben aber dadurch diejenigen getäuscht, die, durch den Anschein so großen Reichthums verlockt, in die Familien heiratheten, und dann fanden, daß sie Frauen mit Hang zum Vergeuden, aber ohne wirkliche Geldmittel hatten. Ueberdies giebt es noch andere Ursachen, um derentwillen Manche über die Schranken ihrer Mittel hinausschweiften — sie thaten es nämlich in ächtem Spielergeiste. In England wird nächst dem Gelde der Credit am meisten geschätzt, und so erlangte denn Jeder Credit nach Maßgabe seines vermeinten Reichthums. Hinausschreiten über die Schranken seiner Mittel war also bei handeltreibenden Individuen nichts mehr und nichts weniger als eine Speculation, die freilich sehr oft einschlug und mitunter wirklich die Mittel zu größeren Ausgaben herbeiführte. Wohl bekannt ist es, daß in vielen Fällen die Vermögenssteuer gedoppelt bezahlt worden ist, indem Kaufleute es vorzogen, ihr Einkommen als zweimal so groß, wie es wirklich war, anzugeben, und davon die Steuer zu entrichten, damit man sie für bemittelter halten sollte, als sie wirklich waren; ja, da man annahm, Jeder würde sich eine so schwere Abgabe nach Möglichkeit verringern, so ward Jeder für noch reicher angesehen, als er sich angegeben hatte. Hieraus ist das entstanden, was ich »englische Gefühlsweise« genannt habe, nämlich ein Ueberschreiten seiner Mittel und ein Herabblicken auf die, welche es darin nicht Anderen gleichthun können. Sei ein junges Ehepaar noch so glücklich in seiner Vereinigung, besitze es Talente und jeglichen andern Vorzug, so wird solches Alles ihm doch zu nichts helfen, wenn es nicht wenigstens so viele Geldmittel auftreiben kann, daß es im Stande ist, einen eigenen Wagen zu halten, damit es nicht dadurch verletze, daß es bei irgend Jemandem

in einer Miethkutsche vorfahre. Solches Zuvorthun des Einen vor dem Andern erstreckt sich natürlich auch auf Mittagstafeln und Abendgesellschaften, wie es denn am Tage liegt, daß ein Verzehren reichen Einkommens und ein Ueberschreiten desselben durchaus nicht ohne Aufwand stattfinden kann. Nun wird ein Mittagsschmaus natürlich so eingerichtet, daß man diejenigen dazu ladet, von denen man wieder eingeladen wird; es bleibt also an den Tafeln kein Platz für die, welche keine Gegenschmause geben können; wer also in England nur ein mäßiges Einkommen hat, muß entweder mehr thun, als seine Mittel gestatten, und so seine Kinder unversorgt lassen, oder er muß sich als von jener Vergesellschaftung ausgeschlossen ansehen, zu der er sich in jeder andern Hinsicht, außer in der der Geldmittel, berechtigt wissen dürfte. Die Folge davon war, daß seit dem Friedensschlusse Tausende und wieder Tausende sich nach dem Continent übersiedelten, wo sie bei geringerem Vermögen größern Aufwand machen können; und daß Andererseits Tausende ein Gleiches aus dem bessern Antriebe thaten, jeglichen Aufwand zu vermeiden, um einen Nothpfennig für sich oder ihre Kinder zurückzulegen. Es versteht sich, daß dies Alles mit Einschränkung gesagt werden muß, jedoch gleichsam mit der Einschränkung, daß wir in England bald nur überaus Reiche und überaus Arme vorfinden werden; indem die Mittelklasse entweder zur Armuth herabsinkt, oder das Land verläßt, um sich nach dem Continent, nach Canada oder nach Amerika zu begeben.

Dies ist aber ein höchst gefährlicher Gesellschaftszustand, der, wenn er bis zum Extrem ging, sich jederzeit als dem Staate verderblich dargethan hat. Wird auch behauptet, der ungeheure Umfang der römischen Herr-

schaft sei als Endursache des Sturzes derselben anzusehen, so ward zu jenem Sturze doch wesentlich durch die Fäulniß des Kernes beigetragen, die in dem Systeme von Patronen und Klienten lag, ein System, welches allen Reichthum in die Hände der Wenigen lieferte. Gehen wir in England nicht diesem Zustande mit raschen Schritten entgegen? Die Grundbesitzer sind fast gänzlich in Händen der Geldinhaber, so daß nach fünf Jahrzehenden die Letzteren neben dem Gelde auch die Ländereien inne haben werden. Wird nun dieser Zerstückelung der menschlichen Vergesellschaftung nicht Einhalt gethan, so muß das eintreten, wonach die Radicalen unserer Zeit so eifrig trachten — nämlich unparteiische Gleichstellung. Hiebei aber bleibt es ein Problem, in wiefern das Unparteiische sich wirklich herausstellt; denn die Vergesellschaftung kann allmälig in einen solchen anomalen Zustand gerathen, daß es recht und gerecht scheinen dürfte, die Wenigen zum Wohle der Gesammtgemeinde aufzuopfern.

Zehntes Kapitel.

Brüssel, Mai 22.

Unter den in Brüssel Aufsehen machenden Geschöpfen Gottes ward mir ein Hund bezeichnet, der auf dem Steinpflaster vor dem Versammlungsgebäude lag. Es war ein elend aussehendes Vieh, allein seine Lebensgeschichte hatte ihm einen Schweif angehängt, durch den er zum Löwen gemacht ward. Das Thier hatte einem

holländischen Soldaten gehört, der in der Revolution auf eben der Stelle getödtet worden war, auf welcher der Hund jetzt lag, und schon seit vier Jahren ununterbrochen lag; denn so lange ist's jetzt her, daß sein Herr um's Leben kam. Ob mein Berichterstatter log, oder ob der Hund die Kunst, zu täuschen, versteht, weiß ich nicht; ist aber die Geschichte wahr, so liefert sie ein seltenes Beispiel von Hundetreue und Hundehäßlichkeit. Dabei war das hier in Rede stehende Geschöpf ein ganz verständiges Vieh; denn, statt von Kummer und Hunger zu sterben, wie wohl andere dumme Hunde in ähnlichen Fällen es thaten, widmete dieser Brüsseler täglich eine Abendstunde dem Aufjagen eines Vorrathes von Lebensmitteln für sich, und kehrte dann zu seiner Lagerstätte zurück. Ich näherte mich ihm bis auf einige Schritte; er aber hielt es für gerathen, mir die Zähne zu weisen und höchst ausdrucksvoll zu knurren, woraus ich abnahm, daß er außer seinen übrigen Qualitäten auch die der Bissigkeit an sich hätte. In wie weit die ganze Geschichte dieses Hundes wahr ist, kann ich nicht verbürgen; inzwischen bleibt es gewiß, daß während der drei oder vier Tage, an denen ich ihn beobachtete, ich ihn jederzeit an seinem Posten fand; und wenn nach solcher scharfen Beobachtung ich seinen Geschichtstermin auf zehn, anstatt auf vier Jahre, hätte bestimmen mögen, so steht mir als einem Reisenden die Befugniß zu, bei Jedermann Glauben zu finden.

Es ist auffallend, daß man nur in England Hunde (dogs) antrifft, die diesen Namen mit Recht verdienen; außerhalb Englands giebt es nur Köter (curs). Ich kenne auf der Welt nichts Verworreneres, als die Genealogie derjenigen Thiere, die man in den meisten Großstädten Europa's mit der Benennung »Hund« be-

ehrt. Scheint es doch, als wäre das Laster gemischten und unbezähmten Verkehrs ihrer Herren von ihnen nachgeahmt worden; so daß ich beinahe versucht bin, die Meinung zu fassen, man könne von der Entartung der Hunde in einer Hauptstadt auf den moralischen Zustand der letzteren schließen. In Paris habe ich mich oft bemüht, irgend eine Hundeabstammung zu erforschen, allein es ist mir jederzeit unmöglich geblieben. Sogar der verstorbene Sir G. Naylor konnte, ungeachtet der dem heraldischen Büreau gebotenen doppelten Sporteln, nimmermehr die Wappenschilde entziffern, die durch eben so viele Schrägbalken verwischt worden sind.

Ich hege eine besondere Vorliebe für Hunde, und auf Reisen finde ich eine meiner Belustigungen darin, zu sehen, wie diese Thiere mit einander zusammentreffen. Es scheint mir dann, daß ihnen nichts als die Sprache abzugehen scheint. Ein aufmerksamer Beobachter wird in der That wahrnehmen, wie sich in dem Hunde viele von den Leidenschaften, Tugenden und Lastern der Menschen befinden; und gewöhnlich zeigt es sich, daß die reinste Race der Hunde die edleren Eigenschaften besitzt. Man trifft Treue, Muth, Großmuth, Gutartigkeit, Scharfsicht und Duldsamkeit in ihnen an; allein mit wenigen Ausnahmen finden diese Tugenden (oder doch Vorzüge) sich da, wo reine Zucht vorhanden ist. Bei einem Köter waltet wahres Lotteriespiel ob; er ist eine ganz und gar heterogene Mischung von Tugend und Laster, die oft sich als höchst lächerlich herausstellt. Dessenungeachtet wird man, bei aufmerksamerem Beobachten seines Gesichtsausdruckes und seiner besonderen Bewegungen, bald im Stande sein, den Charakter und die so zu nennende Gemüthsart des Thieres im Allgemeinen abzuschätzen.

Eine der merkwürdigsten Eigenschaften der Hunde ist die Treue ihrer Anhänglichkeit; und zwar ist sie es um so mehr, weil solche Anhänglichkeit sehr oft gar keinen ausreichenden Grund hat. Ohne alle wahrnehmbare Ursache gewinnen sie für gewisse Menschen oder Thiere eine Vorliebe, die bei ihnen zu einem so vorherrschenden Gefühle wird, daß es scheint, als müßte, wenn dieses behindert würde, ihr Dasein aufhören. Ich erlebte ein Beispiel dieser Art, und die dabei Betheiligten befinden sich noch am Leben. Ich ließ für einige Stunden ein paar junge Pferde in einen Miethestall in der Stadt bringen. Als ich sie wieder herausführen und vorspannen ließ, folgte meinem Wagen ein großer, etwa zweijähriger, hübsch gewachsener, aber nicht schön gezeichneter, sogenannter Kutscherhund. Das Thier schien in trübseligem Zustande zu sein. Es lief uns bis auf's Land nach. Da ich jedoch meinen gehörigen Hundevorrath hatte, auch die Hundesteuer in Erwägung ziehen mußte, gab ich Befehl, das Thier wegzujagen; allein dieses war nicht von der Stallthür zu vertreiben, und so oft diese geöffnet ward, schlüpfte es hinein und konnte nicht ohne entschiedene Gewalt unter der Krippe der beiden erwähnten jungen Pferde weggebracht werden. Dieses Aus- und Einsperren des Hundes dauerte mehrere Tage lang fort. Da ich einsah, daß ich mich seiner nicht entledigen konnte, ließ ich ihn einige Meilen weit über Feld wegführen; am andern Tage war er jedoch wieder da und zeigte übermäßige Freude bei'm Anblicke der beiden Pferde, die, seltsam genug, eben so viel Wohlgefallen an ihm zu finden und es gern zu haben schienen, daß er mit den Pfoten zu ihnen hinanreckte und ihnen in's Gesicht bellte. Wie sehr nun auch den Pferden der Hund gefallen mochte, mißfiel er mir doch

sehr, und da ich weiß, daß eine Reise ein treffliches Mittel gegen unziemliche Neigungen zu sein pflegt, schickte ich das Thier mit einem Stromschiffe fort, und gab den Schiffern die Weisung, dasselbe am jenseitigen Ufer der Themse so weit weg als möglich auszusetzen; allein nach drei Tagen zeigte sich der Hund als ein klägliches Bild des Hungers und Elendes wieder. Selbst meines Kutschers Herz ward dadurch gerührt, so daß von demselben die Rechte und Privilegien seines Lieblings, eines schneeweißen Terrierhundes, ganz und gar vergessen wurden. In einem demnach in der Stallstube gehaltenen Cabinetsrathe ward nun ausgemacht, daß es am besten sein würde, den Hund, der nun einmal von den beiden Pferden nicht lassen wollte, ein wenig herauszufüttern, damit er ein besseres Aussehen erhielte.

Wir speiseten nun den Hund und trugen ihn in unsere Bücher unter dem Namen Pompejus ein, und immer mehr stellte es sich heraus, daß dessen Vorliebe für die beiden jungen Pferde eben so dauernd als plötzlich entstanden war. Er wich nicht von der Seite der Pferde. Wurden diese auf die Weide getrieben, so blieb er Tag und Nacht mit ihnen draußen, stand oder lag gewöhnlich zwischen ihnen und kam nur nach Hause, um seine Mittagsmahlzeit zu verzehren. Keinen Fremden läßt er zu seinen Lieblingen hinan, denn er ist ein kräftiges und bei solchen Gelegenheiten wahrhaft bissiges Thier. Jahr und Tag nach seiner Aufnahme in mein Stallregister verkaufte ich die Pferde, und deren Käufer waren eben so bemüht, des Hundes ledig zu werden, als ich es früher gewesen war, allein umsonst; gleich mir mußten sie dem Thiere den Willen thun. Als ich von meiner Reise zurückkehrte, kaufte ich die beiden Pferde wie-

der an, und natürlich ward Pompejus mit in den Kauf eingeschlossen.

Kein Erdengeschöpf ist vollkommen — so hatte auch Pompejus sein ihm eigenes Laster, das jedoch durch seine eigentliche Ursache beinahe für eine Tugend gelten konnte. Seine Begriffe über 'Mein und Dein' waren nämlich sehr unklar, doch stahl er nie für sich allein, sondern immer auch für seine beiden Lieblinge; denn vielfältig ist von mehreren meiner Hausgenossen gesehen worden, daß Pompejus ein ganzes oder halbes Brot stahl, damit in den Stall rannte und es dort in drei gleiche Theile theilte, die dann ihm und den beiden Pferden zufielen. Mir selber ist erinnerlich, wie er eines Tages ein Stück Rindfleisch, siebenzehn oder achtzehn Pfund schwer, wegmausete, es hinaus auf die Wiese schleppte und es den beiden Pferden vorlegte, die es dann beschnupperten, jedoch keine Lust verspürten, diese seine gestohlene Mahlzeit mit ihm zu theilen.

Als Beweis, daß Verlorenes sich früher oder später wieder findet, diene ein silberner Speil, der sich irgendwie in jenes Stück Rindfleisch geschoben hatte, und erst zwei Jahre später, als die oben erwähnte Wiese umgepflügt ward, wieder zum Vorschein kam.

Eilftes Kapitel.

Mai 23.

Bei allen Mängeln der römisch-katholischen Kirche hat diese doch den Vorzug, daß die Anhänger derselben gegen ihre Glaubensgenossen, ungleich mehr als die meisten Bekenner anderer Secten, den wahren Geist jeder Religion, nämlich den Geist der Milde, zur Thätigkeit werden lassen. Die Einwohner der Niederlande sind die bigottesten Christen, die es jetzt giebt, und in keinem andern Lande trifft man so viel Wohlthätigkeitssinn an als eben hier. Besonders will ich hier von Privatwohlthätigkeit geredet haben. In England geschieht freilich viel, um diese zu verringern, indem dort die Mildthätigkeit durch das Gesetz bis zum Zahlen des letzten Hellers gezwungen wird. Die traurigen Wirkungen des ehemaligen Armengesetzes in England haben das Band zerrissen, wodurch höhere und niedere Volksklassen, mittelst Wohlwollens und Gutherzigkeit der ersteren, und Hochschätzung und Dankgefühls der letzteren, verknüpft waren. Durch Parlamentsacte erzwungene Mildthätigkeit ist der gesellschaftliche Vertrag aufgelöst worden; der Reiche murrt, wenn er die gewaltsame Contribution zahlt, während der Arme mit frechem Wesen seine Almosen abholt, und dies nicht als eine Wohlthat, sondern als ein ihm zustehendes Recht fordert. Die Armengesetze tragen das Wesen der Revolution in sich; denn stellt man es erst als ein Recht auf, daß der Arme

Anspruch an einen Theil der Güter des Reichen zu machen hat, so räumt man die gefährliche Voraussetzung ein, der Arme könne gelegentlich selbst entscheiden, wie groß der von ihm zu nehmende Theil jener Güter sein soll, welches um so eher geschehen dürfte, da, wie gesagt, der jetzt Gebende murrt, und der jetzt Empfangende undankbar ist. Wie die neue Armenverordnung Englands wirken wird, muß sich noch erst mit der Zeit herausstellen; gewiß aber ist es, daß noch viel individuelles Leiden stattfinden wird, bevor sie zu dem großen Ziele gelangt, das ihr gesteckt worden ist.

Daß die römisch-katholische Laienschaft vorzugsweise mildthätig ist, kann nicht Wunder nehmen, da ihr keine Zwangscontribution auferlegt wird; allein mir scheint es, daß die katholische Geistlichkeit ungleich fürsorgender und liebevoller gegen ihre Gemeinden ist als die englische gegen die ihrigen. Wie aber kann es auch anders in England sein, wo selbst jetzt, nachdem so manche Reform in Kirchenangelegenheiten stattgefunden hat, dennoch so viele unserer Geistlichen Pluralisten und Nonresidenten sind, die den größten Theil des Kircheneinkommens außerhalb ihrer Diocese verzehren, während die Amtspflichten für sie ein Vicar verrichtet, dessen geringer Jahresgehalt es ihm unmöglich macht, einigermaßen umfangreich die erste christliche Tugend, die Mildthätigkeit, zu üben; denn diese Tugend hat daheim anzufangen, in ihrer nächsten Umgebung zuerst zu wirken und ein Vicar in England vermag aus seinen kargen Mitteln kaum dieses zu thun, geschweige denn weiter darin zu gehen!

Daß viel Schlimmeres aus dem Cölibat der römischen Geistlichkeit entstanden ist und noch entsteht, ist wahr; denn Priester bleiben Menschen, und sind als

solche der Versuchung ausgesetzt; allein eben so wahr ist es, daß, wenn ein römisch-katholischer Geistlicher ein frommer, keuscher Mann ist, er durch nichts an Ausübung seiner heiligen Berufspflichten abgelenkt wird; ja, oft widmet er seiner Gemeinde nicht bloß seine ganze Aufmerksamkeit, sondern er begiebt sich im Nothfall für dieselbe in Lebensgefahr. Zur Zeit der Cholera gab es von letzterem der Beweise viele von Seiten der römischen Priesterschaft, während, wo ich es leider sagen muß, mehrere protestantische Geistliche, um der Seuche zu entfliehen, ihre Heerde ohne Hirten ließen. Und woher kam das? Antwort: weil die protestantischen Priester Weiber und Kinder hatten, die Schutz und Unterhalt von ihnen verlangen durften, und die ohne ihren Versorger hülflos gewesen sein würden. Sehr natürlich zogen diese Männer das Wohl ihrer eigenen Familie dem ihrer Pfarrkinder vor. Jedoch auch in anderen, minder dringenden oder drückenden Fällen ist die Last einer Familie für einen Geistlichen in England oft im Widerstreite mit dessen Berufspflicht. Um seinem spärlichen Einkommen Beihülfe zu verschaffen, legt er eine Schule an oder nimmt Kostgänger ins Haus. Beständen nun die Pflichten eines Geistlichen bloß im Abhalten des Sonntagsgottesdienstes, im Taufen, Copuliren u. dergl., so ginge es hin; allein die eigentlichen wahren Obliegenheiten eines Seelenhirten sind ungleich umfassender. Er soll über Leben und Wandel seiner Pfarrkinder wachen, soll diese trösten, ermahnen, nöthigenfalls ihnen drohen, kurz, einen beständigen unermüdlichen Hirten seiner Heerde abgeben. Wie kann er dies aber, wenn er Zöglinge zu unterrichten hat? Entweder muß er diese oder seine Gemeindeglieder vernachlässigen. Beiden kann er unmöglich genügen; wie denn auch St. Paulus zu den

Bischöfen sagte: »Zwar ist Freien besser denn Brunst leiden, besser jedoch noch ist es stille zu sein wie ich es bin;« — also kein Weib und keine Kinder zu haben und nicht von Banden gefesselt zu sein, durch die man von heiligen und hochwichtigen Berufspflichten abgeleitet wird.

Oeffentliche Mildthätigkeits-Anstalten aber sind in anderen europäischen Ländern weit besser als in England eingerichtet, wo fast Alles der Art zu einer Gaukelei und einer Quelle von Bevorzugung angeblicher Frömmler gemacht wird, die sich eigensüchtig in solche Institute hineinzuschmeicheln und zu schleichen wissen. Es ist kaum glaublich, welche Anzahl von Armen auf dem Continent wirkliche Unterstützung während eines ganzen Jahres für eine Summe Geldes erhalten, mit der man in England kaum eine Woche lang eine große Pfarrgemeinde würde befriedigen können. Und welchem Systeme wird dabei in England nachgegangen! Ich weiß ganz gewiß, daß in der Grafschaft, in welcher ich lebe, und wo der schwer arbeitende Tagelöhner, der zwölf Schillinge wöchentlich erwirbt, völlig zufrieden ist, wenn er Brot für die Seinigen anschaffen kann (denn Fleisch bekommt er kaum zehnmal im Jahre zu schmecken), daß in eben der Grafschaft Müssiggänger, die von Almosen leben, jede Woche zwei- oder dreimal Fleischspeisen bekommt, ja daß sogar Mörder und Diebe im Grafschaftgefängnisse bessere Nahrungsmittel erhalten, als der arme fleißige Arbeiter sie jemals aufbringen kann. Und das wird in England Mildthätigkeit genannt! Offenbare Ungerechtigkeit gegen den Verdienstlichen ist es. Viele milde Stiftungen Englands sind durch schlechte Einrichtung und Pseudophilanthropie nicht viel Besseres als Anstalten, von denen Prämien an Müssiggänger und Heuchler verabreicht werden.

Unter den Stiftungen, die von der römischen Geistlichkeit gegründet wurden, scheint die werthvollste und namenswertheste, die der barmherzigen Schwestern (Beguinen) zu sein — ein Institut, das gleich der Gnade gedoppelte Segnung hat — nämlich für den, der sie spendet und für den, dem sie gespendet wird. Ohne dieses Institut würden Hunderte von Frauenzimmern sich in die Welt hinausgestoßen sehen, wohingegen sie jetzt ein Asyl finden und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft abgeben. Die barmherzigen Schwestern legen kein Gelübde ab; sie fügen sich nur den Regeln der Schwesterschaft während der Zeit, die sie im Institute zubringen, und können also, bei vorkommender Gelegenheit, sich verehelichen oder ein anderweitiges Unterkommen suchen und finden. Ihr Kloster legt ihnen dabei durchaus keine Hinderniße in den Weg. Wie manches Frauenzimmer in England, die jetzt sich in ein sündhaftes, elendes Leben gestürzt sehen muß, würde sich gern einer solchen Schwesterschaft angeschlossen haben; wie so Manche würde, wenn England ein solches Institut hätte, vor Verarmung bewahrt worden sein!

Wohl bekannt ist's, daß zur Erhaltung einer großen Gemeinde es weit weniger bedarf, als wenn man die nämliche Anzahl von Gemeindegliedern vereinzelt zu unterstützen hat. Zwei bis dreihundert solcher barmherzigen Schwestern wohnen beisammen, verrichten gemeinsam die nöthigen Hausarbeiten und bedürfen demnach nicht viel mehr als der Speisung, während eben so viele isolirte Individuen wenigstens dreimal so viel kosten würden, um sie nur halb so nothdürftig als jene Zweihundert durchzubringen. Soldaten in Casernen werden mit weit geringeren Kosten quartiert, genährt und gekleidet, als es dem isolirten Tagelöhner kostet in seinem

Häuschen sein trockenes Brot zu essen; und die ersten Auslagen eines Institutes, wie das obenerwähnte, würden sich durch bald nachher eintretende Ersparungen sehr gut verzinsen. Eine solche Anstalt würde zu zwiefacher Mildthätigkeit gereichen; zur Mildthätigkeit gegen Die, welche sich dem Institute anschließen möchten, und gegen Die, welche des Beistandes der Schwesterschaft bedürftig wären. Man weiß, wie schwer es in London hält, eine Krankenwärterin aufzutreiben. Selten widmet dort eine Person sich diesem Geschäfte eher, als bis sie weit vorgerückten Alters ist, und bis ihr durch erduldetes Leiden oder durch getäuschte Hoffnungen alles wahre Mitgefühl erstarb. Diejenigen also, die solches Amt noch verwalten, thun es aus Gewinnsucht, und man kann nur Augendienerei von ihnen erwarten. Da sie zudem nicht zahlreich sind, also fortwährend in Anspruch genommen werden, überanstrengen sie sich, bedürfen bei ihren fortgesetzten Nachtwachen der Aufregung — was folgt daraus? Sie trinken ihr Schlückchen und sitzen bei dem Kranken im Halbschlummer, aus dem sie nur erwachen — um wieder zur Flasche zu greifen.

Wie ganz anders aber würde es sein, wenn ein Institut, wie das, auf welches ich hier hindeute, in's Leben getreten wäre? Wohlhabende würden im Falle der Noth eine barmherzige Schwester kommen lassen, die, wenn die Krankheit sich als langwierig herausstellt, von einer ihres Gleichen abgelöset werden könnte, so daß die Wärterin nicht durch Ueberanstrengung mehr oder weniger gezwungen wird, den Patienten zu vernachlässigen. Man hätte dann eine Pflegerin, der man vertrauen könnte. Besitzt man die Mittel dazu, so schickt man ein Sümmchen als Dankerstattung dem Institute ein, und hat dann das Bewußtsein, durch seine Freige-

bigkeit diejenigen, die wirklich fähig sind, Krankenwärterinnen abzugeben, in den Stand gesetzt zu haben, auch denjenigen beizustehen, die dem Institute nur durch Worte der Dankessegnung vergelten können. Durch leicht zu bewirkende Subscription würde solch ein Institut errichtet werden können, da dies sich bald vermöge seiner Wirksamkeit feststellen müßte. Stände es nun unter Oberaufsicht der Hospitalärzte, so würde es sich eben so bald als segenbringend und hochschätzenswerth herausstellen.

Begegnen diese Zeilen dem Blick eines wahren Menschenfreundes, und hat dieser nur Muße, sie zu lesen, die mehr werth als Geld ist, so wird er, wie ich hoffe, dieselben in Ueberlegung ziehen. Der Begründer einer solchen Anstalt würde seinem Vaterlande ein wahrhaftiger Wohlthäter werden.

Zwölftes Kapitel.

Mai 25.

»Der Mensch kann nur einmal sterben,« ist ein altes Apophthegm, und keck würde es herauskommen, wenn man es bestreiten wollte. Indessen giebt es im Leben noch ein anderes Leben, z. B. politisches Leben, literarisches Leben u. s. w.; auch giebt es einen Zustand, den man den Tod in dem Auge des Gesetzes nennt, so daß es am Tage liegt, ein Mensch könne zweimal, nämlich einmal eines politischen oder literari-

schen u. s. w. Todes und einmal des natürlichen Todes sterben.

Ich denke mir, daß ich, gleich allen übrigen Schriftstellern, meines literarischen Todes sterben muß, d. h. wenn ich mich niedergeschrieben, oder wenn ich mich ausgeschrieben habe. Mir soll's recht sein, denn ich bin meines literarischen Daseins herzlich überdrüssig, obgleich dies im Allgemeinen nicht der Fall der Autoren ist; im Gegentheile, diese Herren nehmen keine Abnahme ihrer Kräfte wahr, während alle Welt dieselbe doch deutlich an ihnen bemerkt. Literarisches Verkommen gleicht dem letzten Stadium der Schwindsucht; der Hektiker glaubt dann am wenigsten an seine nahe Auflösung und thut und hat sich, als wäre er der gesündeste Mensch. Dennoch müssen alle Autoren endlich zu diesem Stadium kommen. Es giebt keinen schönern und wahrern Abriß der menschlichen Natur, als den in der Scene zwischen dem Erzbischof von Granada und Gil Blas in Le Sage's bewundernswürdigem Romane. Oft und vielfältig habe ich, seitdem ich die Schriftstellerfeder führe, mich desselben erinnert und dann zu mir gesagt: »Ist diese Homilie so gut als meine vorhergehende (obgleich der Ausdruck Homilie nicht so ganz auf meine Schreibereien paßt)? Die große Kunst in dieser Welt besteht, nicht bloß bei'm Schriftstellern, sondern auch bei allen anderen Dingen, darin, daß man zu rechter Zeit aufhört. Der Geist erschöpft sich eben sowohl als der Körper. Anfänglich ist er ein unbeackerter Boden; allein seine erschöpfte Kraft kann erst dann erneuert werden, wenn er mehrere Erntezeiten mit durchgemacht hat. Wir Alle wissen dies, und doch sind wir Alle Bischöfe von Granada. Selbst der unsterbliche Walter Scott hätte aus der ehrlichen Meinung unsers Gil Blas

Nutzen ziehen und seine letzteren Homilien verbrennen mögen; allein, wenn er einen solchen vorurtheilsfreien Rathgeber gehabt hätte, so fragt sich's noch, ob er ihn nicht bei dem Kragen genommen und, gleichwie der ehrwürdige Hierarch, ihm »etwas besseren Geschmack und mehr Einsicht« gewünscht haben würde.

Seit meinem jüngsten Aufenthalte außerhalb Landes habe ich eine Entdeckung gemacht, für die alle Prosaschriftsteller mir hoch verpflichtet sein dürften. Poeten können den Apoll, die Musen, die Horen, die Grazien und alle Arten und Abarten von Göttern und Göttinnen, diese mögen nackt oder bekleidet sein, desgleichen auch die Tugenden und Laster anrufen; und wenn von alle dem ihnen nichts zusagen will, können sie ihr eigenes strahlendes Bild aufstellen und vor demselben niederknieen und es anbeten; uns Prosaisten aber haben bisher dergleichen Vorzüge nicht zu Gebote gestanden, wir haben keine uns schirmende Gottheit anflehen können, wenn wir sitzen und an unserer Feder käuen, oder nach Hülfe rufen, daß man uns von der Last unserer Hirnschwangerschaft erlöse. Da nun bekannt ist, daß im römischen Calender mehr als dreihundert und funfzigtausend canonisirte Heilige verzeichnet stehen, so beschloß ich, diese Liste durchzugehen, ob Einer von ihnen geeignet und geneigt sein möchte, uns Prosaisten unter seine Obhut zu nehmen, und siehe! ich habe unsern Mann ausfindig gemacht. Beiläufig ist zu erinnern, daß Tom Moore dies gewußt haben muß und also sehr übel daran gethan hat, ihn für sich allein zu behalten. Doch ich muß meinen Mann vorführen. Es ist der fromme und benedeiete Sanct Brandon. Heiliger Brandon, begeistere mich und führe mir die Feder bei Aufzeichnung deiner Legende! Zuvörderst lasse man

mich bemerken, daß unser Schutzpatron ein Irländer war, und also um so weniger gering zu achten ist, da Ireland so gute Heilige im Kalender wie irgend ein anderes Land hat. Auch ist's jetzt klar, daß Sanct Brandon uns Prosaisten beschützt, denn man betrachte nur die Menge von Feuilletonisten und Artikelschreibern, die aus dem Schwesterreiche zu uns nach England herübergekommen sind.

Aber weiter im Texte.

Sanct Brandon war, wie es scheint, ein Mann des Lesens und hielt große Stücke auf Land- und See-Reisebeschreibungen. Sanct Brandon war aber auch ein Zweifler und meinte, die Reisebeschreiber brächten wunderliches Zeug zu Markte. Ihm kam Plinius' Zoologie in die Hände, und er fand darin »Riesige Höhlen und Menschen, denen die Köpfe unterwärts der Schultern sitzen.« Sanct Brandon las, bis ihm die Geduld ausging und er in einem Zornesanfall das Manuscript in's Feuer warf. Dies war aber eine große Sünde, denn eines Mannes Manuscript ist das Schooßkind des Gehirns solchen Mannes; so hatte Sanct Brandon, gelind gesprochen, einen literarischen Kindermord begangen. Nachts nach seiner Unthat erschien ihm ein Engel und befahl ihm, zur Buße seines Verbrechens (dessen Schwärze jeder Autor eben so deutlich als der Engel erkannt haben wird), das Buch von Anfang bis zu Ende wieder herzustellen; welche Aufgabe keine Kleinigkeit war, da in jenen Tagen es eben keine Manuscripte, wie heut zu Tage Theatermanuscripte, zu stehlen gab, und man vollends die Kunst der Büchermacherei noch nicht erfunden hatte. Gehorsam dem himmlischen Strafbefehle, machte Brandon, der Sünder, sich an die Arbeit; er erhandelt ein Schiff, ver

proviantirt es für eine siebenjährige Reise und geht mit einer aus sieben Mönchen gebildeten Mannschaft unter Segel. Nachdem er siebenmal die Erde umschifft hatte, während welcher Zeit die Erde sich siebenmal um die Sonne herumdrehte, ist auch sein Werk in sieben Foliobänden vollendet; allein nimmer ließ er dieses drucken, sondern nahm sein Manuscript zu sich, um zu beweisen, daß er seine Buße vollendet hatte. Wegen dieser wunderbaren Reise, — und zuverlässig war dieselbe mit solcher Schiffsmannschaft ein Wunder — ward er heilig gesprochen, und ist nunmehr der Schutzheilige aller Prosaisten, und besonders derjenigen, deren Werke nach der Elle gemessen werden müssen.

Und jetzt, da ich meinen Herren Kollegen kundgemacht habe, daß wir ebenfalls einen Schutzpatron den Unsrigen nennen, bleibt denselben nichts weiter zu thun übrig, als den Heiligen Schlag halb sieben anzurufen, wenn der Zeiger ihrer Gehirnuhr auf halb sieben steht. — Gewiß legte Sanct Brandon eine sehr gewagte Reise zurück, denn es ist klar, daß die ganze Anordnung dabei wie ein Hinzeigen der Gehirnuhr auf halb sieben herauskommt.

Dreizehntes Kapitel.

»En route,« Mai 26.

Bei Waterloo vorbei gefahren. — Mir ward berichtet, daß zwei Tage früher der Marquis von Anglesea hier angelangt wäre, sich einen Tag lang daselbst auf=

halten und die Grabstätte seines Beines besucht hätte; es war dieses ein regelrechter Familienbesuch, indem sich dabei alle Glieder beisammen befanden.

Mai 27.

Zu Namur übernachtet. — Die Franzosen haben es zuverlässig weiter als wir in der Kunst gebracht, sich die Dinge angenehm zu machen. Sogar bei'm Möbliren eines gewöhnlichen Zimmers wissen sie immer Etwas anzubringen, wodurch das Auge gefesselt, wenn nicht interessirt wird. So erinnere ich mich, daß, als ich mich das letzte Mal zu London in gemietheten Zimmern befand, und Morgens im Bette lag, mein Blick an dem Muster der Tapete haftete. Es zeigte eine Schäferin mit ihrem Hunde, schlecht gemacht und ohne alle Variation durch das ganze Zimmer verbreitet. Ich konnte also nichts weiter damit anfangen, als zählen, wie viele solcher Schäferinnen sich im Zimmer befanden, welches leicht zu bewerkstelligen war, indem ich die Figuren in Länge und Breite jeder Wand zählte, sie quadrirte, die gefundenen Quadrate addirte und für Thüre und Fenster die erforderliche Zahl subtrahirte. Wie ganz anders war es mit den Tapeten in dem Zimmer, in welchem ich vergangene Nacht schlief! Hier zeigten die Wände mir die Geschichte des berühmten Bastards von Orleans, der in seiner Jugend betete, er möchte sich einst als der Tapferste der Tapferen ausweisen und sich durch die Schönste der Schönen belohnt sehen. Vielleicht war dies nicht die eigentliche wahre Geschichte jenes Dunois; inzwischen brachte das Anschauen dieses Tapetenbildes mir doch Gedanken und Erinnerungen, die himmelweit von denen unterschieden waren, welche mir durch das krasse Einerlei an der Wand des engli-

schen Gastzimmers aufgezwängt wurden. Diese Wand mit ihren hundert und so vielen Schäferinnen erinnerte mich bloß daran, daß Schäferinnen heut zu Tage ein erloschenes Geschlecht sind; der Anblick der französischen Tapete aber führte mich in die Regionen der Geschichte, so daß ich in der Erinnerung an die Romantik der Ritterzeiten von König Arthur und dessen Tafelrunde bis zu dem Gefilde des goldenen Vließes schwelgte.

»Entkleidet man jedoch,« dachte ich nach einer langen Träumerei, »das sogenannte Ritterthum seines äußerlichen Prunkes, erforscht man genauer dessen Wesen und Zeitgebräuche, so muß man gestehen, daß die moderne Art, Krieg zu führen, weit eher die Benennung Ritterthum verdient. Vormals hüllte der Krieger sich in eine Stahlrüstung, und hatte so, vor Erfindung des Schießpulvers, nur wenig in einem Handgemenge zu fürchten, es wäre denn von denen gewesen, die gleich ihm geharnischt waren; und selbst dann konnte es nur Fleischwunden absetzen, die selten tödtlich waren. Zu Fuß dienende Söldner erlagen bald den berittenen Speermännern und vermochten nur geringen Widerstand zu leisten. Wie heut zu Tage trug auch damals Der den Sieg davon, der am goldreichsten war, denn für Gold erlangte man den besten Stahlharnisch, und ein erkaufter Trupp berittener Söldner schlug tausend und mehr Fußknechte aus dem Wege. Wer die am besten geschmiedete Rüstung besaß, war am meisten gesichert, und eine solche Rüstung mußte wiederum mit Golde aufgewogen werden. Wer für Gold die meisten berittenen Knechte anschaffen konnte, war der Mächtigere, und, schlechthin gesprochen, der Zügelloseste. Man entkleidete das Ritterthum, wie gesagt, seines Prunkes, von dem es wie von einem Heiligenscheine umringt war, so er-

scheint es als roh, um nicht zu sagen als feig. Zweikämpfe zeugten freilich von Muth; jedoch auch in ihnen entschieden nicht nur Geschicklichkeit, sondern weit öfter persönliche Stärke oder ein besseres Streitroß den Sieg. Wirklich war das Ritterthum, wenn nicht Erzeuger, doch Erhalter des Feudalsystems, nach welchem Macht für Recht galt; und wir mögen hinzufügen, daß die Erfindung des Schießpulvers, durch welche ein Krieger dem andern gleich gestellt ward, zuverlässig, wenn nicht geradezu Vernichterin jenes Systems ward, doch sehr viel zur Aufhebung desselben beitrug. Wie viel mehr ächter Rittergeist ist bei heutiger Art, Krieg zu führen, vonnöthen! Stundenlang muß der Mann jetzt stehen und wie nach einer Scheibe auf sich schießen lassen, muß sehen, wie seine Kameraden neben ihm niedergemähet werden, und muß helfen, die dadurch entstandene Reihenlücke zu füllen, ob ihn nicht auch ein bleierner Bote erreichen will. Das heutige System des Kriegführens zeigt uns, wie jedes Individuum Theil eines großartigen Ganzen ist, wie Alle nach einem wohlbedachten und umfassenden Plane handeln, und wie Jeder von ihnen zu hundert Malen sich gezwungen sieht, die passive und ungleich vollkommnere Tapferkeit eines beharrlichen Sinnes zu zeigen, ehe er dahin gelangen kann, im Eifer des Angreifens seine eigene Gefahr zu vergessen! Wann werden wir lernen, die Dinge bei rechtem Namen zu nennen?

Lüttich, Mai 28.

Unser Wirth ist ein höchst loyaler Mann. Aber das hat seine Ursache. Leopold nahm auf seinem Wege nach Spaa Quartier in diesem Hôtel. In jedem Zimmer hier steht auf jedem Fayence-Artikel: »Leopold, den der

Genius Belgiens mit Lorbeer krönt, während die Göttin der Wahrheit eine Zuschauerin dabei abgiebt.« Jede Schüssel, jeder Teller trägt dieses Gepräge der Loyalität. »Aber das ist noch nicht Alles,« wie der Mann auf dem Dampfschiffe sagte. — »O nein!« Alle Waschbecken, alle Kannen und jedes andere Gefäß, das in einem Schlafzimmer angetroffen werden muß, weiset auf seinem Grunde dasselbe loyale Bild. Als ich zu Bette ging, wollte mich bedünken, die Loyalität wäre doch etwas allzuweit getrieben, denn das, was aus Hochschätzung beabsichtigt ward, möchte denn doch leicht Veranlassung geben, nicht bloß Seine belgische Majestät, sondern auch die glorreiche belgische Constitution mit der größten Geringschätzung zu behandeln. Anlangend die arme Göttin der Wahrheit, so sagt man freilich von ihr, daß sie auf dem Grunde eines Brunnens wohnt; in diesem Falle jedoch würde es vielleicht eben so gut sein, wenn man sie nicht insultirte; — doch ich habe Unrecht, sie wird ja jederzeit insultirt und wird jederzeit insultirt werden, sobald sie sich im Bezirk eines Hofes oder in der Nähe eines Königs zeigt.

Alles erwogen, so ist mein Tagebuch von seltsamer Art. Es ist kein Tagebuch von Ergebnissen, sondern von Gedanken und Reminiscenzen — Blasen, die auf meinem Gehirn treiben, und die ich dann abschöpfe. Kein Wunder! Ergebnisse sind, mit der Ernte vieler Jahre verglichen, nichts als Nachlese nachlässig eingefahrenen Kornes. Da zermartere ich mir seit zwei Stunden das Gehirn, um zu ermitteln, womit eines Menschen Gehirn wohl am besten zu vergleichen sein mag. Es gleicht einem Kaleidoskop, dacht' ich; es enthält verschiedene Ideen von allerlei Farben, und so wie man das Ding schüttelt, zeigt es andere Zusammenstel-

lungen und Figuren. Doch nein, es gleicht nicht einem Kaleidoskop, denn in diesem sind die Figuren regelmäßig, und die Sache möge nun sein wie sie wolle, in meinem Gehirne ist wenig Regelmäßiges wahrzunehmen.

Es gleicht dem Kramlager eines Pfandverleihers, dachte ich dann, worin die heterogensten Pfänder aufgeschichtet liegen. Will man Etwas herausnehmen, so steht Erfahrung am Ladentische und läßt sich schweren Zins bezahlen, während viele werthvolle Artikel verloren gehen, weil das Gedächtniß nicht im Stande ist, ein Duplicat zu produciren.

Mit welchem Gegenstande ich das Gehirn auch vergleichen mochte, keine meiner Vergleichungen wollte Stand halten. Am Ende habe ich, dacht' ich hierauf, ein bloßes »Was denk' ich jetzt?« gespielt — ein kindisches Spiel; und wie kann ich ausfindig machen, womit mein Gehirn zu vergleichen ist, sobald mein Gehirn mir's nicht sagen will? Ich stand also auf, öffnete ein Fenster, zündete mir eine Cigarro an und rauchte mich in eine Träumerei hinein, während ich den Dampf beobachtete, der aus den Rauchfängen der guten Stadt Lüttich aufstieg.

Dies also ist die Stadt, dacht' ich, die von Reisenden als eine bloße Fabrikstadt beschrieben wird? Eine Stadt, die zu ihrer Zeit einen größern moralischen Einfluß auf die menschliche Vergesellschaftung gehabt hat, als jede andere Stadt — eine Stadt, die in der Sache der Religion und der Freiheit den Vortrab führte. Lüttich bietet unter den Städten Europa's eine seltsame Anomalie dar. Sie ist, Rom ausgenommen, die einzige Stadt und Provinz, die Jahrhunderte lang von Priestermacht beherrscht worden ist. Aber es werde bedacht, daß zu eben der Zeit, zu welcher das Christen-

thum der blutbefleckten Arena des Colosseums seine Märtyrer lieferte, Lüttich (oder vielmehr Tongres, denn damals war Lüttich noch nicht erbaut) weit und breit seine Glaubenssatzungen unverfolgt und ungehindert kundmachte, weil es der Götzendienerei und Betrügerei zu entfernt lag, um beachtet zu werden. Die Provinz Lüttich war die Wiege der christlichen Lehre. Den ältesten Nachrichten zufolge befanden sich Bischöfe zu Tongres, und etwa fünfhundert Jahre nach Christi Geburt ward die Stadt Lüttich von dem dort regierenden Bischofe St. Monulph gegründet. Von der Zeit an bis zur französischen Revolution sind diese Stadt und diese blühenden Provinzen jederzeit unter geistlicher Oberherrschaft geblieben.

Obgleich diese gefürsteten Bischöfe bewiesen, daß nöthigenfalls sie den Krummstab mit dem Kampfschwerte vertauschen könnten, und obschon sie durch Schenkungen und Abtretungen, die ihnen gemacht wurden, ihre Einkünfte vergrößerten, bewogen sie doch durch die Milde ihrer Herrschaft viele Tausende, sich in ihrem Lande niederzulassen; und, um ihre Bevölkerung (und durch diese ihren Reichthum) zu vergrößern, bewilligten sie zuerst ihren Bürgern diejenigen Rechte und Freiheiten, die, nach diesem gegebenen Beispiele, von Anderen mit Gewalt oder durch Bitten erlangt worden sind. Jener stolze Gedanke des Engländers heutiger Zeit, daß jeder Mann Burgherr in seinem Hause ist, war das heilige Geschenk, das einer der Bischöfe den Bürgern Lüttich's lange vor dem Zeitpunkte machte, zu welchem das Lehenssystem auf den britischen Inseln abgeschafft ward.

Auch mag ich, wie es aus den Chroniken dieser Pro-

vinz zu entnehmen ist, wohl bemerken, daß die Zeit, zu welcher die primitive christliche Kirche zuerst in Irrthümer gerathen sein soll, etwa in das Jahr Eintausend nach Christi Kreuzigung fiel. Als ich nun an dies Alles und an noch weit mehr dachte, während ich mein Cigarro schmauchte, fühlte ich einen hohen Grad von Ehrfurcht für die gute alte Stadt Lüttich. Dann wendeten meine Gedanken sich zurück durch den Landstrich, durch welchen ich gestern gekommen war, und ich sah dessen blühende Landschaften im Geiste wieder vor mir. Ich hatte diese schon vor mehreren Jahren gesehen, und wohl mag man sie öfter sehen, ohne von dem Anblicke übersättigt zu werden. Mir ist keine Landschaft bekannt, die so angenehme Empfindungen rege macht, wie die des Maasthales, und zwar den ganzen Weg von Namur nach Lüttich und von Lüttich nach Spaa entlang. Sie ist nicht so prächtig wie eine Rheinlandschaft, mit der sie nur eine Miniatur=Aehnlichkeit hat. Nicht ist sie von der Art, daß sie stark aufregt, und also in der Regel eine Erschlaffung zurückließe; sondern sie ist von so unveränderlicher, immer lieblicher, freudeerweckender Art, daß man, ohne sich dadurch ermüdet zu fühlen, von ihr entzückt wird, indem sie fortwährend in schweigender Bewunderung erhält, ohne von den Sinnen so viel zu verlangen, daß es diese anstrengen müßte. Hätte ich mich des Wissens entledigen können, daß ich es war, der sich bewegte, und also mir einbilden können, daß die Landschaft an mir vorübergeführt wurde, so würde ich das vor Augen gehabt haben, was man auf der Schaubühne eine köstliche, künstlerisch vollendete wandelnde Dekoration nennt. Allein der Stumpf meines brennenden Cigarros kam meiner Nase so nahe, daß er mich aus meiner Träumerei herausbrannte — ich warf den Stum-

mel auf die Straße und wendete mich zu nothwendigen Toilettegeschäften.

Vierzehntes Kapitel.

Lüttich.

Ich habe Sir Humphry Davy's »Salmonia« gelesen. Wie Schade ist's, daß er nicht mehr schrieb. Wie so viele auffallende Andeutungen enthält das Buch. Mir gefällt ein schriftstellerisches Werk, das man, nachdem man ein Weilchen darin las, hinlegen und eine Gedankenreihe ausdenken muß, ehe man wieder auf die Blattseite sieht, von der man wegblickte. Zwei Dinge werden in jener »Salmonia« besprochen, die mich zum Meditiren leiteten. Das Eine ist eine Vergleichung der Vernunft mit dem Instinct; das Andere ein Grad von Schmerz, den ein Fisch erduldet, wenn er an einem Angelhaken zappelt. Was die erste Angelegenheit betrifft, so dünkt mich, hat Sir Davy seinen Gegenstand keineswegs erschöpft. Ehe ich also zu beweisen suche, daß das Fischangeln kein grausames Vergnügen ist, muß ich erst Vernunft und Instinkt abfertigen. Ich glaube nicht, daß Jemand die genaue Grenzlinie zwischen Vernunft und Instinkt angeben kann. Letzterer ist in vielen Fällen und besonders bei Insekten wundervoll; allein wo er dies ist, ist er ein blinder Gehorsam und erbt sich von Generation auf Generation fort. So z. B. nehmen wir an den Bienen wahr, daß sie den strengsten Regeln der Mathematik folgen und seit der Schöpfung her niemals

davon abgewichen sind; daß überhaupt alle Thiere, so weit es ihre Selbstvertheidigung oder Selbsterhaltung betrifft, einen blinden Gehorsam gegen eine nimmer irrende Gewalt zeigen, und einer die Vernunft beinahe übertreffenden Einsicht folgen. So wundervoll dies jedoch auch ist, so ist es doch immer nur Instinct, der vom Uranfange der Thiergattung herab sich vererbte, ohne eine Veredlung zu erhalten, noch eine Verringerung zu erleiden. Könnte nun dargethan werden, daß der Instinct der Thiere nur so von Geschlecht zu Geschlecht veredelt ward und nicht weiter gehen konnte, so würde die Scheidelinie zwischen Vernunft sofort erkennbar sein, da der Instinct blindlings gewissen feststehenden Gesetzen zu folgen, Vernunft aber sich des Beistandes des Gedächtnisses und der Erfindungsgabe zu erfreuen hätte. Diesen hochzupreisenden Vorzug kann jedoch die Vernunft sich nicht beilegen, denn Thiere besitzen sowohl Gedächtniß als Erfindungsgabe, und überdies haben sie, wenn ihnen auch Sprache fehlt, dennoch Mittel, einander ihre Ideen mitzutheilen. Daß thierisches Gedächtniß und thierische Erfindungsgabe nicht so sehr geübt werden können, als beim Menschen, mag wahr sein, doch werden dieselben den Bedürfnissen der Thiere zur Genüge geübt, und weiter brauchen diese nicht zu gehen; d. h. sie werden, wenn ihnen irgend ein unvorhergesehener Mangel eintritt, oder sich etwas ereignet, was ihrer Lebensweise oder Oekonomie nachtheilig wird, durch Instinct sofort in den Stand gesetzt, solchem Uebel abzuhelfen. Nichts ist wundersamer als die Anwendung mechanischer Kräfte bei den Ameisen. Kein Ingenieur könnte genauere Berechnungen anstellen, und keine Reihe von menschlichen Arbeitern ist im Stande, mit solcher Vereinbarung ihrer Kräfte zu wirken. Haben die Amei-

sen einen vergeblichen Versuch gemacht, einen schweren Körper von der Stelle zu schaffen, so sieht man, wie sie zusammenkommen, Raths unter sich pflegen und dann einen neuen Operationsplan verfolgen. Bienen sind ebenfalls im Stande, jegliche ihnen neue Schwierigkeit zu beseitigen. Wenn die Sphinx atropos oder Todtenkopfsmotte sich Weg in den Bienenstock bahnte, so weiß man, daß die Bienen, nachdem sie die Widersacherin tödteten, die Leiche derselben mit einer Wachshülle überziehen — der Grund davon ist, sie konnten den schweren Körper nicht durch die enge Pforte wegschaffen, durch die das Thier hereinkroch, und doch wollen sie sich des übeln Geruches der Leiche entledigen. Man kann den Satz aufstellen, die Bienen werden zu diesem Verfahren vom Instincte angeleitet; dann aber ist ihnen diese Art von Instinct erst geworden, seitdem sie Hausthiere wurden; denn wohlbekannt ist's, daß die Zellen, die in hohlen Bäumen von wilden Bienen angelegt werden, so engen Zugang haben, daß kein Thier, das größer als die Biene ist, in dieselben hinein kann, daß die Bienen folglich aus solchen Zellen jedes todte Thier mit eben so leichter Mühe als eine Bienenleiche fortschaffen können.

Ich könnte aus hundert Fällen beweisen, daß Thiere eine Erfindungsgabe besitzen, welche keineswegs von dem von Generation auf Generation vererbten Instincte abhängig ist. Ich will mich jedoch auf ein einziges Beispiel von überlegener Erfindungsgabe eines Elephanten beschränken, das sich zu Ceylon ereignete. Arbeiter waren beschäftigt, in den Wäldern Candia's Bauholz zu fällen, das alsdann an Ort und Stelle von Elephanten geschleppt ward, die zu diesem Zwecke mit ihren Hütern ausgeschickt worden waren. Die Langweiligkeit der Arbeit bewog die Leute, einen Rollwagen herbeizuholen,

um mittelst desselben eine größere Anzahl Balken mit einem Male fortzuschaffen. Ich habe noch zu bemerken, daß wenn mehrere Elephanten arbeiten, gewöhnlich einer von ihnen, wie durch allgemeine Zustimmung, den Führer oder Oberaufseher dabei abgiebt, und die übrigen leitet, die sich dann nimmer weigern, ihm zu gehorchen. Die Hüter und die Eingebornen ertheilten die Befehle, und die Elephanten folgten denselben; allein die Balken waren so groß, und der Rollwagen stand auf so hohen Rädern, daß die Thiere nicht vermochten, das Holz auf denselben hinaufzubringen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gaben die Eingebornen die Sache auf, setzten sich an den Wegrand und hielten Rath miteinander. Mittlerweile ließ der Oberelephant, wie ich ihn nennen will, von seinen Kameraden ein Paar Balken zu den Hinterrädern des Wagens schleppen und unter dieselben schieben, so daß letzterer schräg zu stehen kam, und man ihn nun mit leichter Mühe beladen konnte. Die Elephanten schleppten nämlich, ohne Weisung dazu erhalten zu haben, die Balken herbei, und schoben sie mit ihren Köpfen auf die schräg gestellte Fläche des Rollwagens, der nun wie im Nu seine Ladung erhielt. Hier haben wir einen Beweis von dem erfinderischen Instinct des Thiers — wenn ich mich so ausdrücken darf — das in dieser Hinsicht es der Vernunft des Menschen zuvorthat.

Daß die Thiere, gleich dem Menschen, die Gabe des Gedächtnisses haben, ist außer Zweifel, und nehmen wir davon vielfache Beweise in Elephanten, Pferden und Hunden wahr; doch steigt diese Gabe noch tiefer hinab — der Dompfaff, der mehrere Melodien pfeifen lernt, würde ohne Gedächtniß bald seine Noten vergessen. Ueberflüssig also würde es sein, Beispiele anzuführen, daß die Thiere Gedächtniß haben. Da mir jedoch bei Ab-

handlung dieses Gegenstandes einfällt, wie ein Affe sich lebhaft an eine empfangene Tracht Schläge erinnerte, wodurch ihm der Hauptfehler seines Gleichen, die Gefräßigkeit, vertrieben ward, und dies wirklich ein auffallendes Beispiel zu nennen war und ist, so will ich es doch erzählen.

Am Bord eines Schiffes, das ich commandirte, hatte ich einen großen Pavian vom Vorgebirge der guten Hoffnung, der mir, wie einer meiner Söhne, recht lieb war. Saß der Pavian auf seinen Hinterschenkeln, so war er, wenn mein Junge aufrecht stand, mit diesem von einerlei Größe. Da Letzterer gern schmausete, empfing er zum Nachfrühstück ein ansehnliches Butterbrot. Eines Vormittags schnappte der Pavian meinem Buben das Butterbrot weg, worüber mein James ein lautes Geschrei erhob, das mich von meiner Beschäftigung auf dem Verdecke abzog und mich die Verletzung der Kriegsartikel von Seiten des Pavians wahrnehmen ließ, der, wie jede andere lebende Seele auf dem Schiffe, jenen Artikeln unterworfen war, indem in diesen deutlich bemerkt steht — »Jeder, der auf dem Schiffe ist oder zu demselben gehört.« Ich sprang also von der Carronade herunter und versetzte dem Pavian die ihm gebührenden Hiebe. Einige Tage später befand ich mich wieder auf Deck, der Pavian hockte am Mast, der Steuermann stand neben mir, und mein James kam mit seinem Butterbrot herauf. Wie früher ging dieser an dem Pavian vorüber, welcher abermals das Butterbrot wegschnappte, so daß James abermals aufschrie, und dadurch abermals meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich sah mich um, und der Pavian faßte meinen Blick auf, gab aber auch in demselben Augenblicke das Butterbrot wieder an meinen Knaben zurück. Es war dies das erste und einzige

Mal, daß ich jemals wahrnahm, ein Pavian könne da Selbstverleugnung zeigen, wo es seinen Magen betraf; und in Bezug hierauf habe ich diese Anekdote mitgetheilt. Beiläufig noch Folgendes: Es ist bekannt, daß Paviane die Kinderblattern und die Masern, ja, ich glaube sogar das Scharlachfieber bekommen und abhalten können; jenes obenerwähnte Thier jedoch ging, als die Schiffsmannschaft von der Cholera hingerafft ward, alle Stadien dieser Krankheit durch und starb dann, wie es schien, unter unsäglicher Pein.

Da also Erfindungsgabe sowohl als Gedächtniß nicht nur der Vernunft, sondern auch dem Instincte eigen sind, so fragt es sich, wo ist die Scheidelinie zu ziehen, und zwar besonders in einem Falle wie der, dessen ich von den Elephanten gedachte, in welchem überlegener Instinct sich erfinderisch zeigte, während die Vernunft nicht aus und ein wußte? Es scheint, daß, wenn die beiden Eigenschaften associirt sein müssen, es jedenfalls zweierlei Arten von Instinct giebt; nämlich blinden Instinct, der der Vernunft insofern überlegen ist, als er niemals irren kann, weil Gott ihn lenkt; und inventiven Instinct, durch den überlegenere Thiere in Stand gesetzt werden, sich in unvorhergesehenen Schwierigkeiten zu helfen oder durch Gedächtniß ihnen innewordenen Hindernissen zu begegnen. Betrachten wir nun uns selbst, so wird das Abgeben einer Entscheidung noch schwerer; denn wir haben offenbar zwei gesonderte Eigenschaften. — Wir sind eben so wohl instinctmäßige als vernünftige Wesen, und was ist inventiver Instinct anders als eine Art von Vernunft, wenn nicht Vernunft selbst?

Allein wenn ich auch sage, daß es schwer hält, die Scheidelinie zu ziehen, so will ich damit nicht sagen, Vernunft und Instinct seien Eins und Dasselbe; denn

Instinct und Vernunft sind, wenn wir nach uns selber zu urtheilen haben, einander gerade entgegengesetzt. Selbsterhaltung ist instinctmäßig; alle sinnlichen Freuden, Alles, was von der Menschheit für Glückseligkeit gehalten wird, ja, ich mag hinzusetzen, Alles, was uns als Unrecht geschildert wird, Alles, wovon unsere Vernunft uns anmahnt, uns demselben nicht hinzugeben, ist Instinkt.

Das wären also die Vorzüge der vernünftigen Wesen in dieser Welt. Zweifelsohne haben wir ein Recht, die Freuden jenes Lebens für uns in Anspruch zu nehmen und sie dem übrigen Theile der Schöpfung abzusprechen.

Byron sagt: »Der Vernünftige muß sich besaufen.« Das heißt, wenn er als vernünftiges Wesen seine Vernunft für unausreichend zu seiner Glückseligkeit findet, so sucht er seiner Vernunft ledig zu werden, wo er kann. So machen es die meisten intellectuellen Thiere. Elephant und Affe haben die Flasche eben so lieb, wie mancher Mensch sie hat. Ich würde noch mehr mit Byron übereinstimmen, wenn er gesagt hätte: »Der Vernünftige muß zum Teufel fahren.« Denn was können arme vernünftige Kreaturen anfangen, wenn ihr Instinct sie dem Pferdefüßler entgegenführt, und Vernunft, wie anhaltend sie auch zurückziehe, doch nicht genügende Kraft hat, die Gegengewalt zu bezwingen?

Alles erwogen, glaube ich nicht zu einem sehr befriedigenden Schlusse gekommen zu sein. Gleich einem jungen Hunde, der um seinen eigenen Schweif herumläuft, bin ich jetzt wieder gerade da, von wo ich auslief; doch habe ich, wie das Hündchen, mich mittlerweile belustigt, und will nur wünschen, der Leser habe dies ebenfalls gethan.

Und jetzt, meine Brüder, wende ich mich zu dem zweiten Theile meines Vortrags, nämlich zur Vertheidigung der Angler, insofern man diese als solche der Grausamkeit anklagt.

Sehr wahr ist's, daß Shakspeare sagt, »der arme Käfer, den wir treten, fühlt in seinem Todeskampfe denselben Schmerz, den ein sterbender Riese fühlt;« und eben so wahr ist's, daß diese Rede Shakspeare's eben so unwahr als poetisch ist.

Durch die ganze Natur läuft eine Abstufung, und diese Abstufung ist von nimmer irrender Gerechtigkeit festgestellt. Auf der Höhe dieser Stufen steht der Mensch, der furchtbarer und wundervoller und vollkommener ausgebildet ist, als irgend eine andere Kreatur auf dieser Erde; vollkommener sag' ich in seiner Gestalt, vollkommener in seiner geistigen Fähigkeit. Dabei ist er von feinerem Nervengewebe, lebhafter in seinen Sympathien, besitzt mehr Empfänglichkeit für das Vergnügen, mehr Empfänglichkeit für den Schmerz. Ihm werden Freuden und Leiden, die von den übrigen Geschöpfen nicht mit ihm getheilt werden können. Er genießt mehr, er leidet mehr als diese. Von dem Menschen führt die Stufenleiter abwärts, und in dem Maße, wie auf derselben die Geschöpfe immer unvollkommener werden, ist ihnen auch ihr Antheil am Empfinden der Lust und des Schmerzes zugemessen worden, bis wir hinab zu den Molluskenund Zoophyten kommen, die freilich existirende Wesen, aber Wesen ohne Freude und ohne Schmerz sind; die nur existiren, um die endlose Mannichfaltigkeit zu vervollständigen und die erforderlichen Zusammenhangsglieder der großen Naturkette abzugeben. Die natürlich herzustellende Frage wird sein: »Woher wissen Sie dies? Sie sprachen Behauptung, nicht aber Beweis aus.«

Schlußfolgerungen sind jedoch von jeher auf diese Weise begonnen worden. Die Behauptung ist das quid, dem das est demonstrandum jederzeit folgt. Ich schneuze mich also, schwenke mein Taschentuch und demonstrire weiter.

Der Mensch ist das Vollkommenste in der Schöpfung. Welchen Theil seines Körpers kann er, wenn derselbe von letzterem getrennt ward, wieder aus sich heraus ergänzen? Keinen, als nur das Haar und die Nägel. Weiter geht seine Reproductionskraft nicht. Bei den höheren Thierklassen findet diese Kraft eben so mangelhaft Statt. Allein dennoch findet sich hier eine Abstufung auf der großen Leiter der Dinge; denn haben solche Thiere auch keine Reproductionkraft, so tragen sie doch Beweise von Untergeordnetheit an sich. So wird ein in einer Falle gefangenes Kaninchen so lange ringen, bis es mit Verlust eines Beines entrinnt; ein Fuchs, der ein fleischfressendes Geschöpf ist, wird, um zu entkommen, sich das eigene Bein abnagen. Sterben in Folge dessen diese Thiere? Nein, sie leben und befinden sich wohl mit drei Beinen. Würde aber unter solchen Umständen ein Mensch fortleben? Unmöglich. Wer mir nicht glauben will, der nage sich das eigene Bein ab und sehe zu, was folgt. Dennoch ist die Körperbildung der Säugethiere nicht sehr verschieden von der des Menschen; allein Letzterer ist das vollkommenere Geschöpf und hat demnach nicht dieselben Hülfsmittel.

Bisher habe ich nur auf die Gliedmaßen der Thiere hingewiesen; ich will jetzt weiter gehen. Am Bord meines Schiffes hatte ich einen schönen kleinen Affen. Durch einen unglücklichen Zufall ward er so zerschmettert, daß der untere Theil seines Rückgrates dergestalt brach, daß der Knochen einen Zoll hoch aus dem Felle hervortrat. Solcher Unglücksfall würde bei einem Menschen

augenblicklichen Tod zur Folge gehabt haben; der Affe jedoch starb nicht, nur daß seine unteren Gliedmaßen gelähmt wurden. Der hervorgedrungene Wirbelknochen faulte allmälig weg, und nach sechs Wochen kroch das Thier mittelst seiner Vorderpfoten auf dem Verdecke umher, gewährte jedoch einen so erbarmenswürdigen Anblick, daß ich Befehl gab, es zu ersäufen. Steigen wir nun die Stufenleiter weiter hinab, bis wir zu den Kriechthieren und Insekten gelangen, so finden wir, daß der Verlust der Gliedmaßen hier nicht bloß nicht den Tod zur Folge hat, sondern daß die Gliedmaßen sich wiedererzeugen. Man fasse eine Spinne bei den Füßen, so wird sie diese uns in der Hand lassen, damit sie entrinnen möge. Setze man dies Thier nun unter eine Glasglocke, so wird man sehen, wie es nach einigen Wochen seine Glieder eben so vollständig wieder erlangt hat, als dieselben früher gewesen waren. Eidechsen zeigen sich noch merkwürdiger in ihrer Reproductionskraft. Während meines mehrmonatlichen Aufenthalts auf Madeira haschte ich oft Eidechsen, die an den Mauern der Gebäude herumspielten; und so oft ich ein solches Thier beim Schwanze ergriff, ließ es mir diesen, der so rasch abbrach, wie wenn er eine dünne Rübe gewesen wäre, in der Hand. Nun ist der Schwanz einer Eidechse länger als das ganze Thier und eine Verlängerung seines Rückenwirbels. Ich fand bald, daß Eidechsen an diesem Verlust, wie bedeutend er auch sein mag, nicht sterben, wohl aber, daß der Schwanz ihnen wieder wächst. Schon wenige Wochen nachher zeigte sich ein neues Endchen, und nach zwei Monaten hatte das Thier seine ganze vorige Körpergestalt wieder. Mehr noch. Eines Tages erblickte ich eine Eidechse mit zwei Schwänzen, von denen jedoch keiner ganz ausgewachsen war. Ich

folgerte, daß das Thier bei Verlust seines verlängerten Rückenwirbels an letzterem irgend eine Theilung oder Spaltung erlitten haben müßte. Da ich um jene Zeit ein Naturforscher, also höchst grausam war, fing ich flugs eine Eidechse, nahm ihr den Schwanz ab, machte ihr einen Einschnitt in den Rückenwirbel, und beobachtete sie sodann. Meine Muthmaßung war ganz richtig; denn nach einigen Wochen zeigte das Thier die deutlichsten Ansätze zu zweien Schwänzen. Ich wiederholte dies Experiment zu mehreren Malen und es glückte jedes Mal, so daß alle doppeltgeschwänzten Eidechsen die meinigen genannt wurden.

Diese Gabe des Wiedererzeugens nun steigert sich, je weiter man die Stufenleiter abwärts geht. Nehme man z. B. einen Polypen, der der untersten Stufe so nahe als möglich ist, schneide ihn, ohne alle Rücksichtnahme auf Eintheilung, in zwanzig Theile, und man wird nach kurzer Zeit zwanzig vollkommene Polypen haben.

Die Folgerungen, die ich nun aus diesen Angaben machen möchte, sind —

daß die vollkommensten Thiere am wenigsten der Reproduction fähig und am empfänglichsten für den Körperschmerz sind;

daß die Stufenleiter der Natur ihre Feststellung hat, die Thiere also, je weniger vollkommen sie sind, desto mehr Reproductionskraft besitzen;

daß also die unvollkommneren nicht den Schmerz fühlen können, den die vollkommneren erleiden.

In Beziehung auf die Fische nun, so stehen diese auf einer sehr niedrigen Stufe der Schöpfung, da sie, mit Ausnahme der Wallfischarten, welche Abtheilung zu den Säugethieren gehört, sämmtlich Thiere mit kaltem

Blute und weit minder vollkommen als Kriechthiere und viele Insekten sind. Das Nervensystem ist der wahrhafte Sitz des Körperschmerzes; je vollkommener aber das Geschöpf, desto complicirter ist jenes System; bei Kaltbluttthieren steht der Nervenorganismus nahe zu Null. Die meisten Fische beißen wieder nach dem Köder, nachdem sie sich vom Angelhaken losgemacht haben; und thun sie es nicht, so geschieht es nicht wegen des Schmerzes, sondern weil ihr Instinkt ihnen sagt, daß sie in Gefahr sind. Zudem bemerkt Sir Humphry Davy sehr richtig, daß Fische nicht durch den Angelhaken, sondern dadurch getödtet werden, daß der Haken ihnen den Mund verschließt und sie an Erstickung sterben. Wie wäre es auch sonst wohl möglich, den oft dreißigpfündigen Lachs, in all dessen Stärke und Kraft, mittelst einer kaum drei oder vier Haare dicken Köderschnur an Land zu ziehen!

Aus eben den Gründen, aus welchen ich folgere, daß die Fische verhältnißmäßig geringen Schmerz fühlen, entnehme ich auch, daß der Wurm, der auf so niedriger Stufe der Wesenleiter steht, nicht den Schmerz erleidet, den er nach der Alltagsmeinung fühlen müsse. Sein Krümmen und Winden am Angelhaken zeugen von einer der Körpergestalt des Thieres angemessenen Anstrengung, sich zu befreien, und können für nicht viel mehr angesehen werden. Zu gleicher Zeit räume ich ein, ja beweise durch meine obigen Gründe, daß es höchst grausam ist, wallfischartige Thiere zu angeln.

Vorauszusetzen, es fänden keine Gefühlsabstufungen, so wie keine Vollkommenheitsgrade im Reiche der Thiere Statt, würde nicht nur ein Streiten gegen alle Analogie, sondern auch gegen die Güte und Gerechtigkeit des Allmächtigen sein, ohne dessen Willen kein Sperling vom

Staatliche Bibliothek Bamberg

Dache fällt. Gott gab uns alle lebendigen Wesen zu unserm Nutzen und Unterhalt, und versah uns mit der Geistesüberlegenheit, dieselben zu fangen; dabei also ebenfalls vorauszusetzen, daß er jene Geschöpfe mit einem eben so feinen Nervenorganismus versah, durch welchen sie schwere Martern vor ihrem Sterben zu erdulden hätten, würde nichts Anderes sein, als des Höchsten von uns zu erkennende Liebe und Güte sündlich mißkennen.

Ich kann mich von diesem Gegenstande nicht trennen, ohne über Schöpfung und deren Perfectibilität eine Bemerkung zu machen. Alle respectablen Thiere, vom Menschen bis zu einer gewissen Stufe der Wesenleiter herab, haben ihre Läuse oder Parasiten, die von ihnen sich füttern. Ein witziger Kopf, der das Nagen des einen Geschöpfes am andern versinnbildlichen wollte, schrieb —

Große Flöhe haben kleine Flöhe,
Und kleinere, welche sie beißen,
Diese kleinern haben klein're Flöhe
Und so fort, wie's weiter mag heißen!«

Dies ist jedoch nicht ganz wahr. Parasiten hängen sich nur den Großen an; nur von diesen können sie sich mästen. Sich das Blut abgesogen sehen, ist also ein starker Beweis von hoher Wappenführung und Vollkommenheit auf der Stufenleiter der Geschöpfe. Wären die Thiere mit Sprache und Hoffart begabt wie der Mensch, so könnten wir uns gar wohl einbilden, wie ein Geschöpf sich zum Beweise seiner Wichtigkeit gegen das andere mit den Worten rühmte —

»Und auch ich habe meine Laus!«

Staatliche Bibliothek Bamberg

Fünfzehntes Kapitel.

Lüttich, Mai 30.

Was für sonderbares Zusammentreffen sich doch bisweilen ereignet! Ich erinnere mich, wie ich einst an einer Wirthstafel in Zürich von einer neben mir sitzenden Dame mit dem Vorwurf angeredet ward, daß ich sie gänzlich vergessen hätte. Ich betrachtete sie mit allen meinen Augen, konnte jedoch nicht ausfindig machen, sie je zuvor erblickt zu haben. Nachdem sie lange genug mich hatte hin und her sinnen lassen, sagte sie: »Sir, ich traf mit Ihnen vor vier Jahren in einer Gesellschaft bei Herrn K* in Demerara zusammen« Die Sache hatte ihre Richtigkeit; wer aber hätte wohl daran gedacht, sein Gedächtniß hinüber nach Südamerika auf eine heiße Erdscholle spazieren zu lassen, um die herum gierige Alligatoren schnappen und auf der nackte Sklaven umhergehen, während man durch das Fenster auf die schneebedeckten Schweizerberge blickte und Wilhelm Tells reine Luft und Freiheit einathmete!

Heute früh begegnete mir ein Bekannter, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte und dessen ich mich ebenfalls nicht erinnerte. Ich diesem Punkte bin ich überhaupt sehr unglücklich und fürchte, oft dadurch Anstoß gegeben zu haben. Mein Gedächtniß für Gesichter ist jedoch so mangelhaft, daß ich Abends mit einer Dame getanzt und Tags nachher sie nicht wieder erkannt habe, weil sie sich nicht mehr im Ballanzuge, sondern in ihrer Alltagskleidung zeigte. Bisweilen hat mir das lächerliche Auf-

tritte verursacht, so daß ich allerlei Fragen stellte, und auf mir gethane Fragen ins Blaue hinein antwortete, um dadurch ausfindig zu machen, wer mein vertrauter Freund denn eigentlich wäre. Man sollte nicht bös auf mich sein, wenn ich der Leute Namen vergessen habe; denn es begegnet mir zu Zeiten, daß ich für einige Minuten lang meinen eigenen Namen vergesse. Inzwischen bedarf ich nur einer kleinen Andeutung, um mich sofort an all das zu erinnern, was sich auf die betreffende Person bezieht. So fällt mir ein, daß eines Tages ein Jemand auf mich zukam, mit einem Anscheine von Entzücken mir die Hand drückte und seine Freude, mich zu sehen, in den lebhaftesten Worten äußerte. Mir blieb nichts übrig, als ein Gleiches zu thun, allein wer der Jemand war und wo ich ihn früher gesehen hatte, wollte mir nicht klar werden.

»Ich habe mich verheirathet, seitdem wir einander nicht sahen, und bin Vater eines allerliebsten Jungen,« sagte mein Mann. Ich wünschte ihm von Herzen Glück. »Sie müssen mich besuchen,« fuhr er fort, »ich werde Sie meiner Gattin, meiner Mary, vorstellen.«

»Nichts soll mir angenehmer sein,« versetzte ich und ärgerte mich, daß er nicht statt »Gattin« seine Frau mit deren jetzigem Namen, »Mrs. So und so,« belegt hatte und mir auf solche Weise eine Andeutung gegeben hätte.

»Hm, hm!« dacht' ich, und fragte dann: »Wo sahen wir einander doch das letzte Mal?«

»Wissen Sie nicht?« war die Antwort — »auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.«

Ich aber blieb mystificirt und keine meiner folgenden Fragen wollte mir zu einem Schlüssel verhelfen. Endlich bat ich mir des Jemands Karte aus, damit ich ihn besuchen könnte — Er hatte keine bei sich. Ich holte

nun meine Schreibtafel hervor und er schrieb in diese seinen Wohnort. Damit war mir jedoch nicht gedient.

»Halt da, mein Bester!« rief ich, »ich habe so viele Adressen zu übersehen, daß ich leicht darüber in einen Irrthum gerathen kann; schreiben Sie gefälligst Ihren Namen zu der Ihrigen.«

Er that's und mit dem Namen drang Alles wie ein Waldstrom auf mein Erinnerungsvermögen ein. Wir waren wirklich recht vertraut miteinander gewesen, und die Herzlichkeit, mit der mein guter Bekannter mich angeredet hatte, rechtfertigte sich mir jetzt völlig. Ich konnte jetzt mit ihm von vergangenen Tagen und früheren Bekanntschaften schwatzen; hing mich also an seinen Arm und ließ mich sofort von ihm seiner Gattin vorstellen.

Das Bewußtsein der Mangelhaftigkeit meines Gedächtnisses in dieser Hinsicht läßt mich höchst vorsichtig darin sein, Keinem auszuweichen, der sich als einen Bekannten mir darstellen möchte. Dadurch erlebte ich eines Tages einen possierlichen Auftritt. Ich stand unfern der Admiralität auf einer Haustreppe und erwartete einen Freund. Dicht neben mir hatte ein anderer Mann seinen Standpunkt genommen. Da kam ein Dritter heran und streckte seine Hand aus, die ich augenblicklich ergriff und freundlich drückte, obgleich ich wie gewöhnlich nicht wußte, wer der Begrüßende war. Nun aber war die dargebotene Hand nicht mir, sondern dem neben mir stehenden Herrn bestimmt gewesen. Der aber, dem ich die Hand drückte, sah mir ins Gesicht und lachte. Ich that ein Gleiches; die Hand kam hierauf an den rechten Mann und beide Herren gingen von dannen. Da wir jedoch »Wie geht's?« zu einander gesagt hatten, besaßen wir Höflichkeit genug, auch unser »Gott befohlen!« vom

Stapel laufen zu lassen, indem wir Beide mit lautem Gelächter den Hut zogen.

Ein anderes Mal, als ich wieder mit einem Manne zusammengetroffen war und nicht ersinnen konnte, mit wem ich es zu thun hatte, schwatzte ich, wie gewöhnlich, mit ihm fort, um so vielleicht zu einem Schlüssel zu gelangen; endlich ward mir dieser dadurch, daß mein unbekannter Freund fragte: »Erinnern Sie sich nicht mehr des kleinen Doktors und dessen Frau zu Bangalore?« Sofort wußte ich, wer vor mir stand. Da die Geschichte des kleinen Doktors und dessen Frau mich oft hat lachen lassen, und da sie eines der besten Beispiele von »Wurst wider Wurst« abgeben möchte, will ich sie meinen Lesern mittheilen. Zwar hat man mir später gesagt, die Geschichte sei nicht neu; allein dennoch muß ich sie erzählen.

Ein gewisser kleiner Armee-Chirurg, der zu Bangalore stationirt war, hatte aus einer Anzahl hübscher als Frachtgut auf Speculation eingeschickter junger Mädchen sich ein allerliebstes Exemplar ausgesucht und sie geheirathet. Das Dämchen war überaus heiteren Temperaments und schien nach der Hochzeit ihre Nächte weit lieber auf einem Balle als in den Armen ihres kleinen Doktors zuzubringen. Wenn sie nun auch gern spät nach Hause kam, ließ sie sich doch keine eigentliche Untugend zu Schulden kommen. Ihr Mann aber, der Ruhe und Mäßigkeit liebte und sehr für seine Gesundheit besorgt war, legte sich gern zeitig schlafen, um desto früher aufstehen und die kühle Morgenluft einathmen zu können. Da nun Madame selten vor Mitternacht nach Hause kam, ward endlich des Kleinen Geduld erschöpft, so daß er seiner Ehehälfte rund heraus erklärte, wenn sie später als elf Uhr heimkehrte, würde er sie nicht ein-

lassen. Sein junges Weib, die gleich allen hübschen Hausehren sich nicht träumen ließ, daß er sein Wort wahr machen würde, lachte weidlich und kehrte vom nächsten Balle erst gegen halb zwei Uhr nach Mitternacht zurück. Vor ihrem Hause angekommen, verlangten ihre Palankinträger Einlaß; Doktorchen steckte jedoch den Kopf durch das Ferster und erklärte seiner Gemahlin mit vieler Unzartheit, sie möchte nur bleiben, wo sie jetzt wäre. Die Lady schmeichelte, bat, expostulirte und drohete; doch war das Alles vergebens. Endlich schrie sie wie eine Wahnsinnige und erklärte ihrem Manne, wenn er sie nicht sofort einließe, würde sie sich in den unterhalb der Fenster befindlichen Brunnen stürzen. Der Herr Gemahl meinte, solches wäre gänzlich in ihrem Belieben zu lassen, und zog sich vom Fenster zurück. Die Dame ertheilte jetzt ihren Trägern einige Weisungen und schlüpfte in einen dunkeln Winkel, worauf die Träger ein klägliches Geschrei erhoben, als mahnten sie ihre Herrin ab, sich in den Brunnen zu stürzen; dann plumpte es, wie wenn ein großer schwerer Körper in den Brunnen fiel, und die Schelme, die einen großen Stein hatten in den Wasserbehälter werfen müssen, erhoben nun ein lautes Klaggeschrei. Bei all seiner Beharrlichkeit und Gelassenheit ward doch dem kleinen Doktor jetzt wunderlich zu Sinne, denn er kannte seine Frau als ein Strudelköpfchen. Er hörte das Plumpen und das darauf erfolgende Wehgeschrei der Träger. »Herr des Lebens!« rief er, »ist's denn möglich?« und lief im Nachtkleide hinaus und zu dem Brunnen, um den die Schreier herumstanden. Sobald er heraus war, schlüpfte seine Frau ins Haus, verschloß es sorgfältig und erschien dann an eben demselben Fenster, durch welches ihr Eheherr zu ihr geredet hatte. Der Doktor gewahrte die

Schlinge nicht eher, als bis er sich in ihr gefangen sah. Jetzt war die Reihe an ihm, zu expostuliren; wie aber konnte er auf Gnade hoffen, die er selber verweigert hatte? Madame wies sich lakonisch und entschieden. »Wenigstens wirf mir meine Kleidung herunter!« schrie Doktorchen. »Nicht einmal Deine Pantoffeln, um Dich gegen Skorpione und Tausendfüßler zu schützen!« versetzte die Dame und schloß das Fenstergitter. Als früh am Morgen die Offiziere ihre Araber ritten, sahen sie, wie der kleine Doktor im blanken Hemde vor seiner Wohnung auf und ab patroullirte. So hatte das Blatt sich gewendet; ob aber diese List ein gutes Ende nahm, ob die Dame sich besserte, oder ob der Doktor sich fügte, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Sechszehntes Kapitel.

Lüttich, Juni 2.

Die im Jahre 1817 in Lüttich errichtete Akademie der Hochschule macht den Lüttichern große Ehre. Viel ist darin seit funfzehn Jahren gethan worden. Der philosophische Apparat, Mineralien- und naturhistorische Sammlungen sind trefflich zum Unterrichte geeignet, obgleich die Mineralien nicht als sehr werthvoll erscheinen. Die in den Ardennen gefundenen Fossilien gewähren Interesse, und sollten eine Quelle des Reichthums für die Lütticher dadurch abgeben, daß man Duplicate derselben vertauschte und so zu einer kostbaren Sammlung gelangte. Ueberhaupt ist es Schade, daß die vielen

Museen in Europa keine gedruckten Kataloge mit Angabe ihrer Duplicate führen; es könnten und würden dann gewiß Austauschungen stattfinden, bei denen nicht nur National-Museen, sondern auch Privatsammlungen sich wesentlich verbesserten. Will das Gerücht doch wissen, daß man in den Gewölben des brittischen Museums lieber mehrere Duplicate habe vermodern lassen, als daß man andere europäische Sammlungen dadurch habe bereichern wollen. Hierauf mag entgegnet werden, daß andere Sammlungen nichts im Tausche zu geben hatten; doch das ist nur eine Voraussetzung, und selbst wenn dieselbe richtig wäre, hätte man die Duplicate über Meer ausbieten sollen. Die Wissenschaft sollte sich nicht auf irgend Ein Land oder Volk beschränken, sondern als universell angesehen werden.

Die Hochschule in Lüttich steht mit einem botanischen Garten in Verbindung. Mir ist nichts so widerwärtig als ein botanischer Garten. Ich lasse die Vorzüge, vielleicht die Unerläßlichkeit einer solchen Anlage gelten; immer jedoch scheint sie mir eine Confusion, nicht aber eine Anordnung zu sein.

Was Ordnung und Classification genannt wird, ist in meinen Augen eitel Unordnung und Verwirrung. Recht gut mag es sein, Pflanzen und Bäume zum Studium zu classificiren; doch sind deren Familien, wenn auch vom Menschen, nimmermehr von Gott auserſehen, vereinigt beisammen zu stehen. Welch einen Mischmasch trifft man in einer Anlage von Bäumen und Gesträuchen und Kriechpflanzen an, wovon mit gelehrter Hochnasigkeit erklärt wird, sie gehörten sammt und sonders zu einer Familie. Ich werd' es niemals glauben; es ist unnatürlich. Ich erblicke Ordnung und Anlage, wenn

ich die majestätischen Waldbäume anschaue, die ihre wilden Aeste weit hinausstrecken, damit sie den Winden des Himmels trotzen, um den unter ihnen stehenden Gesträuchen Schutz zu verleihen, während diese wiederum die Veilchen beschirmen, die rings ihren Duft verbreiten. Dies ist schön und natürlich — ist Harmonie; in einem botanischen Garten aber steht nichts an seinem rechten Orte. Die Bibel sagt: »Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden;« könnte man nicht hinzusetzen: »Was Gott gesondert hat, wolle der Mensch nicht zusammenbringen?« Beim Anblicke des botanischen Gartens kam mir die Anlage desselben anmaßend und beinahe gottlos vor; und da ich mich an dem Ufer der Maas befand, setzte ich mich auf das Gemäuer und erholte mich durch Betrachtung des wogenden Stromes und durch Nachdenken über Nützlichkeit und Läpperei, »und all dergleichen Zeug und alles Andere in dieser Welt,« wie der arme Matthews zu sagen pflegte. So saß ich eine Stunde lang da, bis mir der Gedanke kam, es wäre wohl Zeit, zum Mittagsessen zu gehen — also ganz so wie Mrs. Trollope dachte, als sie sich in Belgien befand.

Auf meinem Abendspaziergange sah ich ein schmales schmutziges Gäschen mit vielen Wachskerzen erleuchtet. Dort muß es einen Ball oder eine ähnliche Lustbarkeit geben,« dachte ich, und erkundigte mich. »Nein, mein Herr,« ward mir zur Antwort, »kein Ball;« ein Bildniß der heil. Jungfrau, das dort in einer Nische steht, ist von einem frommen Herrn mit einem Unterrocke beschenkt worden, der, wie es heißt, funfzehnhundert Franken werth ist, und die Illumination ward zu Ehren des Anlegens jenes Rockes veranstaltet.« — »Das Geschlecht der Narren,« dacht' ich, »ist doch noch nicht erloschen.

Möcht' ich nur wissen, ob der Spender des Unterrocks denselben auch, wie König Ferdinand, selbst gewirkt hat.« Belgien ist zur Zeit zuverlässig die Bundesfeste des Aberglaubens.

Siebenzehntes Kapitel.

Juni 3.

Ich besah Harquet's Waffenfabrik und ward dadurch höchlich belustigt. Diese Fabrik versorgt alle Welt mit Gewehren, und die Verschiedenheit ihrer Fabrikate für die verschiedenen Märkte ist erstaunenswürdig. Sie lieferte eben jetzt für die belgischen Truppen mehrere tausend Musketen, die, mittelst besonderer Federkraft am Schlosse oder Hahne, von selbst sich die Zündhütchen aufsetzen. Eine nach dem nämlichen Princip gefertigte Jagdflinte konnte unter Wasser abgeschossen werden. Mehr aber noch mußte ich mich über die Wohlfeilheit dieser Gewehre wundern. Man zeigte mir einen sehr großen Vorrath von Vogelflinten, worauf der Name des Verfertigers und »Konstantinopel« standen, die an die Türken verkauft werden, und von denen das Exemplar nur dreißig Franken gilt; eine gewöhnliche Muskete kann man hier für vierzehn Franken kaufen. In einer Ecke lagerte eine Menge schlecht gearbeiteter Musketen mit Schlössern, die so plump waren, als hätte man sie vor zweihundert Jahren angefertigt. Auf meine Frage, wozu dieselben bestimmt wären, erfuhr ich, daß sie nach Südamerika sollten· und auf Bestellung so und nicht anders

fabricirt worden wären, weil man dort von keiner Verbesserung an Gewehren wissen wollte. Ich vermuthe, den Südamerikanern diente zu diesen Musketen als Modell ein Gewehr, wie es zu Pizarro's Zeit üblich war. Bei alldem sind jene Musketen sehr wohlfeil, denn sie kosten nur acht Franken das Stück. Gott erbarm' sich, für welches Lumpengeld kann heut zu Tage ein Mensch aus der Welt geschafft werden!

In einem Weinhause hieselbst ließ sich unlängst ein recht guter Improvisator hören, ein Holländer von Geburt und ein armer Teufel, welcher in Gasthöfen, auch wohl in Privatzirkeln, sich durch sein Singen und sein besonderes Talent seinen Unterhalt zusammensuchte. Einer der Gäste warf ein Goldstück in ein Glas Burgunder und sagte, Beides solle dem Improvisator werden, wenn er ein gutes Impromptü darauf machen würde. Ohne Stocken griff der Holländer nach Beidem, gesellte That zu Wort und deklamirte:

»Twee Goden in een glas,
Wat zal ik van maken?
'K steek Plutus in myn tas,
'K slaak Bacchus in myn kaken,«

welches französisch etwa so lauten könnte:

»Quoi? deux Dieux dans un verre,
Eh bien, que vais-j'en faire?
J'empocherai Plutus,
J'avalerai Bacchus.

Der Herr, welcher mir diese Uebersetzung gab, beschenkte mich auch mit der Abschrift eines Stegreifsgedichtes in französischer Sprache, das von einem als Improvisator zu Maestricht bekannten Herrn verfaßt worden ist. Unstreitig steht jenes Gedicht viel höher,

als das oben erwähnte Impromptü. Der Maestrichter Improvisator befand sich in großer Gesellschaft und machte sich anheischig, über fünf verschiedene ihm zu gebende Themata ein »souvenir« oder Gedenkblättchen zu improvisiren. Das erste Thema verlangte ein Gedenkblättchen für die frühe Jugendzeit. Der Stegreifsdichter sprach:

»Vous souvient-il? Amis de ma jeunesse,
Des beaux moments de nos fougeux exploits?
Quand la raison sous le joug de l'ivresse,
Essaye en vain de soutenir ses droits.
Ce temps n'est plus, cet âge de folie,
Où tout en nous est pressé de jouir:
Mes bons amis, du printemps de la vie
Gardons toujours le joyeux *souvenir*.

Die zweite Aufgabe berührte die Conscription, indem mehrere Anwesende, wie auch der Poet selbst, der französischen Armee hatte beitreten müssen —

»Vous souvient-il? que plutard sous les armes
Plusieurs de nous, désignés par le sort,
Loin des parents, versant d'amères larmes,
Allaient trouver ou la gloire ou la mort.
Ces jours de deuil, par milliers dans l'histoire,
Ne viendront plus sur nous s'appésantir —
Amis, volons au temple de Mémoire,
Effaçons-en le sanglant *souvenir*.

Dem dritten Thema, »der ersten Liebe,« ward folgende Lösung:

»Vous souvient-il? de cet enfant de Gnide,
Fripon rusé, volage et séducteur;
Qui par les yeux d'une beauté timide
D'un trait de feu veut nous frapper au coeur.

Du sentiment que sa flèche fit naître,
Et que la mort peut seul anéantir,
Eternisons le ravissant bien-être,
En conservant un si beau *souvenir*.

Das vierte Thema stellte den Morgen nach der Hochzeit auf: —

»Vous souvient-il? du jour où l'hyménée
Vint nous dicter ses éternelles lois,
En attachant à notre destinée
L'objet sacré de notre premier choix.
Solemnité qui par des voeux nous lie,
De saints de voirs chargeant notre avenir,
Solemnité que le vulgaire oublie,
Nous te gardons en pieux *souvenir*.

Der Fünfte bat, mit der »Freundschaft« zu schließen:

»Quel *souvenir* puis-je chanter encore,
Après celui né dans la volupté?
Il en est un que le temps corrobore,
C'est le premier élan de l'amitié.
Eh! qui de nous n'a pas dans sa jeunesse,
Livré son coeur à ses charmes puissants?
Sainte Amitié, jusques dans la vieillesse
Console-nous des ravages du temps.«

Mich sollte dünken, daß nach dieser fünffachen Aussprudelung der Maestrichter Herr ziemlich außer Athem gewesen sein müsse.

Etwa vier Meilen von Lüttich befindet sich die berühmte, den Herren Cockerell gehörende Fabrik zu Seraing. Sie hat eine schöne Ortslage an den Ufern der Maas, und war vormals der Sommerpalast des Fürsten Erzbischofs. Jedoch nicht bloß hier, sondern auch durch ganz Frankreich erblickt man jene Symptome der

Zeit, nach denen Gebäude, über deren Pforten fürstliche oder adelige Wappenschilde befindlich sind und in denen ehemals Glanz und Ueppigkeit hauseten, jetzt von Gewerbsleuten bewohnt und dem Nützlichkeitswesen gewidmet werden. Das Nützlichkeitssystem trat jedoch vor der belgischen Revolution noch schärfer ins Licht, als es jetzt geschieht, denn Wilhelm von Nassau war ganz eigentlich ein Compagnon Cockerells. Herr Cockerell der Vater, der jetzt todt ist, kam vor dem Frieden aus England herüber und brachte die von englischen Manufacturisten so neidisch geheim gehaltene Maschinerie zum Baumwollespinnen, oder doch die zu deren Anfertigung nöthige Kenntniß mit. Er ließ sich zu Lüttich nieder, wo er bald Gönner und Beförderer fand. Die Firma besitzt außer der Fabrik zu Seraing noch drei oder vier Manufacturen in Lüttich. Wie groß des Bischofs Palast auch war, ist er doch um das Dreifache vergrößert worden, und die Anstalt beschäftigt vierzehn- bis funfzehnhundert Arbeiter. Es werden hier alle Arten von Dampfmaschinen nicht bloß für Belgien, sondern auch für Preußen, Oesterreich und Frankreich, ja sogar für Rußland verfertigt. Die Leute sagen, Herr Cockerell habe seinem Vaterlande großen Nachtheil dadurch zugefügt, daß er das Ausland mit einer Maschinerie bekannt machte, durch welche England dasselbe bisher überflügelt hatte. Ich kann dem nicht beistimmen, denn ich halte dafür, daß es um so besser für England ist, je eher andere Länder in Stand gesetzt werden, mit demselben bis zu einem gewissen Grade zu wetteifern. England befindet sich jetzt in einem ungesunden Zustande, der hauptsächlich sich aus der unbegrenzten Anwendung des Maschinenwesens enthebt. Verlieren wir diesen Vorzug so werden die Engländer, wenn nicht reicher, doch zu-

verlässig glücklicher sein. Wie arg man Herrn Cockerell auch des Mangels an Patriotismus verklagen möge, muß doch die Frage gestellt werden, ob nicht jeder Andere an dessen Stelle eben so gehandelt haben würde. Hatte Herr Cockerell nicht das Recht, seine Talente an den ihm vortheilhaftesten Markt zu bringen? und ehe man ihn des Unrechts gegen sein Vaterland beschuldigt, frage man doch zuvor ganz ehrlich, welche Rücksicht denn ihm von seinem Vaterlande gezeigt worden ist.

Achtzehntes Kapitel.

Spaa, Juni 10.

Wir sind hier, um für eine Zeitlang Ruhe zu finden. Ruhe? Ach nein, die Räder meines Wagens, auch die Glieder meines Körpers mögen ruhen; der Geist wird es nicht. Wohin wir gehen, nehmen wir unsere Rastlosigkeit mit uns. Gleich einer Dampfmaschine arbeitet der Geist, und arbeitet und arbeitet; obwohl freilich in minder rascher Bewegung, dennoch geht er fürbaß und immer fürbaß in seiner endlosen Arbeit; im Wachen und im Schlafen wird ihm keine Ruhe, bevor nicht der Leib, als der mechanische Theil der Maschine, durch unaufhörliche Reibung aufgerieben oder der Dampf des Geistes erschöpft ist. Und die Leute sprechen und glauben, im Grabe sei Ruhe? Wie kann das sein! Die Seele ist unsterblich und kann nicht sonder Bewußtsein existiren. Ist sie sich ihrer nicht bewußt, so exirt sie nicht; und ist sie sich ihrer bewußt, so muß sie arbeiten, arbeiten

über das Grab hinaus und in alle Ewigkeit. Zu behaupten, im Grabe sei Ruhe, heißt die Unsterblichkeit der Seele leugnen. Und welch ein verächtlicher, gemeiner Sklav ist der Körper der Seele! Schon wollt' ich sagen, er könne seine Seele nicht sein eigen nennen, allein das würde eine Katachresis (unrichtige Wortesanwendung) sein, und verhaßt und ein Abscheu sind mir Worte, die mit Kat oder einem halben Kater oder einer halben Katze anfangen; auch bleibt's seltsam, daß sie alle etwas Unangenehmes, Widriges oder Unglückliches ausdrücken, wie z. B.:

Kat=akombe, erinnert an Tod, Gruft und Mumien.
Kat=alepsis, — an plötzlichen Krankheitsanfall.
Kat=alog, — an den Verkauf von Effecten, die irgend ein armer Teufel im Stiche lassen mußte.
Kat=aplasm, — an bepflasterte Beulen.
Kat=aract, — an den grauen Staar und an Verheerung.
Kat=arrh, — an Stockschnupfen und geschwollene Hälse.
Kat=echismus, — an ein in der Schule wie im Ehestande höchst widerwärtiges Buch.
Kat=egorisch, — an ärgerliche Behauptungen.
Kat=zenmusik, — an schauerliche Abarten der Liebe.
Kat=zenklauen, an Windstille, wenn eine Prise in Sicht ist.

Was die Katze selbst betrifft, so wüßte ich nicht Arges genug gegen sie zu sagen, denn in allen ihren Zusammenstellungen, bis zum Katzenjammer hinunter, hat jedes Wort eine garstige Bedeutung, und die Katze auf dem Gangweg ist das schlimmste Ding, das es geben kann.

Es ist fünf Uhr Morgens — die Sonne ist noch

nicht hinter den Hügeln herauf, allein der Nebel steigt allgemach. Die Glocke der meinem Fenster gegenüber stehenden Kirche läutet — das Geläut hört auf und die Klänge der Orgel mit den Tönen des Gesanges der Priester schallen hell zu mir her, wie wenn ein Ruf aus dem Horne von irgend einer aus dem Sunde bei Sonnenaufgang absegelnden Fregatte über die stille Fluth herübertönte. Wie feierlich und schön ist solche Frühmette! Die Sonne steigt empor, die Nebelschichten entwallen und Musik und Gesang steigen himmelan. Die Kirche ist voll von Menschen und Viele knieen barhaupt außerhalb derselben in Demuth und Andacht.

»Aber wer ist denn Der da?« dacht' ich, als ein Mann in schäbigem Rocke sich der Kirche bis auf wewenige Schritte näherte und seine Siebensachen ablegte, die in einer Trommel, einer Geige, einer Rolle Leinewand, einem Stuhl und einer langen Stange bestanden. »Der treibt ein kurioses Gewerb',« dacht' ich weiter — »womit, um aller Heiligen willen, mag der sein Brot verdienen?« Dies zeigte sich bald. Eine Minute vor Endigung des Gottesdienstes steckte der Mann seine Stange aufrecht in den Erdboden, hing seine Leinwand daran, die entrollt ein in sechs Abschnitte getheiltes Gemälde wies. Dann hing er sich die Geige an seinen Rockknopf, hängte sich die Trommel um, stieg auf den dicht an die Stange gestellten Stuhl und schlug einen langen, jedoch gedämpften Wirbel, um Zuschauer anzulocken. Er hatte seine Stellung gut gewählt, so daß er, als die Leute aus der Kirche kamen, bald eine Menge um sich her versammelt sah. Nachdem er sich bekreuzt hatte, begann er die Legende zu erklären, die in den sechs Parallelogrammen seines Gemäldes verbildlicht zu sehen war. Ich konnte nicht Alles, was er ableierte,

vernehmen, doch hörte ich genug, um mir das Fehlende zu ergänzen. Das Gemälde versinnlichte die wundersame Heilung, die durch einen gewissen Heiligen bewirkt worden war. Während der Mann die Legende erzählte, zeigte er mit seinem Fiedelbogen auf das Bild, denn sobald er eine Zuhörermasse um sich herum versammelt erblickte, hatte er seine Trommel abgelegt. Dann und wann bekreuzte er sich andächtig und berichtete endlich seinem Auditorium, wie sich das eigentliche Heilunggebet und das wahrhaftige Heilmittel in seinem Besitze befänden. Hierauf sang er feierlich dies Gebet ab, indem er sich dazu auf der Geige begleitete; dann holte er ein Päckchen kleiner Bücher und kleiner Schachteln hervor. Die einen wie die anderen kosteten nur wenige Pfennige, und um den Gegenständen ihre Wirksamkeit zu sichern, brauchte deren Käufer nur die Gestalt des Heiligen auf dem Bilde mit dem Zeigefinger zu berühren. Wie hurtig verkaufte der Mann seine Arcana! wohl zu bemerken, daß er mit ihnen, so wie jeder Käufer mit dem Finger, den gemalten Heiligen berührte. So geht seine Waare reißend ab, die an sich gewiß geringen Werth hat, für ihn aber durch den Aberglauben Anderer zu einer nicht unbedeutenden Geldquelle wird. Schon recht! Gaben die innerhalb der Kirche Befindlichen ihm nicht das Beispiel, wie man Religion mit Marktschreierei vermengt?

Spaa hat eine schöne Ortslage zwischen gebrochenen, grünbedeckten Höhen. Die auf diesen Hügeln angebrachten Spazierwege sind anmuthig, und es hat viele Mühe gekostet, den Ort so angenehm zu machen. Kein Wunder, daß man dazu schritt, da so viele gekrönte Häupter dieses Bad besuchten. Inzwischen wird wohl die Sonne von Spaa untergegangen sein, ohne jemals wieder hervorzubrechen; denn wie trefflich auch dessen

Heilquellen sein mögen, muß doch ein Badeort in der Mode sein, wenn er besucht werden soll. Daß er nicht mehr Mode ist, hat mehrere Ursachen, von denen eine die belgische Revolution bleibt. Während Belgien zu den Niederlanden gehörte, kamen der König und der Prinz mit der Prinzessin von Oranien fast alljährlich hieher und brachten natürlich ein zahlreiches Gefolge von Adeligen mit. Diese aber haben jetzt den Hof verlassen und keiner von ihnen kam mit, als Leopold den Ort besuchte. Leopold langweilte sich und blieb nur wenige Tage. — Die Preußen pflegten auch sich nach Spaa zu wenden; da der König von Preußen jedoch fand, daß an den Spieltischen sich so viele junge Leute zu Grunde richteten, woraus großes Elend entstand, versagte er in väterlichem Despotismus seinen Officieren die Erlaubniß, Spaa zu besuchen, und verbot den Aerzten die Empfehlung dieses Heilortes. Auch Russen waren schaarenweise nach Spaa gezogen; jedoch ihr Kaiser, der, wenn es ihm auch gleichgültig sein mochte, ob seine Landeskinder ihr Geld verschwelgten oder nicht, doch sehr besorgt war, sie möchten revolutionäre Gesinnungen einsaugen, verbot das Hinreisen nach Spaa, weil diese Stadt in einem revolutionären Lande läge. Seine Officiere hätten ihn eben so gut bitten können, nach Sibirien transporirt zu werden, als nach Spaa zu reisen; denn wenn sie nach Spaa gewollt hätten, würde er sie höchst wahrscheinlich nach Kamtschatka verwiesen haben.

Früher war Spaa, wie mehr oder weniger jeder deutsche Badeort, eine Goldquelle für die dortigen Gastwirthe und Zimmervermiether, so daß für ein einziges Bett der ungeheure Preis von drei Gulden bezahlt ward; alles Uebrige in gleichem Verhältnisse. Allein eine Reaction hat bereits stattgefunden. Schon in diesem

Jahre kehren durch Lüttich und andere Städte täglich Reisende aus den deutschen Badeörtern zurück, schlagen die Hände über dem Kopfe zusammen, wollen von keiner Badereise mehr etwas wissen und schreien über deutsche Geldschneiderei und über Alles was deutsch ist. Sie haben ihr Pfeifchen zu theuer bezahlt, wie Benjamin Franklin zu sagen pflegte. Ehemals begnügten die Wirthe jener deutschen Badestädte sich mit mäßigem Gewinne und zeigten sich dienstwillig und dankbar gegen Fremde. Nachdem sie brav Geld eingestrichen haben, sind sie unabhängig und unhöflich geworden und glauben, die goldene Ernte, die ihnen seit ein paar Jahren zugeflossen ist, müsse alljährlich wiederkehren; allein dem wird nicht so sein; der Fremdenzufluß wird in allen jenen Städten immer mehr abnehmen, wie es jetzt der Fall mit Spaa ist.

Wohin aber werden nun vornehme und reiche Müssiggänger sich wenden, wenn sie mit dem Besuche der deutschen Badeörter Reihe herum sind? In Irland befinden sich recht hübsche, jedoch noch nicht patronisirte Heilquellen, und wenn diese auch recht warm sind, so ist doch der Frühling in jenem Lande nichts weniger als das. Ich aber kann Reiselustigen sagen, wo sie Neues vorfinden mögen, und rathe ihnen, sich zu den heißen Quellen von Sanct Michael, einer der Westinseln, zu begeben; zu Quellen, die sehenswürdiger als alle Heilborne sind, welche ganz Deutschland aufzubringen vermag. Ich will das Amt eines Fremdenführers verwalten.

Landet man zu St. Michael, so befindet man sich in einer der schmutzigsten Städte von der Welt, und wird zweifelsohne in eines der schmutzigsten Wirthshäuser gerathen, wo man jedoch eben so viel zu bezahlen haben wird, als logirte man bei Clarendon oder äße

im Rocher de Cancale zu Mittage. Die Stadt enthält viele Einwohner, aber noch mehr Schweine, zu denen die Schweine in den deutschen Badeörtern gar nicht hinanreichen. Zu St. Michael miethet man Reitesel und zieht das Gebirge hinan, wo man nach einem heißen Ritte in einen Bergkessel gelangt, der ehemals Krater eines Vulkans war, in dessen Vertiefung die Natur jetzt kochendes Wasser für Jeden bereit hält, der Verlangen danach tragen mag. Dort sieht man beständig die Wasser kochen und sprudeln und weiße Dampfsäulen aufwirbeln, die um so mehr hervortreten, als sie ringsum einen dunkelfarbigen Hintergrund haben, der von den auffsteigenden Berggipfeln gebildet wird. Der Boden, auf den man tritt, erzittert; man fühlt, daß man nur auf dünner Erdkruste steht, die jeden Augenblick Sturz in den Riesenkessel und Bereitung eines Glühbades fürchten läßt, für das man nicht zu bezahlen braucht. Man wandere das Thal entlang, so findet man eisigkaltes Binnenwasser, um dessen Rand herum heiße Quellen sprudeln, die ihre Fluth umhersprengen, als wollten sie die Temperatur des Ortes mildern; wobei sie Schwefelkuchen und Schwefelkrystalle zurücklassen. An einer andern Stelle daselbst befindet sich eine finstere, unergründbare Höhle, die den Namen »Teufelsrachen« führt. Man nähert sich ihr und hört ein dumpfes Murmeln und Brausen, als ob die Natur den Magenkrampf hätte; dann erfolgt plötzlich eine von einem donnernden Getöse begleitete Explosion, die auf mehrere Ellen weit einen Schlammregen herabfallen läßt. Man warte ein Weilchen, so hört man von Neuem das Murmeln und Brausen, und nach drei Minuten erfolgt eine abermalige Schlammexplosion. So weit Menschensage hinaufreicht, so lange hat diese endlose Diarrhoe der Höhle stattgefunden.

So unsicher und gefährlich nun jene Ebene auch scheinen möge, so hat man doch Häuser und Badegemächer auf ihr erbaut, und der Ort wird von der St. Michaels Modewelt besucht, weil diese durch die heißen Quellen sich gern einer gewissen Hautkrankheit, von der sie heimgesucht wird, entledigen möchte; denn die Luft ist hier ringsum mit Schwefeldunst geschwängert, da das Kochen des Kessels nimmer aufhört.

Nun fasse man die Vorzüge dieses Ortes zusammen. Man kann hier warme, kalte und Schlammbäder nach Belieben haben, wird wenig oder nichts zu essen, allein desto mehr Bettgenossen in all deren Verschiedenheiten, sodann eine brennende Sonne und eine drückende Atmosphäre vorfinden, folglich sich freuen, wenn man wieder von hier wegkommt, und dies Letztere ist und bleibt ja das summum bonum, das durch das Reisen erlangt werden mag.

Nicht weit von diesem Heißwasserthale befindet sich eine Ebene mit vier Seen, in deren Wasser man wunderschöne Gold- und Silber-Fische antrifft. Wie diese Thiere dort hinkamen, weiß allein der Himmel. Inzwischen gedenke ich ihrer nur um einer seltsamen Ideenverbindung willen. Die erwähnten Binnengewässer führen nämlich den Namen »Quadre Cidade,« oder »die vier Städte.« Nun aber wird meinen Lesern erinnerlich sein, wie in den »Arabischen Nächten« eine Erzählung von einem Thale mit vier Seen vorkommt, die ehemals vier Städte gewesen, und wie sich jetzt in deren Gewässern wunderschöne farbige Fische befänden, die ehedem Einwohner jener Städte waren. Erinnere ich mich der Erzählung recht, so führt sie an, daß, wenn jene Fische gefangen und in die Bratpfanne gelegt wurden, sie aufsprangen und eine Rede hielten, was übrigens jeder

Fisch thun dürfte, wenn er reden könnte; und die Geschichte wird, mein' ich, von einem Prinzen erzählt, dessen untere Gliedmaßen in schwarzen Marmor verwandelt sind, welches ihm allerdings sehr bequem sein muß, indem er so, um an vornehmer Gesellschaft Theil zu nehmen, nur für seine Obertoilette zu sorgen hat. Mir schien dies Zusammentreffen der Ideen sehr seltsam, und hätte ich Zeit und Gelegenheit dazu gehabt, würde ich gewiß einige jener unglücklichen Fische gebraten haben, um mich zu überzeugen, ob sie wirklich zu denen gehören, von denen in den Arabischen Mährchen die Rede ist, an deren Zuverlässigkeit doch hoffentlich Niemand zweifeln wird.

Neunzehntes Kapitel.

Spaa, Juli 15.

Welche auffallende Geschichte möchte von Spaa und den Spielbänken daselbst erzählt werden können! Als Spaa seine Glanzperiode hatte, als gekrönte Häupter und Herzöge dort auf der Straße in ihren Wagen halten mußten, weil sie kein Unterkommen finden konnten; als Spaa der Focus alles Auserlesenen und Glänzenden war — und das war Spaa vor der französischen Revolution — da gaben die Spielbänke eine Quelle ungeheuern Gewinnes ab. Und wem, glaubt man wohl, floß jener Gewinn zu? Keinem Geringeren, als dem gottfrommen und erlauchten Fürsten, dem Bischof von Lüttich, der eine große Einkommenssumme daraus her-

leitete. Allein es scheint, als habe eine Strafhand über dieser unfrommen Einrichtung gewaltet, denn eben jene Spielbänke wurden Ursache, daß der Fürst Bischof alle seine Einkünfte verlor und aus seinen Besitzungen vertrieben ward. Spaa hatte zwei Spielhäuser, die Redoute in der Stadt und das Vauxhall, etwa eine Viertelstunde weit von derselben. Die Redoute ist ein schönes Gebäude mit prachtvollen Ballsälen und einem Theater, allein ehe man zu letzterem gelangt, muß man durch die Zimmer, in denen gespielt wird. Das Vauxhall hat zwar kein Theater, aber dafür noch schönere Säle und größere Zimmer als die Redoute; dennoch fand sich, zur Zeit, in welcher Spaa auf seiner Höhe war, in diesen Localen kaum genügender Platz für die Gäste. Die Engländer nun, deren sich immer sehr viele in Spaa aufhielten, wünschten ein bequemeres Local, und brachten daher Geld zum Aufbaue eines zweiten Vauxhall's zu Stande. Der Bischof verbot den Bau, welches jedoch ein Eingriff in die Rechte der Lütticher war. Das Verbot ward also nicht geachtet, und man vollendete dasjenige Gebäude, das noch heut zu Tage den Namen Vauxhall führt. Als es zur Eröffnung bereit war, wollte der Bischof diese nicht erlauben, zog, um die Widerspenstigen zu zwingen, mit zweihundert Soldaten und einigen Kanonen heran und nahm Besitz von dem Gebäude. Dadurch ward ein Aufstand erregt, in Folge dessen der Bischof endlich fliehen und Beistand suchen mußte. Preußen schickte Kriegsvolk in die Stadt, und diese zeigte scheinbare Unterwürfigkeit; sobald jedoch die Truppen abgezogen waren, ging der Lärm von Neuem los und der Bischof sah sich genöthigt, Hülfe bei Oesterreich zu suchen, denn Preußen wollte sich nicht mehr mit der Sache befassen. Metter-

nich ließ eine Streitmacht anrücken und Hunderte kamen ums Leben, damit der Fürst Bischof wieder zu seinem Rechte gelangen möchte. Unter diesem Zustande der Dinge brach die französische Revolution aus, versetzte Europa in Convulsionen und ward Ursache, daß die Provinz Lüttich zu denen gehörte, die die Rothmützler mit offenen Armen empfingen und sich mit Frankreich vereinigten. So verlor der Bischof seine schöne Provinz für immer. Sofern es Lüttich betraf, erwies sich die französische Revolution als eine Segnung. Freilich war das Ende der Macht des Bischofs von Lüttich höchst schmachvoll, zumal wenn man bedenkt, daß, wie ich bereits erinnerte, Lüttich den Vortrab des Fortschreitens des Christenthumes und der Freiheit abgegeben hatte.

Inzwischen scheint es, als sei es Geschick der Geistlichen, einen Antheil an dergleichen Spielhäusern zu haben, da noch heut zu Tage aus deren Ertrage der Jahrgehalt des in Spaa residirenden Geistlichen bezahlt wird; denn als Belgien den Niederlanden übermacht ward, bemächtigte König Wilhelm sich des frühern bischöflichen Anrechtes an die Spielhäuser, und zog deshalb so viele Leute als er konnte, nach Spaa, damit sie hier ihr Geld verlieren möchten, wovon er den dritten Theil als Revenue einzog. Seit der Revolution steht Leopold in Wilhelms Schuhen, hat aber geringen Gewinn davon, indem Spaa verödet steht und die Kosten der Spielhäuser ungeheuer sind. Vielleicht giebt es in ganz Europa keinen Ort, selbst Paris nicht ausgenommen, an welchem mehr Geld im Spiele verloren worden ist, als in Spaa. Ich spazierte mit einem Freunde, als dieser mir ein Gartenhäuschen zeigte und sagte: »In jenem Pavillon verlor der Prinz von Oranien, der ungeheuer spielte, an einen spanischen

Edelmann eben die Juwelen, von denen es in den Zeitungen hieß, sie wären gestohlen worden.« Inwiefern dies wahr oder unwahr ist, kann ich nicht sagen, doch weiß ich, daß ganz Spaa, welches zuverlässig ein Ort ist, in welchem kein Mensch sich die Zähne stochern kann, ohne daß nicht die ganze Stadt es wüßte, die Geschichte eben so erzählt, wie mein Freund es that; und daß man von keiner andern Ursache des Verschwindens der Diamanten der Prinzessin wissen will, die seitdem von dem jetzt im Haag residirenden spanischen Edelmanne wieder eingelöset worden sind.

Von jeher ist das Spiel als ein Laster verschrieen worden; dennoch ist es eher eine von der Natur tief eingeimpfte Leidenschaft, und eher verabscheuungswürdig in den entsetzlichen Wirkungen ihres gewaltigen Einflusses, als ein Laster an und für sich. Das Leben selbst ist eine Lotterie, und der beste Theil unsers Lebens wird mit Spielen hingebracht. Schwer hält es, die Grenzlinie zwischen Spielen und Speculiren zu ziehen, denn jede Speculation ist ein Spielverfahren. Ist der Kaufmann kein Spieler? ja, ist nicht jeglich Wagstück eine Art von Spiel? Was die Stocksbörse betrifft, so wird an ihr das gefährlichste aller Spiele gespielt. Alles, was sich hier zur Entschuldigung vorbringen ließe, wäre, daß das Spielen erlaubt oder unerlaubt ist; d. h. es giebt eine Art von Spiel, wodurch das Individuum, wenn es Glück hat, sich bereichert; jedoch, wenn es dies nun thut oder auch nicht thut, dabei immer wohlthätig auf die Gemeinde im Ganzen wirkt. Ein Handelsmann speculirt — er versendet Fabrikartikel aller Art; die Preise sinken und er ist ruinirt; allein die Fabrikanten haben Arbeit und Absatz gehabt, und die Gemeinde hat, auch wenn der Speculant bankerott macht,

dennoch im Ganzen dabei gewonnen. Dies ist erlaubtes Spiel. Bleiben die Geschäftsleute aber hiebei stehen? Keinesweges; sie verpflichten sich, so und so viele Gebinde Talg oder Ballen Hanf um die und die Zeit und zu gewissem Preise zu liefern, welcher Preis alsdann auch an der Tagesordnung sein möge; sie können ihrer Verpflichtung nicht nachkommen und sind ruinirt. In diesem Falle, der freilich auch nur eine Speculation genannt wird, haben wir völlig so viel Spiel, als wenn das Geld auf einen grünen Tisch gelegt und der Ausgang binnen einer Stunde, statt nach mehreren Monaten, entschieden würde. Inzwischen waltet hiebei der Unterschied ob, daß der Speculant, als solcher, seinen guten Namen nicht verliert, welches der Fall sein würde, wenn er sein Geld an die Spielbank getragen hätte.

Mit Ausnahme der Amerikaner sind die Engländer die spielsüchtigste Nation unter der Sonne; ganz natürlich, denn sie sind die größte handeltreibende Nation. Der Spielgeist ist dem Menschen angeboren und wird, richtig geleitet, zu wahrem Unternehmungsgeiste. Sonder Zweifel stellt es sich als ein großer moralischer Fehler heraus, wenn eine Regierung ein Laster befördert, um ihre Einkünfte zu vergrößern; dennoch kann es andererseits keine befugtere Steuer geben, als die, welche dem Laster auferlegt wird. Des Ferneren beseelen den Menschen gewisse Neigungen, die er nicht bezwingen kann, und die noch größere Uebel herbeiführen würden, wenn man versuchen wollte, sie durch Gesetzzwang auszurotten. Alles, was eine einsichtsvolle Regierug in diesem Betrachte versuchen sollte, ist, solche Neigungen in ihren Schranken zu halten, und sie, so weit es möglich ist, der Oeffentlichkeit zu entziehen, damit sich das Uebel

nicht vergrößere. Es ist wohl bekannt, daß gewisse Häuser von der Obrigkeit privilegirt worden sind, um dieselben, da das Laster selbst nicht zu vertilgen ist, nach Möglichkeit abzusondern, damit der gesundere Theil der Gemeinde von demselben zurückgehalten werde. Nach diesem Princip nun, als dem richtigen Princip verständiger Gesetzgebung, habe ich es für einen argen Fehlgriff unserer Legislatur angesehen, als diese die öffentlichen Lotterien in England aufhob. Ich bin überzeugt, daß diese wohlthätig waren, indem sie der Spielsucht der Nation zu Ableitungsventilen dienten. Daß das Verbot jener Lotterien großes Verbrechen und viel Elend erzeugt hat, ist gewiß. Der Spielgeist kann nimmermehr ausgerottet werden, man muß ihn daher in geziemenden Schranken zu halten suchen. Die englische Lotterie hatte Einen großen Vorzug; sie ward nämlich nur Einmal im Jahre gezogen und die Käufer von Loosen zu derselben hielten sich so lange ruhig, bis das Schicksal derselben entschieden war. Die, wenn auch ferne, Hoffnung auf Gewinn befriedigte den Spielgeist; verlor man, so nahm man ein nenes Loos und wartete abermals ein Jahr, indem man erneuerte Hoffnung hegte. Man spielte auf diese Weise, aber das Spiel ward nicht zur Gewohnheit. Was ist nun Folge der Aufhebung der Lotterien gewesen? Die Errichtung von Spielhöllen jeglicher Gattung durch die ganze Hauptstadt; von Spelunken, in denen man einen Schilling setzen kann, bis hinauf zu Crockford's prächtigem Pandämonium; so daß diejenigen, welche sich ehedem ein Jahr hindurch mit einem einzigen Lotterieloose begnügten, jetzt ihre Abendstunden fern von den Ihrigen zubringen und sich in sehr kurzer Zeit zu Grunde richten. Durch die Lotterie ist noch Niemand zu Grunde gerichtet worden.

Mochte der Einsatz in dieselbe auch für Manchen sehr hoch sein, war er doch nur Einsatz eines ganzen Jahres und ward nicht Hemmung des Fleißes, des Gewinnes oder des häuslichen Glückes. Jetzt hingegen sind die Hälfte ruinirter Gewerbsleute solche, die die niederen Spielhöllen der Hauptstadt besuchten.

Aus den hier gegebenen Gründen entnehme ich, daß es nicht räthlich war, die Lotterien aufzuheben.

Die nächste Frage ist von der Art, daß ich mich scheue, meine Meinung darüber abzugeben; doch ist es des Erwägens werth, inwiefern es räthlich sein mag, Spielhäuser zu privilegiren und zu besteuern. Wäre es möglich, solche Lokale gänzlich zu unterdrücken, so brauchte die Frage weiter nicht erörtert zu werden; allein das ist unmöglich. Hat irgend eine obrigkeitliche Behörde es gewagt, Crockford's Institut zu beschränken, wo doch, wie man weiß, allnächtlich das höchste Spiel stattfindet? Kann nicht Jeder zu jeder Stunde des Tages dies Lokal besuchen? Stehen die Spieltische nicht vor Aller Augen da? Kein Einschreiten findet daselbst Statt, während kleinere Spiellokale fortwährend von der Polizei ausgespürt und aufgehoben werden. Sind die Gesetze denn nicht für Alle vorhanden? Ist in den Augen der Regierung dasjenige eine Sünde bei dem Armen, was keine Sünde bei dem Reichen sein soll? Dennoch scheint es so — und warum? Weil der reiche Mann spielen will und die Regiernng es ihm nicht wehren kann. Steht dem Reichen nicht das Recht zu, mit seinem Gelde zu thun, was ihm beliebt? Man legalisirt das Spielen an der Stocksbörse, denn dort darf Einer mehr wagen als er jemals bezahlen kann; das Wettespiel auf den Rennbahnen kann von den Regierungen nicht gehemmt werden, und dennoch will die Regierung den Leu-

ten wehren, nach ihrer Lust und Laune zu spielen? Man sieht bei den höheren Klassen, wenn diese sich ruiniren, durch die Finger, und will doch den mittleren Volksklassen Zwang auferlegen? Die Folge aber davon, daß man keine privilegirte Spielhäuser einsetzt, ist die, daß man keine Controlle über dieselben hat, und daß also das spielende Publikum Halunken in die Hände fällt, die auf alle nur erdenkliche Weise betrügen; wohingegen, wenn es privilegirte Spielbänke gäbe, die Spieler besser daran, auch eben diese privilegirten Lokale darüber aus sein würden, heimliche Spielspelunken zu unterdrücken. Unsere Gesetzgebung soll für die Welt, wie sie ist, nicht für eine Welt, wie sie sein sollte, stattfinden; und da wir in anderen Fällen für nöthig erachten, von zweien Uebeln das geringere zu wählen, so fragt es sich, ob wir nicht auch hier besser thun, das, was wir nicht zu vertilgen vermögen, in geziemenden Schranken zu halten.

Neulich ward mir eine Anekdote erzählt, die mich höchlich belustigte. In einem und demselben Postwagen kamen ein Engländer und ein Franzose zu Spaa an. Beide nahmen Quartier in einem und demselben Gasthofe, schienen aber von demselben Augenblicke an keinen weiteren Umgang mit einander zu haben. »Do you see that fellow?« pflegte der Engländer zu sagen, indem er auf den Franzosen zeigte: »I know him and he's a confounded rogue. I recommend you to be shy of him *). Der Franzose hingegen rief, so oft der Engländer vorüber ging: »Voyez-vous cet Anglais?

*) »Sehen Sie den Franzosen dort? Ich kenn' ihn als einen eingefleischten Schuft. Ich rathe Ihnen, hüten Sie sich vor ihm.«

En gardez-vous bien; c'est un coquin supérieur« *). So warnte sie beiderseits die Gesellschaft, bis gegen Ende der Saison Beide an einem hellen Morgen mit der Post wieder abfuhren, und unbezahlte Schulden nebst ihren Koffern und Felleisen ihrem Wirthe zurückließen, der dann in den Koffern und Felleisen nichts als Steine fand. Diese beiden Fremden hatten eine Art von heiliger Allianz geschlossen und ihr Pfiff war gar so übel nicht. Hört man einen Menschen fortwährend von der Spitzbubenschaft eines Andern sprechen, so fühlt man sich nur allzu sehr geneigt, ihn für einen Rechtschaffenen zu halten. So die Beiden. Jeder suchte sich einen Kreis, den er auf solche Weise sicher machte, sich bei ihm einnistete und ihn auf diese Weise um so leichter betrog.

Zwanzigstes Kapitel.

Ostende.

Von Spaa nach Lüttich, von Lüttich nach Brüssel, von Brüssel nach Ostende — wie widerwärtig ist es, einen und denselben Weg zweimal zurückzulegen — man wird dabei von Neuem aufgeregt und von Neuem betrogen. Welch' eine langweilige und zugleich welche schuftige Welt ist diese Welt! Wie erquicklich würde zur

*) »Bemerken Sie den Engländer da? Nehmen Sie sich in Acht vor ihm; er ist ein ausgemachter Spitzbube.«

Veränderung ein Häppchen Ehrlichkeit sein! Unter aller Schusterei, die über die ganze Erde hin, wie Butter über's Brot geschmiert, liegt, ist die auf der Gränze der Länder zuverlässig die ärgste. In Aus- und Einschiffungshäfen findet sich eine wahre Zusammendrängung von Schufterei. Man nehme London, wenn man von einem Dampfschiffe landet, oder Dover, oder Calais, oder Ostende an; man findet überall nichts als ein System des Erpressens oder Uebervortheilens. Und woher kommt das? Weil bei Eilfertigkeit, in Verwirrung, in Krankheitsfällen, bei Unkunde dessen was Recht ist, alles was Unrecht ist, ungestraft verübt werden mag. Jene Menschenschinder an Gränzorten erinnern an die Haifische in den indischen Gewässern, die beständig in der Brandung umherschießen, wo man ihre Bewegungen nicht sehen kann, und wo also der Unvorsichtige und Arglose ihre unfehlbare Beute wird. Drei solcher Kerle habe ich bereits tüchtig abgedroschen, und man sollte glauben, sie würden Ersatz begehrt haben; doch ließen sie das wohl bleiben, denn dazu hätten sie Stunden Zeit gebraucht, und während solcher Stunden wären ihnen ja Gelegenheiten entschlüpft, ihren Schnitt zu machen; so also luden sie die Prügel auf und steckten die Beleidigung ein, um nur nicht Zeit zu verlieren, die Reisenden zu rupfen.

Da hier Rede von Schufterei ist, fällt mir eine schnurrige Geschichte ein, wie ein Halunke recht tüchtig geprellt ward. Ein unverehelichter Herr, der ein trefflicher Zeichner und Karrikaturist war, ward von Gichtschmerzen in beiden Füßen an sein Zimmer gefesselt. Er konnte nicht gehen und brachte daher seine Tage auf einem Rollstuhle zu, auf welchem sein Diener ihn von einem Zimmer ins andere fortbewegen mußte. Dieser

Umstand ward einem gewissen wohlbekannten Vagabunden kund, der die Zeit erlauerte, in welcher der Diener des Gichtbrüchigen nicht zu Hause war. Nicht lange währte es, so trat der Spitzbube zu dem Herrn herein, den er allein und folglich hülflos fand.

»Es thut mir leid, mein Herr,« sagte der Gauner, Sie in so beklagenswerther Lage zu sehen; Sie können sich nicht regen und Ihr Diener ist von Ihnen fortgeschickt worden.«

Der Gichtbrüchige machte große Augen; der Spitzbube fuhr fort: —

»Wissen Sie wohl, daß es sehr unvorsichtig von Ihnen ist, so allein mit sich zu sein? Erkennen Sie die Folgen davon. Ich nehme mir die Freiheit, diese Uhr mit Kette und Petschaften in meine Tasche zu stecken, und da ich Ihre Schlüssel hier liegen sehe, werde ich jene Kommode untersuchen, ob etwas da ist, was mir ansteht.«

»O, bedienen Sie sich ganz nach Ihrem Belieben,« versetzte der Gichtkranke, der wohl einsah, daß er dem Diebe nicht hinderlich werden konnte. Dieser fand nun Silbergeräth im Eckschranke und saubere Wäsche in der Kommode, packte zehn Minuten lang sich ein tüchtiges Bündelchen zusammen, machte dem Hausherrn eine tiefe Verbeugung und zog ab. Dieser jedoch hatte seine Hände gebrauchen können und war nichts weniger als müssig gewesen. Flugs hatte er das Gesicht des Diebes mit Bleistift auf ein Blättchen gezeichnet, welches sein zurückkehrender Diener auf die Polizei tragen und eine Anzeige von dem Vorfalle machen mußte. Das Porträt war so getroffen, daß die Häscher bald ihren Mann erwischten, ehe ihm noch Zeit geblieben war, das Gestohlene zu Gelde zu machen; so daß dieses wieder an den

rechtmäßigen Eigenthümer gelangte, der Landstreicher aber sechs Wochen später sich auf der Fahrt nach Botany-Bay befand.

Einundzwanzigstes Kapitel.

London, November.

Wir haben hier die Zeichen der Zeit. Ich luge durch die Nebelluft, und sehe genug, um mich zu überzeugen, daß Glückseligkeit sich nur theilweise bietet. Viel Geld — aber es liegt im Haufen da, und circulirt nicht. Jeder hegt seinen Beutel und sieht zu, wie die Sachen ausgehen. Einschränkung steht überall so deutlich geschrieben, wie die prophetischen Worte der Flammenschrift an der Wand in Belsazars Palaste geschrieben standen — »Zu vermiethen — zu vermiethen — zu vermiethen. — « Rings um London herum findet man von hundert zu hundert Schritten weit diese mystischen Schriftzüge. Diese schöne Villa, diese cottage ornée, dieses Haus mit Lustgarten, dieser Herrnhof nebst Park — Alles — Alles zu vermiethen. Es heißt, zwölf Meilen um die Hauptstadt herum sind an sieben tausend solcher Landsitze zu vermiethen. Und wo befinden sich die Eigenthümer jener Grundstücke? Antwort, in Paris, Neapel, Brüssel, wenn sie Geldmittel genug besitzen, in einer Hauptstadt zu leben; wenn nicht, zerstreut in Belgien, der Schweiz und Italien. Sie schränken sich in anderen Ländern ein oder leben behaglicher daselbst von ihren Einkünften. Wie viele Millionen — denn bis zu

Millionen läuft es hinan — werden jetzt von Engländern auf dem Continente verzehrt, wodurch die Bewohner anderer Länder sich bereichert sehen, und auf solche Weise Summen aufspeichern, um erneuerten Krieg gegen England führen zu können! Wie viel Elend und Hunger würde während der jüngstverflossenen Jahre in England nicht empfunden worden sein, wenn unsere Bemittelten nicht außerhalb Landes gelebt hätten! Wo ist die Elite unserer Aristokratie? Wo sind unsere Landedelleute, die auf ihren Gütern offenes Haus für die Armen zu halten pflegten, und durch Ausstreuen ihrer Geldmittel Glückseligkeit verbreiteten? Alle sind hinaus — die Bande der Vergesellschaftung sind zerrissen — Keiner ist da, der durch verständigen, tonangebenden Aufwand sein Geld ausstreuet, damit dieses allgemach auch den niederen Arbeitern und sogar dem armen Tagelöhner zufließe. Branntweinschenken werden zeitig geöffnet und spät geschlossen, und stehen, wie die Hölle, jedem Gaste zu Diensten. Londens Puls geht schwer — man spürt kaum noch sein Klopfen. Nichts ist thätig als die Druckerpresse und der Druck von Außen her. Wer aber möchte auch wohl, wenn er nicht Gedanken zum Selbstmorde hegt, zur Novemberzeit zehn Tage lang in London bleiben, sobald er sich wegbegeben kann? Um Mittag brennende Lichter in Zimmern und gelber Nebel in den Straßen sind Dinge, die mir nicht behagen; so also mache ich mich auf und eile einer reineren Atmosphäre zu.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Spaa, Juni 30.

Gestern traf ich mit zwei alten Freunden zusammen, die aus Hang zum Müssiggehen und vielleicht aus eigenem Wohlgefallen am Umgange mit mir herüber nach Spaa gekommen waren. Sobald ihre Ankunft mir bekannt ward, ging ich zu ihnen und blieb auf ihre Bitte, um mit ihnen zu Mittag zu essen. Nach unserm ersten Begrüßen vermißte B**, der nicht bloß ein Mann nach der Mode, im besten Sinne des Wortes zu sagen, scheint, sondern es auch wirklich ist, seine Schnupftabacksdose. Sie stand in seinem Schlafzimmer, und dies war von dem Diener verschlossen und der Schlüssel dazu von demselben, als er hatte ausgehen sollen, mitgenommen worden. Die Folge war, daß B** warten mußte, bis sein Diener zurückkehrte. Mir ist von jeher, als ich noch unverheirathet das Westland bereisete, ein Diener zuwider gewesen, und wenn ich auch jetzt nicht, was ich freilich als Midshipman that, selbst meine Schuhe putze und meine Kleider bürste, so liebe ich doch die Unabhängigkeit in allen Dingen und ziehe es vor, lieber Alles selbst zu thun, als mich bedienen zu lassen; denn im Allgemeinen muß der Herr, nicht der Diener, die Bedienung besorgen.

»Mich wundert's, lieber B**,« sagte ich, indem ich ihm eine Prise reichte, »daß Sie sich mit solchem Anhängsel belästigen. Ich reise schon längst mit keinem Diener mehr.«

»Liebster Freund — es ist aber so bequem — Sie haben keinen Begriff davon. Es würde unmöglich sein, ohne Diener fertig zu werden.«

»Ganz unmöglich,« bemerkte mein zweiter guter Freund, Mr. W*.

»Ich fand meine Erziehung in einer Schule, in der das Wort ‚unmöglich‘ aus der Sprache vertilgt worden ist,« entgegnete ich.

»Gut denn; aber die Bequemlichkeit! Wenn Sie nun in einem Orte ankommen, staubig und schmutzig aussehen, Ihr Gepäck um Sie herum liegt —«

So ordne ich das Alles früher als ein Diener es kann; und da ich doch so lange warten müßte, bis dieser fertig wäre, würde ich es lieber mittlerweile selbst thun.«

»Das wohl; dann aber die Sicherheit, die Sorge, daß Alles wohl verschlossen wird, was in einem Gasthofe so nothwendig ist!«

»Ich,« versetzte ich, »verschließe selbst mein Zimmer und weiß den Schlüssel dazu zu finden, wenn ich nach Hause komme.«

»Sehr wahrscheinlich, dennoch kann man unmöglich ohne Diener behaglich reisen.«

»Ganz unmöglich«, versetzte W*.

»Sei es so,« entgegnete ich, »wir weichen in unserer Meinung von einander ab. Alles, was ich sagen kann, ist, daß ein Diener, wie nöthig er einer Familie sein mag, für einen als garçon Reisenden eine wahre Last bleibt.«

Das Gespräch wurde abgebrochen und wir setzten uns zum Essen. Die Zeit verging uns rasch, wie sie es immer thut, wenn alte Freunde, die einander lange nicht sahen, zusammentrafen. Nach dem Essen rauchten

wir Cigarros und als der Abend herankam, fehlte es an Vorrath dazu. B** klingelte, damit sein Diener das Nöthige herbeischaffte, allein der Diener war ausgegangen und nirgend zu finden, hatte aber, der Sicherheit wegen, den Schlüssel zum Schlafzimmer mitgenommen. Sa tranken wir unser Gläschen und warteten auf den Burschen. Ich dachte meinen Theil, sagte aber nichts. Mitternacht ging vorüber, jedoch der Herr des Herrn ließ sich nicht sehen. B** war ärgerlich auf den Diener; W* hatte sich auf den Sopha gestreckt. Letzterer war müde von der Reise und wollte ebenfalls gern zu Bette gehen, aber auch sein Schlüssel befand sich der Sicherheit wegen in eben jenes Dieners Tasche. B** ersuchte mich, ich möchte die Höflichkeit nicht zu weit treiben und nicht noch länger bei ihnen aushalten; ich aber blieb — freilich nicht aus Höflichkeit, sondern, wie die Franzosen es nennen, aus »malice.« Ich äußerte, ihre Gesellschaft gewährte mir zu großes Vergnügen, um dieselbe jetzt schon meiden zu können, und wir schlürften kalten Grog. Endlich schlug es drei Uhr. B** verlor alle Geduld, während W* auf dem Sopha schnarchte und ich innerlich lachte. Die Sonne hätte ihre Strahlen über uns herabsenden mögen, ich würde doch nicht gegangen sein. Vergebens ward geklingelt, denn alle Aufwärter im Gasthofe waren längst zu Bette. Ich schlug vor, zu einem Schlosser zu schicken, damit er das Schlafzimmer öffnete, allein wie wäre um drei Uhr Morgens ein Handwerker aufzutreiben gewesen? Endlich taumelte der betrunkene Diener in seiner Morgenjacke herein.

»Die Schlüssel! die Schlüssel!« schrie B** im Zorne.

»Den Schlüssel!« heulte W*, der aufgewacht war.

»Ich habe sie,« versetzte der Diener mit einem

Schielblick und spaßigen Lächeln, — »Ich hab' sie alle — Alles ist richtig, Gentlemen; hier sind sie, und dabei zog er die Schlüssel mit einer Wichtigthuerei hervor, als ob er, wie man sagt, einen Vogel abgeschossen hätte.

Der Kerl war zu benebelt, als daß man ihn hätte zur Rede stellen können. Meine Freunde nahmen ihm daher die Schlüssel ab und schwiegen.

»Schlafen Sie recht wohl,« sagte ich jetzt zu ihnen. »Sie haben mir völlig bewiesen, wie nützlich ein Diener auf Reisen ist und wie man unmöglich ohne ihn sein kann.« Ich hatte einen glorreichen Sieg davon getragen, obwohl ich, um zum Hause hinauszukommen, einen Sprung durch's Fenster thun mußte, auch einige Mühe hatte, um zu so außergewöhnlicher Stunde Einlaß in meine eigene Wohnung zu erlangen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ich habe Jesse's »Gleanings« gelesen. Ist er durchweg correct? Ich zweifle daran. In Einem Punkte stimme ich gewiß nicht mit ihm überein, nämlich in seiner Lieblingsmeinung von den Katzen. Inzwischen weiß ich ein Beispiel von verkehrter Mutterliebe einer Katze, ein Beispiel, das, wenn es auch nicht den moralischen Charakter des Thiers erhöht, doch aus mehr als Einem Grunde höchst merkwürdig ist; und da es sich in meinem eigenen Hause ereignete, kann ich die Zuverlässigkeit desselben verbürgen. Ein kleiner schwarzer Wachtel-

hund warf fünf Junge, und man glaubte, er würde sie nicht alle aufsäugen können. Da jedoch die Gattung sehr gesucht war, wollte man keinen der Würflinge umkommen lassen. Man fragte die Köchin, ob sie wohl ein Paar derselben am Heerdfeuer würde auffüttern können, worauf jedoch die Gefragte entgegnete, die Katze hätte ebenfalls geworfen und man würde ihr wohl statt ihrer Brut die Hündchen unterlegen können. Das Experiment ward mit zweien Hündchen gemacht. Die Katze nahm die Pfleglinge freundlich auf und nährte endlich, nachdem man ihr nach und nach alle ihre Kätzchen entzogen hatte, nur noch die beiden Hündchen. Das erste Auffallende, was sich nun zeigte, war, daß schon nach vierzehn Tagen die beiden von der Katze gesäugten Hündchen gleichwie junge Katzen rührig, munter und spielsüchtig waren; sie wußten ihre Beine zu gebrauchen, sprangen umher und bellten, während die von der Wachtelhündin gesäugten drei Jungen ächzten und wie tolle, träge Schlemmer sich wälzten. Den beiden anderen gab die Katze ihren Schweif zum Spielen, und die Jungen waren beständig in Bewegung, fraßen auch bald Fleisch, und konnten weit früher als jene drei sich selber überlassen werden. Als man der Katze ihre beiden Pfleglinge genommen hatte, ward sie schier untröstlich. Sie knurrte im Hause umher und traf an ihrem zweiten Foltertage auf die Wachtelhündin, die noch ihre drei Jungen säugte.

»Oho!« fing Miezchen an, indem sie einen krummen Rücken machte, »hast du mir meine Jungen gestohlen?«

»Nein,« versetzte die knurrende Wachtelhündin, »sie sind mein eigenes Fleisch und Blut.«

»Nichts da,« entgegnete die Katze, »will ich doch vor dem Friedensrichter einen Schwur ablegen, daß du es bist, die mir meine beiden Säuglinge stahl.«

Nun kam's zu vollständigerer Erörterung, d. h. es begann ein heftiger Kampf, der mit der Niederlage der Wachtelhündin endete. Siegprunkend lief die Katze mit einem der Jungen davon und trug dieses auf ihr Lager. Kaum hatte sie dies bewerkstelligt, so kehrte sie zurück, kämpfte abermals, siegte und holte sich so das zweite Hündchen. Nun aber bleibt es seltsam, daß sie nur zwei Thiere, also genau so viel nahm, als sie von Anfang her aufgesäugt hatte. Beweiset dieses nicht in gewissem Grade, daß die Thiere das Vermögen zu zählen haben? und läßt das frühe Reifen der von der Katze aufgesäugten zwei Hündchen nicht mit Grund muthmaßen, daß mit der Milch vieles von der Natur und Beschaffenheit der Mutter dem Säugenden eingeflößt wird? Mehrere in diesem Betracht anzustellende Experimente würden interessant sein und wir könnten dadurch zu einer neuen Wissenschaft, der Lacteologie, als einem Seitenstücke zur Craniologie, gelangen.

Dies erinnert mich an eine sonderbare, wenig bekannte Thatsache. Die Burmas (Birmanen), welche, wie die Bewohner von Pegu und West-Siam, deren Landstriche sie eroberten, Schüler Gaudma's sind, erzeigen dem weißen Elephanten göttliche Verehrung. Seit der durch Alompraa gegründeten neuen Burma-Dynastie hat es nur drei weiße Elephanten gegeben. Der erste starb und ich besitze einen seiner Zähne, in welchen Figuren geschnitzt sind und der der großen Dagon-Pagode geweihet war. Der zweite herrscht jetzt. Hunderte bedienen ihn und er trägt ein Howda oder Gewand, das, wie man sagt, bis zum Werthe einer Million mit Edelsteinen besetzt ist; die Füße sind ihm mit kostbaren Reifen geschmückt und er wird täglich köstlich gespeiset. Weiße Elephanten sind höchst selten, und diese ihre Farbe

entsteht aus einer Hautkrankheit des Thieres. Jeder Elephantenjäger in jenen Ländern, der so glücklich ist, einen weißen Elephanten zu fangen, wird sogleich adelig gemacht und gelangt zu hohen Ehren und großen Reichthümern. Der dritte weiße Elephant, von dem ich vorzugsweise reden will, und der als muthmaßlicher Erbe des zweiten anzusehen ist, ward einige Monate früher gefangen, als die Engländer den Burmas den Krieg erklärten. Er war sehr jung, seine Mutter war getödtet worden und er bedurfte noch der Milch zu seiner Ernährung. Man brachte ihn nach Ranguhn in eines der besten Häuser des Ortes, und von der Hauptstadt aus erging ein Edict, daß vierundzwanzig der gesundesten und jüngsten Ehefrauen ihn mit ihrer Milch versorgen und, wenn sie nicht mehr dazu fähig sein würden, durch andere ersetzt werden sollten. Dies ward als eine Ehre angesehen; denn — säugten sie nicht einen Gott? Major Canning, der politische Agent, der dies Schauspiel in Augenschein nahm, beschrieb es mir in folgenden Worten: »Das Thier war nicht höher als drei Fuß und einige Zoll und von Farbe eher schmutzig grau als weiß; doch wies es sich gesund und lustig und guter Dinge. Als ich in das sehr geräumige, aus Tiekholz erbauete Zimmer trat, saßen oder lagen auf Matten umher die vierundzwanzig Ammen, theils arbeitend, theils Brettspiel spielend. Der Elephant, der umherging, betrachtete sie und ihr Thun, als wüßte er um Alles, was vorging. Nach kurzer Frist verspürte die kleine Gottheit Hunger und stieß mit seinem Rüssel etliche der Weiber an, die jedoch, um ihn zu necken, sich nicht sogleich seinem Begehren fügten. Als er jedoch ärgerlich und ihnen zu derb ward, mußten sie nachgeben. Er schlang jetzt seinen Rüssel auf höchst zärtliche Weise um ihre Hüften

und sättigte sich.« Ich konnte das Thier nicht zu sehen bekommen, denn sobald man vernahm, daß wir in der Flußmündung angelangt waren, beförderte man es unter starker Bedeckung an einen sichern Ort. Doch möchte ich wohl in Erfahrung bringen, ob jenes Thier durch die ihm gereichte Nahrung ein verständigeres Wesen ward, als Elephanten im Allgemeinen es sind.

Wie doch des Menschen Gedanken über Zeit und Raum hinwegfliegen! Welch eine Masse von Erlebnissen drängen sich meinem Gedächtnisse bloß dadurch auf, daß ich des Umstandes mit dem weißen Elephanten dachte! Ich hatte mir vorgenommen, eine Beschreibung von dem zu liefern, was während unsers Aufenthalts in jenem Lande vorfiel, denn ich sah mehr als wohl irgend Jemand von den Einwohnern desselben; Andere sind mir jedoch darin zuvorgekommen und es ist jetzt zu spät dazu. Nichtsdestoweniger wird es den Leser unterhalten, wenn ich, ohne mich auf militairische Einzelheiten einzulassen, einige Operationen und Auftritte schildere, die damals stattfanden. Sei es denn so; schwatzen wir ein wenig von den Birmanen.

Ein im Lande ansässiger armenischer Kaufmann erzählte mir folgende seltsame Geschichte. Der König von Pegu besaß, sowohl was die Größe als die Färbung anlangte, den glänzendsten und kostbarsten Rubin von der Welt. Dies war wohl bekannt und die Nation setzte einen Stolz darin. Als die Birmanen Pegu eroberten, ward der alte König mit seiner ganzen Familie gefangen genommen, unermeßliche Schätze wurden erbeutet, jedoch der große Rubin war nicht zu finden, obschon deßhalb Tausende gemartert und geköpft wurden. Nach der in jenen Ländern üblichen Barbarei zog

man den alten König, einen kleinen elendkranken Mann, nackt aus und sperrte ihn in einen eisernen Käfig, worin ich selbst ihn in Ranguhn gesehen habe. In diesem Kerker lebte er zehn oder zwölf Jahre, während welcher Zeit er bei jeder festlichen Gelegenheit öffentlich ausgestellt und dem Verspotten des Pöbels preisgegeben ward. Endlich starb er und sein Leichnam ward den Hunden und Vögeln zur Atzung hingeworfen. Einer von den Soldaten, die die Leiche aus dem Käfig herauszogen, wälzte diese mit dem Fuße herum und bemerkte, daß in der zusammengeklemmten rechten Hand derselben ein Klumpen Damma (eine Art von Pech) steckte, was ihn bewog, die Hand mit seinem Speere zu öffnen. Man hatte diesen Pechklumpen schon früher bemerkt, denselben jedoch für eine Art von Zauber- oder Heilmittel gegen die Krankheit gehalten, an der der alte König litt; denn die Birmanen tragen in ihrem blöden Aberglauben allerlei Zaubermittel an sich. So hatte man denn auf den Gefangenen weiter keinen Verdacht wegen des Pechklumpens geworfen. Als der Soldat jedoch diesen aufhob, überzeugte ihn die Schwere desselben, daß hier mehr als Pech vorhanden sein müßte — er untersuchte und siehe! in der klebrigen Hülle steckte der große Rubin des Königreichs Pegu, der so lange verloren gewesen war, und den der alte Mann so viele Jahre hindurch im Zustande der Nacktheit und der Einkerkerung in der Hand gehalten hatte. Ich fragte einen der Burmahäuptlinge, ob jener jetzt im Besitze des Königs von Ava sich befindende Rubin wirklich so schön wäre, als man erzählte, und erhielt die ächt morgenländisch hyperbolische Antwort: »Tunke Einer den Rubin in den Irawaddy (Brumaputer?) — (d. i. in einen ungeheuern, siebenhundert Meilen langen und an mehreren Stellen

mehrere Meilen breiten Strom), »so wird sein ganzes Gewässer einen Blutschein annehmen.«

Ich sagte, daß die Birmanen sehr abergläubisch sind. Sie tragen allerlei Zaubermittel mit sich herum; doch ist einer ihrer Gebräuche noch viel seltsamer. Sie poliren Rubinen, d. h. sie glätten ringsum den Stein in dessen natürlicher Gestalt, ohne ihm Facetten einzuschleifen; dann machen sie sich einen Einschnitt in das Fleisch ihres Armes oder Beines und lassen den Rubin hineinglitschen und die Wunde zuheilen, so daß der Stein in derselben bleibt. Soldaten und Matrosen, die nach Beute suchen, machen endlich Alles ausfindig; so ward denn auch diese List der Birmanen bald entdeckt. Nach jeder Einnahme eines ihrer Verhaue sah man nun, wie unsere Leute die Körper der gefallenen Feinde betasteten, nicht selten eine Erhöhung im Fleische fanden, diese sofort mit ihren Messern aufschnitten und untersuchten, ob sich ein Rubin finden ließe. Wirklich fiel die Beute oft reicher aus als man gedacht hatte, denn jeder Birmane trug seinen Reichthum mit sich herum.

Ein anderer Gebrauch dieses abergläubisches Volkes ist folgender. Der König hat eine Art Leibwache, die den Namen »die Unverwundbaren« führt, und deren Reihen auf folgende Weise vollzählig erhalten werden. Ist ein Verbrecher, etwa wegen begangenen Raubes, zum Tode verurtheilt, so steht es ihm frei, ein Unverwundbarer zu werden und das geschieht folgendermaßen: Er stellt sich in vorgeschriebener Entfernung vor mehreren Männern hin, die jeder eine Kugel auf ihn abschießen. Wird er nicht getödtet oder verwundet, so wird er in das Corps der Unverwundbaren aufgenommen. In jedem Verhaue, den wir angriffen, befanden sich ein paar solcher Männer, und wirklich schien es,

als glaubten sie an ihre Unverwundbarkeit. Gewöhnlich zeigten sie sich keck und dreist oben auf dem Verhaue, sprangen und hüpften, wenn unsere Böte heranlegten, und trieben diese Dreistigkeit unter einem Schauer von Flintenkugeln dermaßen fort, daß sie auf die furchtloseste Weise ihre Persönlichkeit bloßstellten. Einer von diesen Kerlen, der außer einer kurzen rothen Jacke und seinem Lendengurte nichts auf dem Leibe trug, war unseren Leuten wohlbekannt. Wegen seiner Capriolen nannten sie ihn nur den »glücklichen Jack,« und der Himmel weiß, wie es zuging — der Bursch ward nimmer getroffen; wenigstens mußte es uns so scheinen, denn so oft wir gegen einen neuen Verhau anrückten, sahen wir jedesmal den glücklichen Jack, wie er seiner Gewohnheit nach sprang, hüpfte und schrie und sich dem Geschoß aus unseren Böten so lange bloßstellte, bis wir ans Land gestiegen und im Begriffe waren, die Verschanzung zu erklimmen. Belustigend war's, unsere Leute lachend rufen zu hören: »Beim Himmel! da ist der glückliche Jack schon wieder.« Ich hoffe, er lebt in diesem Augenblicke noch; mindestens verdient er zu leben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Spaa.

Ja, Spaa ist jetzt ein angenehmer Ort; es hat keine Redoute mehr, wo Narren ihr Geld verlieren können; kein englische Umherschlenderer suchen hier mehr nach Belustigung herum, keine Heilthum ersehnenden Reisenden

trinken hier mehr den Brunnen, keine Arzneischachteln stehen hier mehr vor allen Fenstern; sondern Spaa sieht jetzt aus, wie ein Spaa aussehen muß; es zeigt eine Koterie von Häusern in einer von den Bergen des Ardennenwaldes umringten Vertiefung, wo man zu gemeinsamem Schutze sich des tiefen Schnee's und der Waldwölfe erwehrt. Darin liegt etwas Neues. Die meisten Häuser sind verschlossen, vor den Ladenfenstern steht nichts ausgekramt, in den Gassen liegt der Schnee zwei Fuß hoch; die Berge ringsum zeigen sich weiß, an laublosen Aesten hangen Eiszapfen und die kleinen Gewässer sind überfroren. Alles ist öde und wüst; und von Ankunft kann hier nicht Rede sein, die Postkutsche ausgenommen, die, von zwei Pferden gezogen, langsam heranrollt und drei oder vier Stunden zu spät eintrifft. Jungen rutschen auf Handschlitten die Hügel herab, das Zuchtvieh steht eingestallt, die Kirchenglocke schlägt dumpf, und die herrschende Stille und Eintönigkeit wird nur dann und wann durch die Menge belebt, die sich um irgend einen Landmann versammelt, der so glücklich war, einen Wolf zu tödten. Mit einem Worte, Spaa, das jetzt eine Wüstenei zeigt, ist mir wenigstens zu einem angenehmen Orte geworden.

Man sagt, dieser Winter verheißt eine Menge von Wölfen. Ist dem so, so rathe ich Wolfsjagdfreunden, hierher zu kommen. Ein rühriger Jäger wird hier guten Ertrag finden. Ein todtes Pferd ist in Spaa wohlfeil, denn alle Augenblicke fällt eines, weil man den Pferden hier im Sommer sehr wenig und im Winter so viel wie gar nichts zu fressen giebt. Man lasse nur ein todtes Pferd hinaus vor die Stadt schleppen und stehe über Nacht mit der Kugelbüchse auf der Lauer, so werden die Wölfe herunter kommen und das gefallene Thier

benagen. Wunderlich müßte es zugehen, wenn man während der Nacht nicht ein paar Wölfe erlegte, wofür man dann von der Stadtgemeinde die Belohnung erhält. Ich weiß nicht, wie hoch diese sich jetzt beläuft; als aber der König von Holland im Besitze Belgiens war, zahlte man für einen getödteten Wolf hundert Franken und für eine erlegte Wölfin dreimal so viel. Ein solches Paar also allnächtlich erschossen, macht vierhundert Franken, welches ein hübscher Tagelohn ist, von dem in Spaa ein Officier auf Halbsold drei Monate lang leben kann.

Man erzählt hier eine merkwürdige Geschichte, aus der sich der Scharfsinn oder die Klugheit eines Wolfes erweiset, welcher kurz vor der Zeit der Abenddämmerung nach der Stadt kam und mit einem zweijährigen Kinde im Rachen sich wieder davonmachte. Man gewahrte den Raub sogleich und setzte dem Diebe nach, holte ihn jedoch nicht ein. Darüber ward es dunkel und man kehrte unverrichteter Sache und bekümmert über das Schicksal des armen Kindes nach Hause zurück. Auf diesem Hinwege hörten die Ausgeschickten das Geschrei eines Kindes, wodurch sie in einen Busch gelockt wurden, in welchem sie das Würmchen durchaus unverletzt fanden. Als nämlich der Wolf spürte, die ihm Nachsetzenden würden ihn einholen, wenn er noch länger mit seiner Last liefe, hatte er diese in jenen Busch geworfen, um, allem Vermuthen nach, bei günstigerer Weile zurückzukehren und seine Mahlzeit in Ruhe zu verschmausen.

Seit mehreren Tagen sind wir hier von Außen her durch nichts als durch den Tod und das Begräbniß eines alten Geistlichen aufgeregt worden. Er starb ehevorgestern im Geruche der Heiligkeit und ward gestern begraben. Man hatte ihn nicht geliebt, nicht einmal

gern gesehen, denn ihm mangelte die edelste aller Tugenden, die Mildthätigkeit; obschon er ein Jahreinkommen von sechstausend Franken hatte, welches hiesigen Ortes eine große Summe ist. Er gab nicht nur den Armen nichts, sondern erpreßte noch von ihnen, die ihm nur allzu willig sich fügten, so daß keiner ein Thier schlachtete, ohne einen Theil davon dem Herrn Pfarrer zu schenken. Der Geiz dieses alten Mannes regte sich noch dann, als man ihm sein nahes Ende angekündigt hatte; denn er berief Jemanden zu sich, der ihm das Pökelfleisch, welches ihm geschenkt worden war, zu Gelde machen mußte, ließ sich, als dies geschehen war, die letzte Oelung geben und starb. Sein Testament ist ein Geheimniß geblieben, doch soll er sehr reich gewesen sein; und interessant bleibt es immer, zu erfahren, ob er sein Vermögen seinen Verwandten hinterließ, oder es dem hiesigen, geldarmen Spital vermachte. Seine Bestattung war prächtig, Hunderte folgten mit brennenden Kerzen der Leiche, die stattlich herausgeputzt war, und es hieß, der alte Herr habe sich sein Leben lang nicht so sauber, wie jetzt im Sarge, gezeigt. Man trug diesen geöffnet auf einer Bahre. Dem Todten zum Haupte lag dessen Amtshut; der Schnee fiel dem Todten auf Gesicht und Kleider und überdeckte ihn ganz und gar; das Leichenbegängniß gab sich so kalt wie des Todten Mittleidgefühl im Leben gewesen war, denn der Thermometer stand genau 13 Grad unterm Gefrierpunkte. Diese Leichenfeier und ein todter Wolf sind die einzigen Gegenstände der Unterhaltung, welche sich seit zehn Tagen uns dargeboten haben.

Jedoch ich versprach, von den Birmanen zu plaudern. Ueber die Militärbewegungen in dem Lande der Birmanen sind einige Berichte herausgegeben worden; allein

den Charakter des Volkes hat Niemand untersucht, und doch ist dieser, meiner Meinung nach, von erheblicherer Bedeutung als gewöhnlich geglaubt wird, denn wenn die ostindische Compagnie sich auch einbildet, mit den Birmanen fertig zu sein, so bin ich doch überzeugt, daß diese noch keineswegs mit jener fertig sind, und wohl mag ich es erleben, daß dieser mein Ausspruch sich bethätigt.

Es ist zuverlässig von einigem Interesse, zu untersuchen, von wannen die Nation der Birmanen sich herschreibt; denn gewiß dünkt es mich zu sein, daß sie keine Ureinwohner des Landes sind. Um sie herum wohnen die Cochinchinesen, die Chinesen und die Hindu's, die allesammt von kleinerer Statur, dabei weichlich und schwach von Barthaar sind. Die Birmanen hingegen zeigen sich als ein stämmiges Geschlecht, stark von Muskeln, energisch und kräftig. Schlechthin gesprochen, sollte ich sagen, daß sie größer und schlanker als die Europäer sind. Sie haben die hervorstehenden Backenknochen der Tartaren, nicht aber deren kleine Augen; sie besitzen starkes Haupt- und Barthaar, und dürften an ein Gemisch von Juden und Tartaren erinnern. Dies ist seltsam, und erweckte daher in einigen von Denen, die gern Theorien aufstellen, den Gedanken, die Birmanen möchten die Ueberbleibsel von jenen Juden sein, welche, als ihnen gestattet ward, Babylon zu verlassen, nicht mit ihren Brüdern gen Osten gingen, sondern sich westwärts wendeten, so daß nachher nie mehr von ihnen Rede war. Allein die einzigen Stützen solchen Argumentes waren das äußere Ansehen der Völkerschaft, das Silbergewicht, das Tekel oder Schekel genannt wird, und die Pagode, die den Namen Dago-Pagode führt. Mindestens habe ich keine weitere Rechtfertigung der

Ansicht als diese drei Umstände vernommen, die jedoch schwerlich ausreichend sind, obwohl die Aehnlichkeit der beiden Worte seltsam ist.

Die Birmanen sind Halbbarbaren; doch muß diese Benennnung in ihrem vortheilhaftesten Lichte auf dieselben angewendet werden, weil dieses Volk, das von Nationen umringt wird, die an ihren eigenen Gebräuchen halten, eine merkwürdige Liberalität und ein anerkennenswerthes Streben nach Vervollkommnung zeigt. Ich habe keinen Birmanen, nicht einmal einen birmanischen Knaben angetroffen, der nicht hätte lesen und schreiben können. Sie gestattete die Ausübung jeglicher Religion und den Aufbau jeglicher Kirche durch Ausländer, obwohl sie nicht gern sehen, daß Missionäre Proselyten unter ihnen machen. Einer der Missionäre erlangte Audienz beim König und bat diesen um Erlaubniß, Proselyten zu machen. Der König versetzte: »Bekehre so viele wie Du willst, hinterdrein aber lasse ich ihnen allen den Kopf abschlagen.« In ihrer eigenen Religion, dem Budahismus, scheinen die Birmanen sehr lau zu sein; ihr Lehrglaube ist zu abgeschmackt für die Energie ihres Geistes. Diejenigen, welche in den Priesterstand treten, legen eine gelbe Bekleidung an; fühlt jedoch ein Priester sich geneigt, seinen Stand aufzugeben, so steht ihm dies frei; er braucht dann nur sein gelbes Kleid abzustreifen, darf dies aber niemals wieder anlegen. Die Birmanen sind abergläubisch was Zaubermittel, jedoch nicht was ihre Religionssatzungen betrifft. Genau betrachtet, herrscht wenig Religion unter ihnen, und hätten die Engländer bei Endigung des Krieges, anstatt eine gewisse Summe Rupien zu verlangen, darauf bestanden, die Birmanen sollten Christen werden, so würde ihr König Befehl dazu gegeben haben und die ganze

Nation würde der Benennung nach eine christliche geworden sein. Ich fragte einmal einen birmanischen Krieger, was für einen Begriff er sich von dem Leben nach dem Tode machte. Sein Begriff von himmlischer Glückseligkeit war seltsam genug. »Ich werde,« sprach er, »in einen Büffel verwandelt werden, auf einer Wiese ruhen, deren Gras mir hoch über den Kopf wächst und werde den ganzen Tag essen, ohne daß es jemals eine Bremse giebt, die mich stechen könnte.« Da wir von Religion reden, mag ich hier wohl bemerken, wie ich, als wir Ranguhn eingenommen hatten, einen chinesischen Tempel betrat und daselbst fand, daß das Altarblatt — wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf — die Ganesa der Hindu's zeigte, die jedoch nicht auf dem Lotusblatte, sondern auf der chinesischen Ratte saß. Zu beiden Seiten standen zwei als ägyptische Ibis geformte Leuchter, die im Schnabel die Oelgefäße hielten. Auch fand ich den Hounymann oder die Affengottheit der Hindu's und budhistische Figuren. Einmal sah ich, wie zwei Soldaten der Ostindischen Compagnie über ein bronzenes Bild lachten und spotteten, das sie irgendwo aus einer Pagode sich zugeeignet haben mochten, und als ich dasselbe näher betrachtete, war es ein Abbild der ägyptischen Isis, das mit erhobener Hand eben die Stellung wies, die man der echten, weltsegnenden Isis zuschreibt. Die Kunst des Balsamirens scheint den Birmanen bekannt zu sein, und wird gelegentlich von ihren Priestern geübt. Bei Einnahme des alten portugiesischen Forts zu Syriam fand ich nicht weit von demselben eine baldachinartige, mit allerlei Schnitzwerk verzierte, auf vier Pfeilern ruhende, einer Bettstelle ähnliche Ueberdachung, unter welcher die übergüldete und balsamirte Leiche eines Priesters lag. Ich nahm mir vor, die Mumie

mit mir heim zu nehmen, allein ehe ich sie fortschaffen lassen konnte, mußte ich sehen, wie einer meiner Schiffssoldaten, ein roher Gesell, dem Religion und jegliche gute Eigenschaft abging, jämmerlich mit dem Kolben seiner Muskete die Mumie in Stücken zerschlug. Ich war ärgerlich und befahl ihm, innezuhalten; er jedoch versetzte zu seiner Entschuldigung, das Ding wäre ein abscheuliches, zusammengeschmolzenes Götzenbild, und es läge ihm als einem guten Christen ob, dasselbe zu zerstören. Uebrigens war dies das Einzige, worin er jemals sein Christenthum gezeigt hatte. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß der Körper in mehrere Zeugstreifen gewickelt und, gleich wie Noa's Arche, von innen und von außen verpicht war. Ueber der Zeugumwicklung lag ein Ueberzug von Damma, dann einer von Tschunam, und hierüber zog sich eine Vergoldung. Der Kopf der Mumie war fingirt und aus einer Kokosnuß gemacht, während der wirkliche Kopf sich in der Mumie da befand, wo man die Brust der Leiche hätte suchen mögen. Die Mumie hatte nur schwachen Geruch, in ihrem Innern aber befand sich eine Menge kleiner Käfer und sie war so verstümmelt, daß ich sie nicht mitnehmen mochte.

In den Häusern der Birmanen herrscht Sauberkeit. Gewöhnlich erhebt die Grundlage dieser Wohnstätten sich einige Fuß hoch über dem Erdboden, damit die Schweine, welche die Gassenkehrer der Stadt abgeben, unter dieselben kriechen können. Einige Gebäude sind steinern, wie das Zollhaus und noch ein paar Häuser in Ranguhn; die meisten Wohnungen werden jedoch von dicken Tiekbohlen aufgerichtet. Kleinere Häuser und Hütten werden aus Bambus gefertigt, so daß Flur und Wände darin als Flechtwerk erscheinen. Die Sauberkeit und Schönheit

dieser Häuser, wenn sie neu sind, ist merkwürdig; mehr aber noch ist es die Schnelligkeit, mit der sie aufgeführt werden. Auch zeigen die Birmanen in noch einem andern Punkte einen hohen Grad von Civilisation, der dem Nordathen ein Beispiel geben könnte; denn jedes ihrer Häuser hat einen hübschen und saubern Kloak.

Wie in ganz Asien, ist auch hier die Regierung höchst despotisch, und das Volk hat alle die Fehler an sich, die zuverlässig durch den Despotismus erzeugt werden. Inzwischen ist solches hier nicht so sehr der Fall, als man es wohl erwarten sollte. Die Birmanen haben ihren Erbadel, und die Abstufungen desselben sind sehr deutlich bestimmt. Es geschieht dies mittelst goldener, um den Hals getragener Ketten, die durch vier Platten oder getriebene Buckeln von einander getrennt werden; der niedrigste Adelsrang trägt diese Buckeln mit drei Ketten, und so aufwärts mit sechs, neun und zwölf Ketten. Die zwölf Ketten tragen, gehören zum höchsten Adel; der König allein trägt vierundzwanzig Ketten. Der Gebrauch goldenen und silbernen Geräthes, als Trinkbecher u. dgl. ist nur den Adeligen gestattet. Die Birmanen sind sehr geschickt in getriebener Metallarbeit und haben ein ihnen besonders eigenthümliches Fabrikat von Glas und Schmelz, womit sie ihre Tempel, ihre Priesterwohnungen und die Behälter schmücken, in denen sich ihre heiligen Bücher befinden. Ihre Zierrathschriften in der Pali-Sprache, einer Abart des Sanskrit, die nur den Priestern bekannt ist, sind sehr schön, besonders diejenigen auf langen Elfenbeinplatten. Im Ganzen steht es um ihr Manufakturwesen ungleich besser als bei allen sie umgebenden Völkern, die Chinesen vielleicht ausgenommen.

Die Weiber sind, im Verhältniß zu den Männern,

klein und zart gebaut. Sie leben nicht eingesperrt, sondern gehen, wohin es ihnen beliebt. Ihre Kleidung ist gut gewählt; sie schmücken sich das Haar mit Blumen und sind hübscher als man meinen möchte. Diejenigen, welche sich wenig außerhalb Hauses begeben, sind fast so weiß wie Europäerinnen. Es herrscht bei ihnen die sonderbare Sitte, sich ein Fleckchen weißen Tschumams auf die Wangenknochen zu legen, gleichsam ein Gegensatz der schwarzen Schönpflästerchen, womit vormals unsere Schönen sich beklebten. Das weiße Pflästerchen der Birmanerinnen soll zeigen, inwiefern ihre Hautfarbe sich dem Weiß nähert; und wirklich, wenn Männer aus der niederen Volksklasse, die tagtäglich der Sonne bloßgestellt sind, sich entkleiden, so muß man erstaunen, wie um so Vieles lichter ihre Hautfarbe an denjenigen Körpertheilen ist, die sie gewöhnlich bedeckt tragen. In der Regel hat der Birmane nur Ein Weib, doch zeigen sich Fälle des Abweichens von dieser Richtschnur.

Die Gesetze der Birmanen scheinen gut zu sein, doch wird ihnen, wie in allen despotischen Ländern, nur dann nachgelebt, wenn es dem Herrscher beliebt. Eine gewisse Gattung von Sklaverei ist erlaubt. Geräth Einer in Schulden und wird deßhalb vorgefordert, so muß er, wenn er sich des Zahlens unfähig erklärt, angeben, wie viele Kinder er hat, und diese werden nach Maßgabe seiner Schuld seinem Gläubiger als Sklaven hingegeben. Der Gläubiger muß dafür alljährlich ein Gewisses von der Schuld tilgen, bis diese völlig abgetragen wird, worauf die Kinder wieder frei sind. Hat der Schuldner keine Kinder, so muß sein Weib oder auch er selbst sich in solche Knechtschaft begeben. Erfolgt jedoch in dieser eine üble Behandlung, so wird die

Knechtschaft aufgehoben. Auch kann die verknechtete Person in den Dienst eines Andern übergehen und ihre Zeit unter ihm abdienen, sobald sie Einen findet, der dem Gläubiger die noch rückständige Schuld auszahlt. Diese Verknechtungen finden sämmtlich unter vorzuzeigenden schriftlichen Beglaubigungen Statt. Einige unserer Armeeofficiere löseten mehrere junge Birmanerinnen aus ihrer Sklaverei.

Das Niederkauern im Beisein Anderer ist bei den Birmanen ein Zeichen von Ehrfurcht. Jeder Arme, der zu einem Bemittelten eintritt, hockt sich in einem Winkel des Zimmers oder am Eingange desselben nieder. Der Gebrauch des Betels ist allgemein bei den Männern, bei den Weibern aber nur erst, wenn sie alt werden. Die Folge davon ist, daß die Zähne der Männer schwarz und todt sind, während die der Frauen sich als recht hübsch und gesund zeigen.

Der merkwürdigste Charakterzug der Birmanen ist ihr Stillsinn; ich halte sie für die gelassensten Menschen, die ich jemals kennen lernte. Sie sind stets heiter, stets zufrieden, selbst bei der größten Entbehrung. Mir ward, wie man später wahrnehmen wird, mehr Gelegenheit als manchem Andern, den Charakter der Birmanen zu beobachten, da wir mehrere Wochen lang freundschaftlich mit ihnen lebten. Sie finden große Freude an jeder Art von Puppenspiel, und sind sehr belustigende Mimiker. Sie arbeiten angestrengt und zwar mit der größten Heiterkeit. Gegen die Engländer oder die weißen Gesichter, wie sie uns nennen, zeigen sie viele Hochschätzung; die Vorzüge unserer Kriegswerkzeuge und unserer Schiffe waren für sie Gegenstand des Bewunderns und zu gleicher Zeit des genauesten Betrachtens. Sie sehen ein, wie weit sie hinter uns Europäern zu-

rück sind und streben eifrig nach Verbesserung oder Fortbildung. Aus diesen und noch manchen anderen Gründen war es zu bedauern daß wir jemals Krieg mit den Birmanen führten. Diese hatten leicht die sie zunächst umgebenden Völkerschaften bezwungen und waren mit ihrer vermeinten Ueberlegenheit zufrieden; jetzt aber sind sie es nicht mehr, denn bei ihrer Rührigkeit, ihrem Unternehmungsgeiste und ihrer Vorliebe für den Krieg, werden sie sich nicht eher zufrieden geben, als bis sie ihr System verbesserten. Nach zwanzig Jahren werden wir finden, daß die Birmanen eine weit furchtbarere Nation als jetzt sind; denn sie besitzen alle nöthigen Eigenschaften, um das erste Volk im Osten zu werden. In der That, erwägen wir ihre Art, Krieg zu führen, und die Waffen, mit denen sie sich vertheidigten, so gereicht es ihnen zu nicht geringem Ruhme, daß sie fast drei Jahre lang der Macht Großbritanniens widerstanden.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Februar 1836.

Entschieden ist es, daß die Birmanen ein braves Volk sind. Da ihre Regierung despotisch ist, so zeigen ihre Herrscher sich grausam; das Volk ist dies aber nicht. Ich führe dies an, da Feigheit und Grausamkeit gewöhnlich Hand in Hand gehen. Stillsinn und Edelmuth sind hervorstechende Charakterzüge der Birmanen —

Vorzüge, die einsichtsvollen Händen als treffliches Material dienen können. Zu Anfange unsers Krieges mit den Birmanen, bevor diese ausfindig gemacht hatten, daß es ihnen unmöglich war, unserer Waffenüberlegenheit die Spitze zu bieten, war ich Zeuge von höchst überraschenden Beweisen des Muthes; so daß unser Aller Bewunderung dadurch rege gemacht ward. Die Birmanen sind vorzugsweise eine kriegerische Nation, ja, der Krieg ist ihnen lieb. Jeder Mann unter ihnen ist Soldat und folgt mit Freuden dem Aufrufe, sich in die Reihen zu stellen, ohne daß ihm irgend Sold dafür würde. Schon dieser eine Umstand beweiset, wie sehr sie für Krieg eingenommen sind. Ihre Waffen bestehen gewöhnlich in einem doppeltgriffigen Schwerte, das eine sehr gewichtige Wehr ist, und in sehr großen Speeren. Jeder von ihnen aber trachtet nach dem Besitze einer Muskete, und wenn diese kein Schloß hat, so feuert man sie mittelst einer Lunte ab. In diesem Punkte eben leiden die Birmanen so großen Mangel an Waffen, denn wir hielten es mit Recht für ein muthiges Thun, eine von den Birmanenmusketen abzufeuern, da diese sich im kläglichsten Zustande befinden. Diesem die Krone aufzusetzen, macht jeder Mann sich selber sein Schießpulver. Man kann sich denken, wie mangelhaft dies Fabrikat ausfällt, so daß unter zehn Musketen kaum eine gehörig losgeht, und unter Zehnmal kaum Einmal die Kugel ans Ziel gelangt, weil das Pulver keine Wirksamkeit hat. Aus noch einem Umstande erhellt, daß die Birmanen erst seit Kurzem mit Schießgewehr umgehen; sie haben nämlich keine Kugelformen und auch keine bleiernen Kugeln. Alle ihre Kugeln sind aus Eisen so leidlich rund gehammert, als es in der Schmiede geschehen kann; so daß dieselben wegen ihrer unvollkom-

menen Form weit von dem Ziele abweichen müssen, auf welches man sie abschießt.

Eben so wirkungslos zeigen durch schlechtes Pulver und durch gehammerte Eisenkugeln sich ihre Kanonen auf den Verhauen und in den Kriegsböten. Es hält schwer, zu sagen, woher sie ihren Mischmasch von Geschütz erhielten. Bisweilen trifft man auf eine kleine Kanone von trefflichem spanischen Gusse; dann wieder auf Geschützstücke von den sonderbarsten Formen, die man sich denken kann. Ich muß die Meinung hegen, sie würden von nach Ranguhn handelnden Schiffen gekauft oder als Theil des zu bezahlenden Zolles angenommen. Mir ist erinnerlich, daß wir bei unserer ersten Einnahme eines Verhaues die Lavettenpflöcke aus einer alten Kanone zogen und diese als unnütz liegen ließen. Die Birmanen nahmen uns den Verhau wieder ab, so daß wir ihn zum zweiten Male erstürmen mußten, wo wir denn fanden, daß sie den Mangel der Pflöcke sehr sinnreich durch eiserne Streifen und Klammern ersetzt hatten und daß bei unserm Anrücken die Kanone auf uns abgefeuert ward. Als wir ein anderes Mal einen Verhau einnahmen, von welchem aus man einige Minuten lang scharfes Feuer gegen uns unterhalten hatte, sahen wir zu unserm Erstaunen, daß die Birmanen aus hölzernen, tüchtig und gut mit eisernen Reifen versehenen Kanonen geschossen hatten. Natürlich konnten aus diesen nur zwei oder drei Schüsse gethan werden, da die Zündlöcher ausbrannten und bald so weit wurden, daß die Kanonen nicht mehr zu gebrauchen waren. Ich erwähne jedoch dieser Umstände, um dieses Volkes Beharrlichkeit und Anstrengungen zur Gegenwehr darzuthun. Freilich ist es wahr, daß nach dem ersten Feldzuge die Birmanen davonliefen, und daß die Aushebun-

gen mit Gewalt beschafft werden mußten; allein der Grund davon, nach welchem ich mich genau erkundigt habe, war keineswegs Unlust zum Fechten, sondern der, daß, weil sie ohne Sold fechten, sie nach Hause mußten, um ihre Saat zu bestellen, weil sonst ihre Weiber und Kinder hätten hungern müssen.

Die birmanischen Kriegsböte sind schmucke Fahrzeuge, die achtzig bis hundert Ruder führen und sehr gewandt von den Birmanen bewegt werden, so daß sie sieben bis acht (engl.) Meilen in einer Stunde zurücklegen. Eines ihrer Kriegsböte ist der Gottheit geweihet worden, weil es in einer fast unglaublich kurz scheinenden Zeitfrist ihnen eine wichtige Nachricht überbrachte, durch welche die Nation gerettet ward, als sie im Kriege mit dem Königreiche Pegu begriffen war.

Ich bemerkte bereits, daß die Kanone im Bug des Kriegsbootes von geringer Wirkung ist, allein die Speere der Birmanen sind wahrhaft furchtbar. Bei einem nächtlichen Angriffe auf einige unserer Schiffe, die an einem Verhaue ankerten, den die Feinde wieder erobern wollten, ward mir Beweis von der Gewalt gegeben, mit welcher jene Spieße geworfen werden. Die Seiten der Schiffe waren so mit ihnen besäet, daß sie wie die Stacheln eines Igels hervorsteckten, und waren so tief in die Planken eingedrungen, daß man nur mit großer Anstrengung sie herausziehen konnte. Wir verloren durch diese Speere mehrere Leute. Das Diesen ungewohnte Sausen von hundert solchen zu gleicher Zeit durch die Luft fahrenden Spießen war sonderbar erschreckend für sie, zumal bei Nacht. Ich hörte späterhin mehrere von unseren Matrosen sagen, daß ihnen jene Spieße gar nicht behagten, und ich bin überzeugt, es würde ihnen ungleich lieber gewesen sein, wenn man ihnen Feuer-

waffen entgegengekehrt hätte. Einige jener Spieße maßen sechszehn Fuß Länge und hatten eine eiserne, zu beiden Seiten geschärfte Spitze, zwölf bis vierzehn Pfund schwer. Ich habe Bogen und Pfeile bei den Birmanen gesehen, jedoch nie wahrgenommen, daß sie sich derselben im Kampfe gegen uns bedienten. Sie schienen sie zu verachten. Das Angriffs- und Vertheidigungssystem dieses Volkes eignet sich sonder Zweifel trefflich für die Eigenthümlichkeiten des Landes. Ihre Verhaue sind gewöhnlich aus dicken Tiekholzbalken gemacht und viel zu stark, als daß geringeres Geschoß denn Schwergeschütz sie vernichten könnte, weßhalb sie denn jederzeit durch Erklettern genommen werden mußten. Einige derselben sind aus Bambus, einen bis zwei Fuß im Durchmesser haltend, gefertigt, eben so stark als die aus Tiekholz, und haben überdies die Eigenthümlichkeit, daß der Bambus nachgiebt, die Kugel aufnimmt und sich dann wieder schließt. Befinden sich die Verhaue nicht nahe am Flußufer, so sind sie gewöhnlich von einem tiefen Graben umgeben und überdies durch das verstärkt, was uns beim Erklimmen am meisten hinderlich war, nämlich durch schräg eingesteckten, zugespitzten Bambus. Die Wunden, die durch diese Spitzen gemacht wurden, zogen oft gefährliche Folgen nach sich.

Bei ihren Angriffen auf uns zu Ranguhn rückten die Birmanen mit vieler militärischer Geschicklichkeit heran, indem sie, so wie sie näher kamen, Laufgräben zogen. Ihre Brander auf dem so schnell rauschenden Flusse waren ebenfalls furchtbar. Landeinwärts befinden sich Steinöl-Brunnen. Ihre Branderflosse, die sehr groß waren, trugen hie und da alte Kähne, die mit jenem Brennmaterial gefüllt waren. Brannten dieselben nun, so flackerten die Flammen so hoch wie unser Haupttop

und versendeten Gluth und Gestank genug, um Jeden wegzutreiben.

Ich habe die Art und Weise des Kriegführens der Birmanen und deren Mängel dabei geschildert, um darzuthun, daß, wenn dies Volk gleich uns mit jeder Waffengattung wohl versehen gewesen wäre, das Land nicht so bald als es geschah bezwungen worden sein würde. Das Vertheidigungssystem der Birmanen war gut, ihre Tapferkeit unbezweifelt; allein, wie gesagt, es gebrach ihnen an tauglichen Waffen; und ich glaube, ich irre nicht, wenn ich voraussetze, daß sie, nachdem sie deren Untergeordnetheit erkannten, jegliches Mittel anwenden werden, bessere zu erhalten; und gelingt ihnen das, so wird man in ihnen eine furchtbare Nation erblicken.

Zum Beweise ihrer Unerschrockenheit sei hier noch erwähnt, daß in jedem Verhaue sich ein Lugmann befindet, der auf zehn Fuß hoch emporragender Stange hockt und jedem Angriffe bloßgestellt ist. Oft habe ich bemerkt, daß solcher Mann nicht eher von seinem Posten herabkam, als bis das Feuern ernstlich auf beiden Seiten im Gange war; und selbst dann noch glitschte er keinesweges hurtig herunter, sondern that es vielmehr gleichsam gemächlich und höchst gleichgültig. Von ihren Unverwundbaren und deren Gaukelsprüngen hab' ich bereits gesprochen.

In despotisch regierten Ländern wird das Leben nicht so hoch geschätzt als anderswo. Das Bewußtsein, daß dieses nach dem Willen der Herrscher in jedem Augenblicke genommen werden kann, macht selbst den Feigling verhältnißmäßig gleichgültig dagegen. Ist man von frühester Jugend an gewöhnt worden, einem Ergebnisse entgegenzusehen, so stellt man sich demselben, wenn es herannaht, mit Fassung und Gleichgültigkeit entgegen.

Der Bursche in England, der unter Diebstahl aufwächst und von den Seinigen fortwährend daran erinnert wird, daß er hängen muß, ehe er Zwanzig zählt, geht, wenn sein Stündlein schlägt, dem Galgen mit großer Kaltblütigkeit entgegen. Eben so ist es in einem despotischen Lande, wo die Leute die Köpfe ihrer Genossen zu Boden rollen sehen und daraus abnehmen, wie bald auch sie ein solches Ende ereilen kann. Hievon ward mir während meines Aufenthaltes mehr als Ein Beweis. Unter Anderem wünschte ich einmal, von einem Gefangenen Kunde zu erlangen, konnte jedoch nichts aus ihm herausbringen. Vierundzwanzig Stunden lang hatte er zwischen den Cameraden auf dem Verdecke gesessen, als einige unserer Officiere ihm eine Kanne voll Grog und etliche Cigarren gaben, womit er sich emsig beschäftigte, während ich ihn befragte. Da er Unwissenheit vorschützte, sagte ich ihm, daß, wenn er mir die verlangte Auskunft nicht gäbe, ich ihm den Kopf abschlagen lassen würde. Wirklich ließ ich einen Marinesergenten mit zwei Mann kommen, die mit gezogenem Degen dastehen mußten. Wir riefen den Gefangenen von seinem Sitzorte weg; er aber bat durch den Dolmetscher, wir möchten ihn zuvor seinen Grog austrinken lassen, welches ich bewilligte. Zum zweiten Male aufgerufen, ersuchte er um Erlaubniß, den zolllangen Cigarrenstummel, den er im Munde hatte, auszurauchen. Auch dies gestand ich ihm zu, da ich eben nicht gewilligt sein konnte, hastig in einer Sache zu verfahren, die ich gar nicht ins Werk richten wollte. Während all' dieser Zeit war der Mann vollkommen gefaßt und ließ nicht die leiseste Unruhe über das ihm bevorstehende Geschick an sich wahrnehmen. Sobald die Cigarre aufgeraucht war, band er sein langes Haar noch höher auf und traf

seine Vorkehrungen. Ich fragte ihn nochmals, ob er reden wollte; er aber blieb dabei, nichts zu wissen, ging aufs Vorderschiff, knieete hin, nahm seinen Lendenschurz ab, breitete ihn vor sich aus, daß sein Kopf darauf fallen möchte, beugte sich dann vornüber und bot seinen Nacken dem Hiebe dar. Ich beobachtete ihn genau, keine Muskel an ihm bebte. Natürlich ward er losgegeben, und die Matrosen hatten solches Wohlgefallen an ihm, daß er mit mehr Grog und Taback, als er vormals je gesehen haben mochte, wieder an Land ging.

Inzwischen kennen die Birmanen, um Spionen eine Aussage abzuzwingen, ein Mittel, welches ich sie zwar niemals anwenden sah, wenngleich wir es von ihnen entlehnten. Ich war Augenzeuge jener an sich höchst einfachen, dem Anscheine nach aber in ihren Wirkungen höchst fürchterlichen Tortur. Man führt nämlich einen Stoß auf die Herzgrube, um gleichsam für einige Sekunden die Gesammt-Cirkulation des Blutes zu hemmen. Dies geschieht auf folgende Weise. Der Delinquent — die Birmanen gehen gewöhnlich bis auf die Hüften nackt — muß sich auf die Erde setzen; ein hinter ihm Stehender beugt sich dann über ihn und versetzt ihm mit dem spitzen Elbogen in die Herzgrube einen wohlgezielten Stoß, der schauerliche Wirkung hervorbringt. Die dunkle Gesichtsfarbe des Gefolterten wird todtenbleich, dicke Schweißtropfen treten ihm vor die Stirn und jedes Glied an ihm erzittert. Ich sah nie zuvor eine solche Todesangst. Ein solcher Stoß, drei- oder viermal wiederholt, wird auch den Muthigsten so entmannen müssen, daß er um den Tod wie um eine Gnade fleht.

Von der indischen Regierung sollte Ein Punkt nicht übersehen werden, weil er, in Verbindung mit dem,

was ich bereits darlegte, die birmanische Nation um so fürchtenswerther macht. Ich meine die Verachtung der Birmanen gegen die Sepoy's *). So gewiß diese Verachtung ist, so gewiß ist auch die Furcht der Sepoy's vor den Birmanen; die Letzteren fürchten nur die weißen Gesichter, wie ich bald darthun werde, verachten aber die Sepoy's, obschon diese so wohlbewaffnet sind. Daß die Sepoy's zu guten Truppen gezählt werden müssen, ist außer Zweifel; sie haben oft bewiesen, daß sie es sind, dennoch können sie nicht, wie einige indische Officiere es in meinem Beisein behaupteten, für die besten Truppen der Welt gelten und den Europäern vorzuziehen sein. Daß sie leicht zu beaufsichtigen sind und in Mannszucht ihres Gleichen suchen, gebe ich zu, weil sie sich niemals betrunken zeigen; dabei aber haben sie wenig innern Kern und sind im Allgemeinen nur klein und schwächlich gebaut. Dennoch haben sie brav, sehr brav gefochten; nimmer aber thaten sie das gegen die Birmanen und zwar aus dem einfachen Grunde, daß Aberglaube, mächtiger als der Muth, diesen unterdrückt. Die Sepoy's sind sehr abergläubisch und hegen den nie ganz aus ihnen herauszubringenden Gedanken, daß die Birmanen unter dem Schutze von Zaubermitteln stehen. Niemals zogen sie gern gegen dieselben aus, selbst wenn englische Truppen ihnen zur Seite standen. Die Verachtung der Birmanen gegen die Sepoy's ist notorisch. Ich selbst habe gesehen, wie ein birmanischer Gefangener zu Ranguhn ein Balkenstück, das sechs Sepoy's

---

*) Die Sepoy's sind eingeborne Soldaten der ostindischen Compagnie, deren Name eine Verstümmelung des persischen Wortes Isfeh oder Sipahi ist, welches so viel als »Reiter« bedeutet. Anm. d. Uebers.

kaum würden bewegt haben können, aufhob, es vor die Füße der Sepoy's, die die Wache bei ihm hatten, hinwarf und dann laut spottend lachte, als diese furchtsam mehrere Schritte weit zurückwichen. Allein wir sahen noch weit entschiedenere Beweise hievon.

Etwa sieben Meilen weit von Ranguhn hatten die Birmanen sich verschanzt und sollten von dort vertrieben werden. Oberst S*, der den eingebornen Truppen sehr geneigt war, ward zu diesem Dienste beordert und bat sich zu seiner Mannschaft nur Sepoy's aus. Sir Archibald Campbell wollte ungern in dies Gesuch willigen; da die Verhaue jedoch nur brustwerkhoch und die Birmanen daselbst nicht sehr zahlreich waren, so ward dem Wunsche des Obersten nachgegeben. Mit funfzehnhundert Sepoy's begab dieser sich auf den Marsch. Die Birmanen hatten wohl Kunde davon bekommen, daß keine Europäer gegen sie anrückten, so daß, als die Sepoy's naheten, sie deren Angriff gar nicht abwarteten, sondern ihrerseits über dieselben herfielen und sie theils niedermachten, theils in die Flucht schlugen. Ueber Siebenhundert blieben auf dem Platze, die Anderen kamen in Haufen von zehn oder zwölf Mann und in größter Bestürzung und Verwirrung nach Ranguhn zurück. Sir A. Campbell war hierüber natürlich sehr verdrießlich, und andern Tages ward eine europäische Streitmacht gegen die Birmanen beordert. Als diese an den Ort gelangten, stellte sich ihnen ein abscheuliches, Grausen erregendes Schauspiel dar. In den Wald war ein langer Gang gehauen worden, auf dessen beiden Seiten von Strecke zu Strecke die nackten, kläglich verstümmelten Leiber der siebenhundertundfunfzig getödteten Sepoy's an den Fersen aufgehenkt baumelten. Inzwischen wagten dir Birmanen keinen Widerstand gegen die eu-

ropäischen Krieger, sondern zogen sich, nachdem einige Schüsse gefallen waren, zurück. Dies ist eine och wichtige Thatsache, die nicht geleugnet werden kann, auch wenn sie nicht bekannt gemacht ward. In Indien befindet sich eine Nominal-Streitmacht von dreihunderttausend Mann, die aber über ein so umfangreiches Gebiet zerstreut sind, daß, wenn man sie auch disponibel machen könnte, doch Monate vergehen würden, ehe man sie zusammenbrächte; und wenn die Birmanen die Sepoy's verachten, während diese Furcht von jenen hegen, so können gegen die Birmanen nur europäische Truppen wirksam sein — und wie viele sind von Letzteren denn zu stellen? Höchstens zehntausend Mann, und die Schwierigkeit, sie zu schaaren, war zu Anfange des Burmakrieges wohl bekannt. Zuverlässig ist es ein Eines, eine Nation in ihrem eigenen Lande anzugreifen, und ein Anderes, sich zu vertheidigen; allein wenn die Birmanen sich, wie sie es denn thaten, fast drei Jahre gegen uns halten konnten, ohne den unseren gleichkommende Waffen zu besitzen, welche Folge würde es haben, wenn sie von irgend einer andern Nation sich mit Waffen und Officieren zu versehen wüßten. Wir haben jetzt Fuß im Lande gefaßt und haben danach zu streben, das Eindringen irgend eines Andern zu verhüten und die Birmanen so ruhig und friedlich zu halten, als es uns möglich ist. Der Umgang mit uns wird diese jedoch allmälig aufklären und dann haben wir von ihnen mehr zu fürchten, als von allen Horden Rußlands oder Runschid Sing's und dem gesammten Mißvergnügen Indiens.

Da ich noch mehr auf die Birmanen Bezügliches zu sagen habe, so will ich im folgenden Kapitel einen kurzen Bericht über die Expedition gegen Bassein geben.

Sie war blutlos, jedoch mächtig in ihren Resultaten; und es ereigneten sich Umstände dabei, die ein ziemlich helles Licht auf den Charakter der Nation werfen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Erst mehrere Monate, nachdem der Krieg begonnen und fortgeführt worden war, befand Sir Archibald Campbell sich in einer Stellung, die ihn hoffen ließ, in das Herz des Birmanenlandes rücken und gegen die Hauptstadt dringen zu können. Ihm gebrach es dabei fast an Allem und vorzüglich an Verstärkung seiner Truppen, da diese zu Tausenden von der Regenzeit hinweggerafft worden waren. Als er endlich beschlossen hatte, den Versuch zu machen, that er es mit unverhältnißmäßig geringer Streitkraft; denn diese war so klein, daß, wenn die Birmanen nur daran gedacht hätten, die Wege von Viertelstunde zu Viertelstunde zu verrammeln, er gezwungen gewesen sein würde, ohne auch nur einen Schuß gethan zu haben, sich wieder zurückzuziehen. Zum Glück erhielt er Verstärkung an Schiffsmannschaft, so daß sein Flußdetachement bedeutender war, als er es hatte erwarten können. Letzteres blieb mit der Landmacht, sofern die Umstände es irgend möglich machten, in Verbindung, da der größere Theil der Lebensmittel der Armee zu Wasser mit fortgeschafft werden mußte. Die vereinigte Flußmacht ward vom Brigadier Cotton und den Kapitänen Alexander und Chads, die Landmacht natürlich von Sir A. Campbell befehligt, welcher treffliche Officiere bei sich hatte, deren Taktik jedoch auf

diesem Zuge durch Sumpf und Morast und Röhrig von keinem Nutzen war.

Ich muß erklären, weßhalb es für nöthig erachtet ward, einen Theil der Streitkräfte nach Bassein abzuordern. Der Fluß Ranguhn ergießt sich links weg, etwa hundertundsiebenzig Meilen weit von dem Ausflusse in den Ocean, in den Irrawaddy. Rechts von diesem fließt der Bassein, dessen Mündung etwa hundertundfunfzig Meilen weit von der des Irrawaddy entfernt ist, und läuft in der Richtung eines Winkels landeinwärts zu diesem hin, bis er ihn etwa vierhundert Meilen weit ins Innere hinein erreicht. So schließen die beiden genannten Flüsse ein Land-Delta ein, das die fruchtbarste und bevölkertste Gegend des ganzen Birmanenlandes ist und aus der der birmanische General Bundoola seine Verstärkungstruppen zog. Bundoola befand sich in der starken Festung Donabue, an der Bassein-Seite des Flusses, etwa halben Weges zwischen dem Punkte, wo der Ranguhnfluß sich zur Linken mit ihm vereinigt, und dem, wo der Basseinfluß weiter hinauf rechts mit ihm in Verbindung steht. Sir A. Campbell's Landtruppen befanden sich auf des Flusses linker Seite, so daß Bundoola's Communication mit dem Territorium von Bassein völlig offen lag; und da die Flußtruppen auf ihrer Fahrt aufwärts Donabue anzugreifen hatten, so ward eine Streiterabtheilung nach Bassein geschickt, um dem Feind in den Rücken zu fallen und ihm die Zufuhr abzuschneiden. Dieser Plan war, wie man bald sehen wird, wohl ersonnen. Major S* ward mit vier- oder fünfhundert Mann in drei Transportschiffen zu dieser Expedition beordert und man segelte ab, als die Landmacht sich auf den Marsch begab und die Böte stroman fuhren. Bei unserer Ankunft vor der Flußmündung fan-

den wir allem Anscheine nach die Einfahrt höchst furchtbar, indem wir mehr als ein Dutzend Verhaue wahrnahmen. Inzwischen waren nur zwei derselben bemannt, da man deren Geschütz und Mannschaft nach Donabue befördert hatte, weil die Birmanen sich nicht einfallen ließen, wir würden versuchen, diesen Theil ihres Territoriums anzugreifen, da wir denselben so lange unangefochten gelassen hatten. Unsere Einfahrt war also ein Leichtes. Nach einigen abgefeuerten Breitseiten landeten wir und vernagelten die Kanonen. Mit günstigem Winde fuhren wir nun etwa siebenzig Meilen weit den Fluß hinan, der einer der schönsten und malerischsten ist, den ich jemals gesehen habe. Gelegentlich wiesen sich Uferverhaue, allein wir fanden sie unbesetzt und fuhren friedlich an ihnen vorüber. Freilich ward der Fluß immer verwickelter und die Lootsen, wie gewöhnlich, wußten schlecht Bescheid auf ihm. Dies war jedoch von geringer Erheblichkeit, da selbst an den Ufern hin das Gewässer sich tief genug gab. In wilder Ueppigkeit streckten zu beiden Seiten die Waldbäume ihre Aeste über die Fluth hin. Der Wind war jetzt gegen uns, so daß wir drei Tage bedurften, ehe wir nach Bassein gelangten, während welcher Zeit Major S* nichts that als Murren. Wünscht der Leser zu wissen, warum Major S* murrte, so will ich es sagen — er that's, weil es kein Gefecht gab. Er murrte, als wir an den Verhauen in der Flußmündung vorüberfuhren, weil sie nicht bemannt waren, und murrte bei jedem unbesetzten Verhaue, den wir antrafen. Allein der Major murrte eigentlich immer. Befand er sich in einem hitzigen Treffen und blieb unverwundet, so murrte er; empfing er eine leichte Verletzung, so murrte er, daß es keine schwere war, und war's eine schwere, so murrte

er, daß er folgenden Tages nicht würde fechten können. In manchem Treffen war er beinahe in Stücke zerhauen worden, dennoch fühlte er sich nicht zufrieden. Nichts behagte unserm S*. Es ging ihm wie dem Delinquenten, der seiner Bestrafung entgegensieht und dem der Trommler, mag er laut oder leise wirbeln, es nimmer recht macht; nur der »coup de grace« kann unsern S*, wenn er noch lebt, zufrieden stellen. Allein ungeachtet dieser seiner Sucht, sich frikassiren zu lassen, war S* ein wackerer und einsichtsvoller Officier. Man hat mir gesagt, er sei gestorben. Ist dies wahr, so hat Ihre Majestät von England einen der bravsten und ritterlichsten Officiere ihrer Marine verloren, auf den sich mit vollem Rechte die Worte Heißsporns anwenden ließen:

„Wenn's Sünd' ist, Ehre zu erzielen, bin ich
Die strafenswerthste Seele, die da lebt*).«

Wie ich vorhin bemerkte — die Aeste der Bäume hingen über das Flußufer hin, und es ereignete sich ein Vorfall, der nicht wenig belustigte. Wir hatten seit einiger Zeit einen kleinen Affen am Bord, der bei der gesammten Schiffsmannschaft, wie solches gewöhnlich der Fall ist, sehr beliebt war. Die uns neckenden Winde warfen uns oft an das Ufer, das, wie gesagt, reiche Wassertiefe hatte. Geschah dieses nun, so schoben die Zweige der Bäume sich oft in unser Takelwerk. Dies außergewöhnliche Umfassen, das Kunst und Natur hier zeigten, mochte in unserem Jocko eine Erinnerung an alte Zeit erwecken, als er in den Wäldern umhergehüpft

---

) S befindet sich noch am Leben und im besten Wohlsein und ist seitdem zu Auszeichnung und hohen Ehren gelangt. Anm. d. Verf.

war. Unfähig, der Gewalt solcher Rückerinnerung zu widerstehen, sprang er von der Topsegelraa auf den Ast eines großen Baumes, so daß, als unser Schiff von den Bäumen klargemacht war, wir erkannten, wie Jocko die Flucht ergriffen hatte. Wir beklagten es und setzten unsere Fahrt fort; jedoch als wir nach einer Weiterfahrt von etwa vier Stunden wieder nahe ans Ufer geschoben wurden, hörten wir ein Geschnatter. »Das ist Jocko, Sir«, sagte Einer der Matrosen, dessen Meinung bald mehrere beistimmten. Wir setzten das Ruderboot aus und schickten es zu Land, um sich dem Orte zu nähern, von welchem das Geplapper zu uns herüber scholl; Jocko wartete jedoch das Heranlegen des Bootes gar nicht ab, sondern sprang, obschon er noch einige Fuß weit von demselben entfernt war, lustig herunter, nahm bedächtig seinen Platz auf der Spiegelbank und ließ sich so an Bord bringen, wo er umhersprang und Jeden liebkosend begrüßte. Die Sache war die, daß der Affe mehrere seines Gleichen im Walde angetroffen hatte, die aber, gleich allen wilden Thieren, ihn sogleich angriffen, weil er die Ketten der Knechtschaft getragen hatte, so daß Jocko darauf bedacht sein mußte, sein Leben zu retten. Wir brachten nun mehrere Male unser Takelwerk in Verflechtung mit den Baumästen, allein der Affe blieb ruhig auf den Schiffsstangen und ließ nicht die mindeste Lust blicken, seine Streifereien zu erneuen.

Am dritten Tage langten wir unterhalb der Stadt Napputah an, die von einem furchtbaren Verhau gedeckt ward, der den Fluß frei bestreichen konnte. Er war bemannt und wir erwarteten lebhafte Vertheidigung. Da wir jedoch nicht feuerten, thaten die Birmanen es ebenfalls nicht, so daß wir ruhig an dem Verhau vorbeigefahren sein würden, wenn S* nicht die Stille durch

sein Murren über sein widriges Geschick gestört hätte.

Folgenden Tages langten wir zu Bassein, einer der vorzüglichsten Städte im Reiche der Birmanen, an. Hier ward Major S* abermals getäuscht, denn es zeigte sich, daß die Einwohner, die von dem Herannahen unserer Schiffe gehört hatten, in zwei Parteien zerfallen waren, von denen die eine auf Widerstandleisten, die andere auf Unterwerfung drang. Diese Verschiedenheit der Meinungen hatte die Folge gehabt, daß Stadt und Kornmagazin in Brand gesteckt und die Verhaue vernichtet wurden, während der größere Theil der Einwohner tiefer ins Land flüchtete. Ohne Widerstand zu finden, nahmen wir also von den noch dampfenden Ruinen Besitz.

Wir bemerkten bald, daß das Volk des langen Krieges und der durch ihn herbeigeführten Verwüstungen überdrüssig war. Die Männer sehnten sich nach ihren Hunger leidenden Weibern und Kindern zurück. Inzwischen waren die Häuptlinge treue Anhänger Bundoola's geblieben, der zu Bassein eine Menge Kriegsvorräthe und Lebensmittel aufgespeichert hatte, indem er beabsichtigte, sich nach jener Stadt zurückzuziehen, falls man ihn aus der Festung Donabue vertreiben würde; während er, so lange er letztere innehatte, seine Bedürfnisse an Kämpfern und Lebensmitteln aus Bassein bezog. Die Birmanen hatten so wenig Lust, noch länger zu fechten, daß sie mit Gewalt in die Reihen getrieben werden mußten, und zu solchem Ende schon vorher durch die Häuptlinge requirirt und so lange in Fesseln gehalten wurden, bis man ihrer beim Hauptheere begehrte. Mehrere Hunderte saßen entlang des Flusses unterhalb der verschiedenen Verhaue scharf bewacht gefangen, und erlangten erst durch uns ihre Befreiung. Den Fluß hin-

auf bis zu dessen Vereinigung mit dem Irrawaddy ward ward jetzt eine Expedition nach einem Orte gesendet, wo sich die Schiffswerfte der Birmanen befanden, und wo Kriegsböte und Kähne aller Art gebauet wurden. Nach einem kleinen Scharmützel nahm unsere Mannschaft ohne Schwierigkeit Besitz von dem Platze, verbrannte alle dort vorräthigen Fahrzeuge und kehrte dann nach Bassein zurück.

Der Leser begreift, daß unter diesen Umständen wir nichts zu thun hatten. Dem Major S* war der Befehl geworden, wenn möglich zu Sir A. Campbell zu stoßen, und er bewirkte dies endlich mit vieler Schwierigkeit.

Wir müssen uns jetzt zu der Irrawaddy-Expedition wenden, die zu eben der Zeit abgegangen war, zu welcher Sir A. Campbell landwärts anrückte, und unsere Schiffe den Basseinfluß hinauflegten.

Diese Streitmacht langte zu Donabue eher an, als wir Bassein erreicht hatten, und traf auf eine furchtbare Festung oder vielmehr auf drei Festungen in Einer, die mit vielen Kanonen besetzt und, wie bereits bemerkt worden ist, vom General Bundoola befehligt wurden, zu welchem die birmanischen Krieger das größte Vertrauen hegten. Ich spreche nach Hörensagen und aus dem Gedächtnisse, glaube aber nicht zu irren, wenn ich sage, daß zu Donabue sich wenigstens zehntausend Mann mit Kriegselephanten u. s. w. befanden. Nun aber enthielt unsere Flußmacht keine tausend streitbare Männer, also eine viel zu geringe Anzahl, um einen Ort wie Donabue anzugreifen, den uneinnehmbar zu machen man seit längerer Zeit alle nur erdenklichen Mittel aufgeboten hatte. Dennoch ward der Angriff gemacht und von drei Verhauen der kleinere genommen. Als dies aber geschehen war, sahen unsere Leute, daß ein zweiter innerer

Verhau vor ihnen lag, und sie sich also wie in einer Art von Falle befanden. Die Folge davon war Niederlage — die einzige, die während des ganzen Krieges die weißen Truppen haben erleiden müssen. Unsere Leute wurden wieder eingeschifft, und die Böte waren genöthigt, stromniederwärts zu legen, um sich dem Feuer der Festung zu entziehen. An drittehalbhundert Engländer blieben innerhalb der Verhaue auf dem Kampfplatze, und am nächsten Tage trieben ihre auf Flöße genagelten Leichen den Strom herunter zu unsern Schiffen und verkündigten den Sieg Bundoola's. Mittlerweile war eine Depesche an Sir A. Campbell gesandt, der zu dem Flußufer heranrückte. Ihm ward berichtet, daß die Schiffsmacht es nicht mit der Festung aufnehmen könnte, deren eigentliche Stärke man sich nimmer vorgestellt hatte. Mit Sir A. Campbells Truppen vereinigt, griff die Schiffsmannschaft nochmals an. Es gab ein hitziges Gefecht, in welchem die Elephanten zwar wacker ihre Rolle spielten; dennoch faßten unsere Leute Fuß, da Bundoola durch einen Schuß getödtet worden war und die Birmanen hierauf sich zur Flucht wendeten. Jetzt gereichte es uns zum Glücke, daß wir Bassein inne hatten, denn sonst würden sich die Birmanen in dies ihr Magazin zurückgezogen haben und im Stande gewesen sein, dem Sir A. Campbell in den Rücken zu fallen, als dieser stromaufwärts anrückte. Die Birmanen hatten jedoch Kunde von der Zerstörung Basseins erlangt und flüchteten also stromauf der Hauptstadt zu. Hatten wir nunmehr auch den Sieg erfochten und waren auch die Birmanen durch den Tod Bundoola's entmuthigt worden, so wehrten sich doch noch mehrere Häuptlinge, die, wenn sie mit ihren Truppen an den Irrawaddy gerückt wären, unsere Zufuhr abgeschnitten und unsere Verwundeten und Kranken, die

wir flußab schafften, überfallen haben würden. Uns lag also ob, diese Häuptlinge wenn möglich zu bezwingen. Nachdem wir uns genau mit der Stellung der Widerspenstigen bekannt gemacht hatten, schickten wir an den Schwächsten derselben die Botschaft, daß, wenn er sich nicht unterwürfe, wir ihn angreifen und den Ort in Asche legen würden. Der Häuptling hielt es für räthlich, unserm Aufrufe zu gehorchen und versprach, sich folgenden Tages zu stellen. Er hielt Wort. Um Mittag, als wir in der Veranda eines großen Sammy-Hauses (Art von Kloster) saßen, von welchem wir Besitz genommen hatten, ward uns seine Ankunft gemeldet. Das Zeichen der Unterwerfung ist bei den Birmanen, daß sie den, welchen sie als Herrn anerkennen, mit Wachskerzen beschenken. Hat ein Armer bei einem Großen eine Bitte vorzutragen oder um eine Gnade zu flehen, so thut er solches nie, ohne zu den Füßen seines Gönners ein Wachslichtchen zu legen. Auch ihren Tempelgötzen bringen sie solches Huldigungsopfer dar.

Eine Zeitlang nach diesem Vorfalle hatte der erwähnte Häuptling seinen Aufenthalt zu Bassein genommen, und seine etwa neunjährige Tochter kam oft und gern zu mir, weil ich ihr gewöhnlich eine Kleinigkeit schenkte; doch trat sie niemals zu mir ein, ohne ein Wachslichtchen in der Hand zu haben, das sie mir zu Füßen legte, ehe sie auf meinen Schooß hüpfte.

Als nun der erwähnte Häuptling gekommen war, um sich zu ergeben, nahete er sich uns auf einige Schritte und setzte sich auf den Erdboden, um uns seine Hochachtung zu bezeigen. Ihm folgten sechs Andere, die Jeder etwa zwei Pfund zierlich mit buntem Papiere umwickelte Wachskerzen trugen. Dann kamen noch an funfzig Birmanen mit großen Körben voll von Ge-

müsen und Früchten, die sie auf der Flur vor uns ausleerten, sich dann zurückzogen und sich hinkauerten. Es wurden einige Höflichkeitsworte gewechselt und die Freundschaft bei einer Flasche Branntwein und Wein geschlossen, welches die Birmanen sich sehr wohl gefallen ließen, obschon der Genuß geistiger Getränke ihnen von ihrer Religion und ihrer Regierungsbehörde untersagt ist. Bevor der Häuptling sich beurlaubte, machte ich ihm ein Gegengeschenk, das ihn hoch erfreute. Mehrere geringere Häuptlinge unterwarfen sich nach ihm, und es erfolgten dabei die nämlichen Förmlichkeiten. Drei bedeutendere Häuptlinge wollten jedoch die Waffen nicht niederlegen; der Eine von ihnen war der Befehlshaber in Naputah, der Stadt, an der wir vorübergefahren waren, und von deren Verhauen man nicht auf uns geschossen hatte. Die beiden anderen hatten ihre Standpunkte an einem zweiten großen Arme des Flusses. Da sie noch viel Streitvolk um sich versammelt hielten, waren sie entschlossen, uns die Spitze zu bieten. Sie waren alle Drei sogenannte Golden-Tschatta-Häuptlinge, d. h. es war ihnen erlaubt, einen goldenen Schirm oder Baldachin über sich tragen zu lassen, wenn sie sich öffentlich zeigten.

Nachdem wir vergebens ihnen eine Zeitlang Frist zur Unterwerfung gelassen hatten, bedrohten wir zunächst den Häuptling von Naputah mit einem Besuche, dessen Folgen er sich selber zuzuschreiben haben würde. Wir gingen also mit einem der Transportschiffe stromab und legten uns der Stadt und deren Verhauen, etwa dreißig Meilen weit von Bassein, gegenüber. Unsere Kanonen waren schußfertig gemacht, jedoch als wir feuern wollten, sahen wir, daß Böte bemannt wurden. Nach fünf Minuten legte der Häuptling von Naputah in seinem

Kriegsboote, das von mehreren Kähnen und zwölf anderen Kriegsfahrzeugen umringt war, zu uns heran. Er erklärte unter den üblichen Förmlichkeiten seine Unterwerfung, und wir waren bald befreundet. Er erhielt eine schöne kleine messingene Kanone, die unser Hinterschiff geschmückt hatte, zum Geschenk, und ging sehr zufrieden wieder von dannen. Bei dieser Gelegenheit erkannten wir ganz die Fertigkeit, mit der die Birmanen ihre Ruderschiffe zu behandeln wissen; denn diese schienen gleichsam lebendig zu sein, so blitzschnell schossen sie auf der Fluth dahin. Viele der Birmanen blieben am Bord, besahen genau jeden Theil unsers Schiffes und dessen Ausrüstung und waren bald auf dem freundschaftlichsten Fuße mit den Matrosen und den wenigen Soldaten, die ich am Bord hatte, denn wir waren nur schwach mit Mannschaft versehen. Uns war Kunde zugekommen, daß etwa drei Meilen von Bassein in einer Bucht mehrere Kanonen versenkt lägen, und hatten ein Boot abgeordert, danach zu suchen, weil von einem Häuptlinge zu Bassein uns versichert worden war, die Leute an jener Bucht wären friedliebend und uns wohlgeneigt. In Folge Irrthums gerieth unser Boot in eine andere Bucht und ruderte mehrere Meilen weit landeinwärts, ohne die bezeichnete Stelle zu finden. Gegen Abend sahen unsere Entsendeten sich gleichsam den Birmanen preisgegeben, die zu ihnen kamen und fragten, was sie wollten. Unsere Leute erhielten nun von den Einwohnern den Bescheid, daß sie in eine unrechte Bucht gerathen wären; inzwischen zeigten die Birmanen sich sehr freundlich, gaben ein gutes Abendbrot her, verweilten die Nacht hindurch bei ihren Gästen und belustigten sich und diese durch ihre Puppenspiele. Am folgenden Tage zeigten sie unseren Leuten den Weg und

halfen ihnen an Ort und Stelle beim Herauswinden der Kanonen, gaben auch die Botschaft mit, daß sie Tags darauf kommen und den großen Wasserhund (nämlich mich) sehen wollten.

Wir blieben zwei Tage auf der Höhe von Naputah, wo wir auf jenes Boot warteten, da wir beabsichtigten, stromab zu fahren und die beiden anderen Golden-Tschatta-Häuptlinge zu bezwingen, wenn sie sich nicht unterwerfen würden. Am zweiten Tage kam der Naputah-Häuptling an unser Schiff und lud uns zu einem Nautsch oder Schauspiel ein, welches er an demselben Abend uns zu Ehren geben lassen wollte, bat uns jedoch, nicht alle unsere Mannschaft mitzubringen, weil sonst seine Leute in Schrecken gesetzt werden würden. Obwohl es nicht gerathen war, uns zur Nachtzeit ans Land und in die Mitte so vieler streitbarer Birmanen zu begeben, wollten wir doch gern uns dieselben befreunden und nahmen daher die Einladung des Häuptlings nach dessen Wünschen an. Ich versetzte, daß ich nur wenige Offiziere und meine gewöhnliche Begleitung von sechs Matrosen, jedoch ohne Waffen, mitnehmen würde. Um acht Uhr ging ich mit einigen Offizieren ans Land. Es war ganz dunkel, doch fanden wir am Ufer den Häuptling zu unserm Empfange bereit. Die Matrosen hatten ihre Messer und die Offiziere Pistolen bei sich, im Fall es auf Verrath abgesehen sein sollte. Auch ließ unser Lieutenant gut auslugen und hielt die Kanonen schußfertig, sobald ein Pistolenknall erfolgen würde. Doch alle diese Vorsichtsmaßregeln waren unnütz. Der Häuptling faßte meine Hand und führte mich in sein Haus, vor welchem sich eine Art von bedecktem Circus befand, der mit Oel in Cocosnußschalen hell erleuchtet war und in welchem rings herum mehrere hun-

dert Birmanen hockten. Hierauf mußten wir ihm auf die erhöhete Weranda seines Hauses folgen, die zu der Festlichkeit geschmückt worden war, und wo wir seine Frau und alle seine Hausgenossen, mit Ausnahme seiner Tochter, vorfanden, die, wie es hieß, sehr hübsch war. Sobald wir unsere Sitze eingenommen hatten, begann das Schauspiel. Etwa zwanzig Mann führten eine scheußliche Musik auf, bei welcher Glocken und Trommeln den meisten Lärm machten. Dann erschienen die Schauspieler in einer Art von Costüm. Sie wußten sich mit ihren Rollen recht gut abzufinden. Das Stück zeigte die Versuche eines jungen Prinzen, der Gemahl einer jungen Prinzessin zu werden, und der Dialog ward fortwährend durch einen Possenspieler unterbrochen, der zwar als Zuschauer erschien, jedoch so viele und so schnurrige Bemerkungen über das, was unter den handelnden Personen vorging, zu machen schien, daß er dadurch das öftere laute Gelächter der Zuhörerschaft erregte. Er war der Hanswurst des Stückes und brachte mitunter sehr unzarte Späße vor. Das Schauspiel endete höchst sonderbar; denn nachdem der Prinz die Prinzessin gewonnen hatte, fand eine Prozession Statt, in welcher man uns zu Ehren ein Schiff verflocht. Mit auffallender Hurtigkeit ward dann auf der Bühne ein Häuschen errichtet, in dessen Thür man das jugendliche Paar hineinschob und hinter ihnen zuschloß. Dies war das Ende der Vorstellung. Als große, für uns aber sehr ekelhafte Höflichkeitsbezeigung, ward in Schaalen eingemachter Thee herumgereicht, den wir mit den Fingern herauslangten, jedoch nicht verschlingen konnten; so daß wir ihn wie ein Stückchen Kautabak im Munde behielten, bis wir günstige Gelegenheit fanden, seiner ledig zu werden.

Der Hochbootsmann hatte die Vorsicht gebraucht, einige Flaschen Wein und Branntwein mit vom Bord zu nehmen. Diese wurden jetzt hervorgeholt, während die Musikanten fortspielten und ein Ringespiel begonnen ward. Wir baten den Häuptling, Theil an unseren Belustigungen zu nehmen, welches er jedoch ablehnte, indem er eine Art von Gemälde herablangte, worauf der weiße Elephant, Pagoden und dergleichen abgebildet waren, und uns sagte, er wäre nicht bloß Kriegshäuptling, sondern auch Obergeistlicher von Naputah, und es würde unrecht von ihm gethan sein, wenn er Angesichts des Volkes die Gesetze des Landes überträte. Mittlerweile trug seine Tochter, die sich nicht vor uns hatte sehen lassen, großes Verlangen, zu wissen, was für Art Leute wir denn eigentlich wären, und ließ Einen von uns vor sich rufen. Mein Schreiber hatte diesem Rufe zu folgen. Sie betrachtete ihn genau, zupfte an seinen Kleidern herum, ließ ihn seine Beine entblößen, um zu sehen, wie weiß sie wären, und schickte ihn wieder fort. Der Schreiber sagte, sie wäre recht hübsch und völlig so weiß von Hautfarbe als er selbst, dabei glänzend gekleidet und von gebieterischem Wesen; so daß sie wohl zu wissen schiene, wie sie für eine wichtige Person im Lande zu gelten hätte.

Wir verweilten noch zwei Stunden und beurlaubten uns dann. Der Häuptling geleitete uns zu den Böten, und es war uns gar nicht unlieb, wieder am Bord zu kommen; denn die Volksmasse der Birmanen war ungleich zahlreicher, als wir sie uns vorgestellt hatten; so daß, wenn eine Verrätherei versucht worden wäre, wir ihr gewiß hätten zum Opfer fallen müssen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Expedition gegen Bassein.

Mai 1836.

Obwohl wir mit dem Häuptlinge von Naputah auf freundschaftlichem Fuße standen, hielten wir es doch, da er in dieser Gegend des Landes ein Mann von großem Ansehen war, für gerathen, ihn so an uns zu fesseln, daß er nimmer wieder von uns abfallen und im Fall eines am Irrawaddy uns betreffenden Mißgeschickes sich uns nicht feindlich zeigen könnte. Am folgenden Tage ließen wir ihn zu uns entbieten, damit er für seine gestern uns bewiesene Artigkeit ein Gegengeschenk von uns empfangen möchte. Bevor wir ihm dies behändigten, äußerten wir ihm aber unsere Absicht, den Strom hinunter zu schiffen und die beiden noch immer sich widerspenstig zeigenden Häuptlinge zu überwinden. Wir fügten hinzu, daß wir einige seiner Leute zu Führern wünschten, da uns die eigentlichen Stellungen der Beiden nicht genau bekannt wären. Nach einigem Zögern erklärte unser Häuptling sich zur Erfüllung dieses Wunsches bereit. Hierauf bemerkten wir, daß unsere Leute nicht gewohnt wären, in der Sonnenhitze zu arbeiten und sich oft krank fühlten, daß er also, da er jetzt unser Freund wäre, uns einige seiner Böte zum Beistande unsers Schiffes auf dem Strome mitgeben möchte. Auch dies ward zugesagt. Jetzt rückten wir mit unserm letzten Antrage heraus, der nichts Geringeres begehrte, als

daß der Häuptling uns sechs oder acht wohlbemannte Kriegsböte mitgäbe, deren Offiziere und Mannschaft wir täglich gleich unseren eigenen Leuten besolden wollten; wobei wir die Hoffnung äußerten, er würde, wenn er es treu und redlich mit uns meinte, uns auch diese Forderung bewilligen. Es ward Rath von den mit dem Häuptlinge gekommenen Birmanen gehalten, und da unter diesen sich viele befanden, deren Verwandte man noch gefangen hielt, um sie zum Kriegsheere stoßen zu lassen, so ward der Häuptling von seinen eigenen Leuten dermaßen gedrängt, daß er unser Gesuch bewilligen mußte. Wir beschenkten ihn nun mit dem Silbergeschirr, auf das er unverwendet seinen Blick gerichtet hatte, und er verließ uns mit dem Versprechen, daß die Böte mit Mannschaft am folgenden Morgen sich uns seitlängs legen sollten.

Dieser Häuptling hielt sein Versprechen und wir segelten am folgenden Tage mit den Kriegsböten und drei oder vier Depeschenkähnen ab, die von vier oder fünf Mann gerudert wurden. Diese kleinen Kähne, wenn ihre Mannschaft wacker arbeitete, schossen mit solcher Geschwindigkeit durch die Fluth, daß sie zu beiden Seiten ihres Bugs fortwährend einen fächerförmigen Wasserfall ausspritzten, der im Sonnenschein wunderschön mit den Farben des Regenbogens spielte. Unsere birmanische Hülfemacht ruderte mittlerweile entweder neben unserm segelnden Schiffe oder knotete sich auch an dasselbe an und kletterte dann an unserm Tauwerk bis in den Mastkorb hinauf; bald jedoch versammelten sich Alle um unsern Musketenstand, der für sie den größten Reiz hatte. Nachmittags gab es Zielschießen aus kleinem Gewehr, und zu ihrer unbeschreiblichen Freude ward den Birmanen gestattet, mitzufeuern. Ueberraschend war ihr genaues Treffen, wenn man bedenkt, wie wenig sie sich

im Schießen hatten üben können. So schlecht nun auch alle Gewehre sein mögen, die an Kriegsschiffe verabfolgt werden, so glaube ich doch, daß jeder Birmane, um nur ein einziges Gewehr zu bekommen, alles, was er sein nannte, sein Leben ausgenommen, dafür hingegeben haben würde. Als Einem von ihnen gestattet worden war, eine Muskete zu nehmen, blickte er stolz umher und sagte mit einem Freudenlächeln: »Jetzt bin ich ein Mann.«

Nächsten Tages gelangten wir in den Flußarm, an welchem einer der widerspenstigen Häuptlinge postirt war. Unsere bemannten Böte, in Verbindung mit denen der Birmanen, waren imponirend anzusehen; und dies war sehr wünschenswerth, denn wir wußten uns so schwach an Mannschaft, daß wir nur vierzig Köpfe, also nur eine so geringe Zahl entsenden konnten, daß, wenn die uns entgegenstehenden Birmanen dieselben hätten anrücken sehen, sie wahrscheinlich ihre Kräfte gegen uns versucht haben würden. Wir ruderten inzwischen in Einer Linie gegen die feindlichen Verhaue, während unsere Depeschenböte kreuz und quer vor uns hinglitten, wie Delphine vor dem Bug eines vor'm Passatwinde laufenden Schiffes. Sie thaten dies nicht etwa, weil sie Botschaft zu überbringen hatten, sondern bloß, um ihre Ruderfertigkeit zu zeigen. Als wir bis auf eine Viertelmeile hinangelegt hatten, lief ein Boot aus und verhandelte mit einem unserer Depeschenböte, indem es versicherte, die Birmanen würden nicht fechten, wenn wir sie nicht angriffen; wohl aber würden sie die gefangenen Männer zusammt ihrem Häuptling an uns ausliefern. Wir willigten gern in diese Bedingungen, landeten, nahmen den Häuptling mit seinem goldenen Baldachin in Empfang, ließen uns seinen Briefwechsel mit Bundoola ausliefern u. s. w. und nahmen ihn mit

an Bord. Bei dieser Gelegenheit wollten wir unsern birmanischen Hülfstruppen noch kein Schießgewehr anvertrauen; es war noch zu früh dazu; so daß sie also nur ihre heimathlichen Waffen führten.

Der ausgelieferte Häuptling war ein schöner, schlanker Mann mit langem Barte. Gleich allen Birmanen ertrug er seinen Verlust der Freiheit sehr gelassen, setzte sich mit seinen Begleitern zwischen unsere Kanonen und äußerte nur Unwillen über den Verrätherſinn seiner Landsleute. Wir trugen Verlangen zu wissen, was aus den Kanonen des entfestigten Verhaues geworden war, von denen es hieß, der Häuptling hielte dieselben verborgen; obwohl dieser behauptete, sie wären in Böten über den Irrawaddy hinübergeschafft worden. Die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Aussage konnte nicht ermittelt werden, doch durften wir von unserm Versuche, die Kanonen wieder zu erlangen, nicht ablassen; wir sagten daher dem Häuptling, daß, wenn er uns nicht erklärte, wo die Kanonen sich befänden, ihm am nächsten Morgen der Kopf abgeschlagen werden würde. Bei dieser allerliebsten Eröffnung klappte er seine Beteldose auf und nahm ein frisches Häppchen. Am folgenden Tage ward ihm die Frage wegen der Kanonen nochmals vorgelegt; er behauptete jedoch abermals, sie wären nach Donabue geschickt worden. Ich glaubte dies nicht, denn man hatte die Verhaue erst nach unserer Einnahme von Donabue entfestigt. Man hielt es also für gerathen, den Schein anzunehmen, als wollte man zum Aeußersten schreiten, und dies geschah diesmal mit mehr Förmlichkeit als je zuvor. Eine Doppeltreihe von Schiffssoldaten ward auf dem Hinterdeck aufgestellt und der Sergent erschien mit blankem Seitengewehr. Vor den Soldaten ward Sand auf den Boden gestreut, um

den abgehauenen Kopf aufzunehmen, und der Häuptling erhielt Befehl, hinter dem Sandhaufen niederzuknieen. Nochmals fragte man ihn, ob er sagen wollte, wo die Kanonen versteckt wären, und nochmals erklärte er, sie wären nach Donabue verschifft worden; worauf man ihm erklärte, er möchte sich zum Tode bereiten. Er rief einen seiner Begleiter zu sich und gab diesem sein silbernes Beteldöschen mit den Worten: »Gieb dies meiner Frau — so wird sie Alles wissen.« Ich beobachtete ihn genau; sein Gesicht wies sich ruhig. Als er sich aber über den Sand hinbeugte, zitterten die Muskeln seiner Arme und Schultern. Da es jedoch auf den Hinterdecken von Sr. Maj. Schiffen nicht üblich ist, den Leuten die Köpfe abzuschlagen, so gaben wir höchst großmüthig den Häuptling frei, der später als Gefangener nach Calcutta gebracht ward. Daß er jedoch die Kanonen gehabt hatte, entdeckte sich uns späterhin und erhöhete nur sein Verdienst.

Nachdem dieser unser Versuch mit dem einen der Häuptlinge geglückt war, segelten wir dem Verhaue des zweiten zu und trafen Abends ein. Da wir hier eine größere Zahl von Widersachern vermutheten, beschlossen wir unsern Angriff im Dunkeln zu machen, so daß der Feind nicht unterscheiden könnte, wie unsere Streitkräfte eigentlich beschaffen wären. Diesmal versahen wir unsere birmanischen Cameraden mit Schießgewehr. Wir siegten, nahmen Besitz und der Häuptling entfloh, ward jedoch von unseren ihm auf zwei Meilen Weges nachsetzenden Birmanen eingeholt und gefangen an Bord gebracht. Da er sich augenblicklich unterwarf, was der Erstere nicht hatte thun wollen, ward er andern Tages freigegeben.

Wir hatten jetzt unser Werk gethan und entließen

die Birmanen, indem wir ihnen ihren Sold verabreichten, aus Sr. Maj. Dienst, nachdem wir sie noch einige Tage dazu verwendet hatten, die Verhaue an der Flußeinfahrt zu vernichten. Die Leute wollten sich jedoch nicht von uns trennen, sondern blieben so lange bei uns, als wir auf dem Strome verweilten, in welchem sie drei versenkte Kanonen entdeckten, die sie ausdüpten und an unsern Bord brachten.

Ich theilte diese kurzgefaßte Erzählung mit, da sie einen Begriff von dem Charakter der Birmanen gewährt. Die Regierung ist despotisch, grausam und verrätherisch, das Volk aber ist weder das Eine noch das Andere, vielmehr glaube ich, daß die Birmanen treffliche und getreue Soldaten abgeben würden; und merkwürdig ist es, daß sie sich als ein so thätiges, arbeitsfrohes und unternehmendes Volk zeigen, da sie doch rings von Eingeborenen umgeben sind, die nicht die geringste Energie weder des Geistes noch des Körpers blicken lassen. Die englischen Matrosen sind den Birmanen ganz besonders gewogen und erklären sie »für die besten Kerle, mit denen sie jemals zusammentrafen.« Sie schlossen manches herzliche Freundschaftsbündniß mit ihnen.

Ich vergaß zu sagen, daß die Häuptlinge bei Einsendung ihrer Unterwerfung außer anderen Geschenken auch Sklaven, gewöhnlich weibliche, schickten, was uns ziemlich lästig fallen mußte. Um sie jedoch nicht zu beleidigen, bat ich, man möchte uns lieber Kinder als Erwachsene zu Sklaven schicken, da wir für Letztere kein Unterkommen hätten. Die Folge davon war, daß ich, als ich den Fluß verließ, mich von einer ganzen kleinen Familie umringt sah, die ich bei meiner Rückkehr in Ranguhn und den Präsidentschaften unterbrachte; denn, wenn sie bloße Leibeigene waren, was sie, wie ich

glaube, auch nur sein sollten, so erforderte die Menschenliebe, daß man ihnen Fürsorge und Erziehung angedeihen ließ. Wir verloren einen von den Kleinen, der ein besonderer Liebling der Mannschaft war, etwa drei Jahre zählte und Englisch sprechen konnte. Die Matrosen hatten ihn Bill Bambu getauft und er war völlig so possierlich wie der Affe. Der arme Kleine starb plötzlich und ward von der ganzen Schiffsmannschaft bedauert.

Ich halte mich für überzeugt, daß wir nur allzubald in den Birmanen einen der mächtigsten Feinde finden werden, den wir in Indien zu bekämpfen haben. Zu gleicher Zeit kann ich nicht umhin, die Meinung zu äußern, daß ich die Furcht, die man in jenen Gegenden vor einem Ueberfalle der Russen hegt, für lächerlich halten muß. Daß Erweiterung des russischen Reiches ein Lieblingszweck mehrerer Dynastien desselben gewesen ist, bleibt wahr; dem ist jetzt jedoch nicht mehr so. Die Russen haben wahrgenommen, daß ihr Reich schon jetzt von zu großem Umfange ist, indem fast kein Jahr vergeht, in welchem sie nicht Aufstand und Rebellion an so entfernten Punkten ihres Landes zu dämpfen haben, daß Kunde davon kaum nach Europa gelangt. Daß Rußland eine Armee durch unsere indischen Besitzungen führen könnte, gebe ich zu, allein daß es sich in diesen nicht zu behaupten vermag, ist eben so gewiß. Die Eroberung würde also für Rußland unnütz sein und dennoch ungeheure Opfer gekostet haben. Das Eigentliche der Sache ist, daß die Russen (mit Ausnahme des Kaisers Paul) niemals eine Absicht der Art gehegt haben, auch nimmer einen Versuch dazu machen werden; wohl aber haben sie erkannt, wie wir auf die Möglichkeit eines solchen Versuches hinblicken und wie

neidisch und besorglich wir uns dagegen zeigen; und so mag es wohl sein, daß sie in jener Richtung Demonstrationen machten, um uns zu beunruhigen; doch will mich bedünken, daß die Russen dabei nur den Zweck hatten, sich einen Handelsweg zu bahnen, dessen sie in ihrer gegenwärtigen Lage im Süden ihres weiten Reiches beinahe gänzlich entbehren. Ungeachtet des Geschreies, das so oft gegen Rußland erhoben worden ist, hat es mir stets geschienen, Rußland sei Englands natürlicher Bundesgenosse; denn was eine Allianz zwischen England und Frankreich betrifft, so ist es moralisch unmöglich, daß zwei einander so entgegengesetzte Nationen lange in Frieden leben können; beider Länder Interessen sind gesondert und mit einander im Widerstreit, und unser Eifer gegen einander schlummert nur für den Augenblick. Wir sind viele Jahre lang mit Frankreich im Frieden gewesen und haben doch bisher keinen genügenden Handelsvertrag mit demselben zu Stande bringen können; auch wird keine der übrigen Festlandsmächte unseren Manufacturen Eingang gestatten, Rußland ausgenommen, das dieselben nicht bloß nimmt, sondern auch uns dafür das giebt, was für unsere Marine das Werthvollste ist. Was ist also alles Geschrei gegen die Ehrbegier Rußlands? Nichts als ein Geschrei gegen russische Ehrbegier. Zeigt Frankreich keine Ehrbegier? Zeigt Amerika keine Ehrbegier? Zeigen wir selber keine Ehrbegier? Wozu also dieser beständige Argwohn und Zweifel gegen eine Macht, in deren Interesse es liegt, fest mit uns verbündet zu sein, und die im Drange der Noth sich jederzeit als eine schätzenswerthe Helferin zeigen kann? — bloß weil Rußland wünscht, einen offenen Weg in das schwarze Meer zu haben. Und dies ist sehr natürlich. Rußlands

nordische Häfen sind neun Monate lang verschlossen und daher dieses Kaiserreiches Marine und Kauffahrerwesen fast ohne Nutzen. Rußland hatte keine freie Bahn, kein Mittel, diesem ihm drückend werdenden Uebelstande abzuhelfen. Fordert Rußland also zuviel? Soll ein so großes Reich wie Rußland verrammelt sein? sollen dessen Handel und Flotte durch Mangel an einem freien Auswege verkrüppelt werden? Rußland verlangt freie Bahn in das schwarze Meer — weiter verlangt es nichts; und es wird nicht eher ruhen, als bis es dieselbe erlangt hat, und es wird dieselbe früher oder später zuverlässig erlangen, und seine Versuche dazu sind meiner Meinung nach vollkommen zu rechtfertigen. Und wenn Rußland jenen Zweck erreichte, was würde die Folge davon sein? Sobald wir verständig genug sind, in Freundschaft mit Rußland zu bleiben, das uns von jeher eine brüderliche Hand bot und meines Wissens nimmer von seinen Zusagen abwich, keine andere Folge, als die, daß wir ein für England hochwichtiges Gleichgewicht der Macht obschweben sehen. Welche Flotten wird England in Zukunft zu bekriegen haben? — Frankreichs und Amerika's; denn gewiß ist's, daß, wenn England jemals zum Kriege mit Frankreich kommt, Amerika's und Frankreichs Flotten vereint gegen uns anrücken werden. Gegenwärtig hat Amerika keine sehr große Marine, kann sie aber sehr bald haben, und es würde alsdann uns gar nicht leid thun, Rußland auf unserer Seite zu wissen, um den beiden die Spitze zu bieten, die jederzeit gegen uns vereinigt sein werden. Demnach liegt es in unserem Interesse, Rußland in dem Zwecke beizustehen, den es im Sinne hat, und ein festes Bündniß mit diesem Kaiserreiche zu unterhalten. Frankreichs Interesse erfordert es, Eifersüchteleien zwi-

schen Rußland und England zu erregen, und französische Emissaire sind zu solchem Zwecke nur allzu glücklich in einer Zeit gewesen, während welcher Frankreich, allem Tractate zuwider und unter Geschrei gegen russische Ehrbegier, sich Algiers bemächtigt hat, und jetzt danach trachtet, möglicher Weise eine Herrschaft über das ganze Mittelmeer auszuüben. Eben die Schritte Frankreichs in Algier sollten uns darthun, wie zeitgemäß es ist, den Russen das schwarze Meer zu öffnen, um bei etwa bevorstehenden Kämpfen das Gleichgewicht der Macht wiederherzustellen. Ich wiederhole, daß wir für unsern eigenen Vortheil kein Auge haben, wenn wir nicht fest in einem offensiven und defensiven Bündnisse mit Rußland beharren; und daß wir, wenn wir solches thun, ersichtlich dabei gewinnen; denn von Frankreich können wir niemals mehr als einen hohlen Waffenstillstand (hollow truce) erwarten, der für den Augenblick Frankreichs Neid und Rachedurst verbirgt — einen Waffenstillstand, während dessen Dauer Frankreichs Bemühungen, uns zu untergraben, so unermüdlich wie von jeher werden fortgeführt werden, — einen Stillstand also, während dessen Frankreich Athem schöpfen möchte, ehe es seine wahnwitzigen Anstrengungen (phrenzied efforts), England zu demüthigen und universelle Herrschaft zu erlangen, wieder erneuert.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

London, Juni 1837.

Wie erscheint dem Engländer, der ferne Gegenden der Welt besuchte, doch daheim Alles, vom Kinderspielzeuge bis zur Herzog von York-Säule, so derb und dauerhaft! Mit Recht sagte jener Handwerker: »Alles auswärtige Machwerk ist Pfuscherarbeit.« Man schwatze vom Palais Royal, der Richelieustraße und dem Glanze der Pariser Modenmagazine — ei was! zweihundert Ellen von der Regentenstraße in London, wenn man bei Howell und James zu messen anfängt, würden den ganzen Pariser Kram auskaufen und noch genug Baares übrig lassen, um den Rest der französischen Ausstellungen einzuhandeln. Sind wir Engländer nun derb und dauerhaft, so sind wir zu gleicher Zeit auch schwerfällig. Wir bedürfen in London mehr Raum, mehr Luft zu freierem Athmen; wir leben zu eng zusammengedrängt; uns fehlen Gärten mit Bäumen, um die mephitische Luft zu zertheilen, denn was von unseren Lungen zurückgewiesen wird, ist der Vegetation förderlich. »Wir können jedoch in dieser Welt nicht Alles haben, was wir wohl nöthig hätten, und müssen uns daher zufrieden geben.

Welch ein Reichthum strömt gegenwärtig herein in das Land! und dem Himmel sei Dank, er wird jetzt einigermaßen besser verthan, als zur Zeit der Badereisewuth, die freilich auf die Vollblütigkeit wirkte, uns jedoch allzu sehr und unnütz zur Ader ließ. Die Eisenbahnspeculanten haben mehrere Millionen in Umschwung gebracht,

und das Geld ist wohl angewendet; denn selbst wenn in einigen Fällen die Erwartungen der Spekulanten getäuscht würden, so ist doch das verlorne Geld innerhalb des Landes geblieben, und gewährt nicht bloß Tausenden Beschäftigung und Unterhaltung, sondern es ist in ihm nur Stapelerzeugniß Englands verausgabt worden. In diesen Speculationen — in den erforderlichen und sofort herbeigeschafften Millionen nimmt man deutlich die Ueberlegenheit Englands wahr. Unternehmungen, vor denen andere Regierungen zurückschrecken würden, werden hier durch das Zusammentreten weniger Einzelner zu Stande gebracht.

Und jetzt an die mir gewordenen kleinen Aufträge — welche lange Liste! Obenan stehen zwei Kanarienvögel, da die vorherigen an einem schönen Morgen todt im Käfig gefunden wurden, ohne daß ein Grund dafür zu ermitteln gewesen wäre, indem sie reichlich mit Saamen und Wasser versorgt, also weder vor Hunger noch vor Durst gestorben waren. Ganz recht! Die Magd hatte den Thierchen nach deren Verscheiden Futter und Wasser eingeschüttet! — Ich hasse die sogenannten Lieblingsthiere; sie sind eine wahre Last, denn sie sterben und dann giebt es ein entsetzliches Klaggeschrei. In den »Feueranbetern« läßt Moore seine Hinda sagen:

»So oft ich ein Gazellchen pflegte,
An seinem Mildblick mich zu freu'n,
Mußt' es, als kaum es, ach! mich kannte
Und liebt', ein Raub des Todes sein.«

Hierin hatte Hinda vollkommen Recht, nur hätte sie dabei nicht wähnen sollen, solches Mißgeschick träfe sie allein. Jeder, der Lieblingsthiere hegt und pflegt, weiß eine gleiche Geschichte wie der der Hinda zu erzählen. Ich erinnere mich, wie einer unserer Kanarienvögel starb,

und in welche Betrübniß meine jüngeren Kinder darüber geriethen. Um sie zu zerstreuen, ward der Verblichene in einen Pappsarg gelegt und stattlich herausgeputzt; dann gruben wir im Garten ein Grab, staffirten die Kinder aus alten schwarzen Kleidungsstücken als Leidtragende heraus, und zogen nun in Procession dem Grabe zu. Die Kleinen wurden von dieser Spielerei so außerordentlich hingenommen, daß am folgenden Morgen mein jüngstes Töchterchen mit den Worten zu mir trat: »Papa, wann stirbst Du denn?« — »Kuriose Frage,« dacht' ich, denn die Procession von gestern war mir bereits aus dem Gedächtnisse geschwunden.

»Weshalb fragst du so, Kindchen?« sagte ich.

»Ei, weil es so spaßig sein wird, wenn wir Dich begraben.«

»Mich schönstens zu bedanken, Miß,« war meine Antwort.

Die Vögel haben mehr intellectuelle Fähigkeiten, als ihnen im Allgemeinen zugetraut werden. Ein Beispiel davon trug sich unlängst in einem Schieferbruche zu, der einem meiner Freunde gehört, und von dem mir das Geschichtchen erzählt worden ist.

Eine Drossel, die von der Kraft des Schießpulvers keine Kenntniß haben mochte, bauete ihr Nest in eine der Schieferlagen, in deren Nähe man die Sprengung des Gesteins zu betreiben pflegte. Anfänglich fühlte sie sich arg durch die nach allen Richtungen hin springenden größeren oder kleineren Steinsplitter beunruhigt; dennoch wollte sie den einmal gewählten Brüteort nicht verlassen. Sie bemerkte bald, daß, wenn eine Explosion vor sich gehen sollte, man zur Warnung der Arbeiter eine Glocke läutete, und flog nun jedesmal, wenn letztere angezogen ward, aus ihrem Neste hinunter an den Ort,

an welchen die Arbeiter sich zurückgezogen hatten. Erst wenn die Sprengung geschehen war, kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Die Arbeiter, die den Vogel beobachtet hatten, erzählten dies weiter; so daß einst einige Fremde, die den Steinbruch besahen, Verlangen nach Beweisführung einer so auffallenden thierischen Klugheit trugen. Nun konnte zwar für den Augenblick keine Sprengung vorgenommen werden, doch läutete man die Glocke, und siehe da! die Sache bestätigte sich; die Drossel flatterte herab zu den Füßen der Arbeiter, die diesmal aber nicht entfernt, sondern dem Bruche nahe standen. Das Thier bemerkte jedoch, daß man es neckte und es ohne Noth von seinem Brütgeschäft weggelockt hatte. Die Folge davon war, daß, wenn die Glocke läutete, der Vogel erst ausguckte, um zu sehen, ob die Arbeiter sich auch zurückzogen; thaten diese solches nicht, so blieb die Drossel in ihrem Neste, wo sie wahrscheinlich zu sich selber sagte: »Nichts da, meine Herren, ich lasse mich nicht bloß, um Ihnen Spaß zu machen, von meinen Eiern jagen.«

Etliche Vögel, besonders die Raben, sind in hohem Grade launenhaft. Ein mir gehörender Rabe war das böswilligste und belustigendste Geschöpf, das ich jemals gesehen habe. Das abscheuliche Thier begab sich in den Blumengarten und auf die Beete, die von dem Gärtner mit allerlei Sämereien bestreut und mit einer Menge bezettelter Stäbchen besteckt worden waren. Was that der Rabe? Er zog die Stäbchen aus der Erde und legte sie in Häufchen an dem Rande der Beete hin. Der alte Gärtner ward darüber höchst ungehalten und hätte den Vogel gern vertrieben, allein dieser mochte wissen, daß der Alte dies nicht durfte oder es doch nicht wagte. So begann der Rabe sein boshaftes Spiel im-

mer von neuem wieder, und wenn dann der ehrliche Alte vom Spaten, der schlecht zu Fuße war, ihn jagte, so hüpfte das Thier in einer kleinen Entfernung, so daß der Gärtner ihm keinen Schlag versetzen konnte, rückwärts vor ihm her und ließ unter allerlei Spottgeberden sein Gekrächz erschallen. Der Rabe lebt noch und treibt vor wie nach sein boshaftes Spiel, so oft er die Gelegenheit dazu absehen kann.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Juni. Dampfboot »Princeß Victoria.«

Zuverlässig scheint es, daß die Bewegung eines Dampfschiffes schwerere Uebelkeit erregt, als das Schaukeln eines Segelfahrzeugs, und das die Leute gewissermaßen im Verhältnisse zu der Maschinenkraft leiden. Es mag dies daher rühren, daß nach Maßgabe dieser Kraft die Vibration des Dampfschiffes sich steigert.

Wir befinden uns gegenwärtig auf einem Dampfboote von 250 Pferdekraft, und die Folge davon ist, daß die Passagiere so krank wie zweihundertundfunfzig Pferde sind. Die Wirkung des Vibrirens auf dem Hintertheile des Schiffes geht bis ins Lächerliche.

Als das Mittagsessen aufgetragen ward, brauchte nicht erst zur Tafel geläutet zu werden, denn die Gläser auf dem Tische tanzten nach ihrer eigenen Klingelmusik. Und als die Deckel abgenommen wurden, schien der Inhalt jeder Schüssel am Sanct Veitstanz zu leiden. Die geschmorte Hammelkeule entlud sich ihrer Fettklum-

pen über ein Paar Hühner hin, die in einer Sarabande um ihre eigene Schüssel herum figurirten. Gemächlich und stattlich glitschte das Roastbeef hin und her, während ein gekochter Schinken in dieser Bewegung mit ihm wetteiferte; Zungen wackelten, von denen man mit Sicherheit geglaubt hatte, daß sie niemals wieder wackeln würden; Flaschen schwankten und fielen um wie betrunkene Männer, und ein Brotschnittchen rutschte weg, um sich wieder an seinen gehörigen Ort legen zu lassen. Es war eich wildes Durcheinander entlang und rund herum um die Tafel. Die Mittheilung dieses Gehüpfs war seltsam; die ganze Gesellschaft hüpfte auf ihren Sitzen; Messer und Gabel und selbst die Bissen, die man zu Munde führte, hüpften, so daß man, um eines Häppchens habhaft zu werden, zweimal danach schnappen mußte. Inzwischen hüpften wir einigermaßen zweckmäßig, denn in neunzehntehalb Stunden vertauschten wir London mit Antwerpen.

Die Engländer sind von Natur große »voyageurs;« der Hang dazu wird ihnen durch die Insularlage ihres Mutterlandes erweckt. Ich habe nachgesonnen, ob ich mich erinnern könnte, jemals in meinem Leben drei Monate lang an einem und demselben Orte gewesen zu sein; aber ich kann es nicht, glaube auch nicht, daß solches jemals der Fall mit mir, selbst dann nicht war, als ich noch die Schule besuchte; denn bei jedem Quartalwechsel lief ich weg, bloß um die Meinigen zu besuchen — eine liebenswürdige Schwäche, die mir selbst nicht durch Schläge ausgetrieben werden konnte. Dann ging ich zur See und nun hatte ich es recht nach meinem Wunsche. Wie Shakspeare sagt, ward ich »hinweggeführt von den unsichtbaren Winden und herumgeblasen mit rastloser Heftigkeit um die schwebende Welt« —

bald nord-, bald süd-, bald ost-, bald westwärts. In dem einen Monate fror mich, in dem andern hätt' ich verschmoren mögen; ich sah alle Nationen, alle Hautfarben — weiße, kupferbraune, gelbe und schwarze; betrachtete die mannichfaltigsten Landschaften, von der grauen Fichte, die über Eis und Schnee emporragte, bis zu dem Kokosnußbaum, der seine Blätter von der Seebriese schütteln läßt.

»Daheim hockende junge Bursche haben Mutterwitz,« sagt eben jener Autor, der mehr Wahrheit sprach, als je ein Mann es that, der da schrieb. Wirklich hörte ich von einem jungen Menschen, der aus dem Reisen keinen sonderlichen Gewinn zog. Er war Comptoirist bei einem Wechsler und erhielt drei Monate Urlaub zu einer Reise nach dem Festlande. Er schiffte nach Ostende hinüber und befand sich Tags darauf in der Treckschuyt, die von Bruges nach Gent von Pferden gezogen wird. Die Kajüten des Schiffes waren prächtig, mit Sammet und Gold ausgeschlagen; man saß darin auf schwellenden Kissen, aß köstlich zu Mittag und zu Abend, trank herrlichen Wein, hatte bequeme Schlafgemächer und zahlte verhältnißmäßig wenig dafür. Ueberdies war die Bewegung des Schiffes kaum zu spüren. Was konnte Einer mehr wünschen? Unser Commis kommt in Gent an, vermag es jedoch nicht über's Herz zu bringen, sein Fahrzeug zu verlassen. Er kehrt also auf demselben nach Bruges und von da wieder nach Gent und so immer fort her und hin zurück, bis sein dreimonatlicher Urlaub abgelaufen ist und er wieder an sein Schreibpult muß. Noch bis diese Stunde hab' ich nicht ermitteln können, ob jener Wechsler-Commis ein Weiser oder ein Narr war.

Jedoch bis zur Eröffnung des Kontinents waren die

Engländer nur zur See, keine zu Lande Reisende. Daß sie nun nach so langer Abgeschlossenheit Verlangen tragen, die verschiedenen Länder Europa's zu besuchen, ist nicht nur natürlich, sondern auch lobenswerth; daß sie aber den Kontinent zu ihrer Heimath machen, daß sie sich selbst aus dem Vaterlande verbannen, ist für mich eine Quelle sowohl des Bedauerns als des Erstaunens.

Der Vorwand dazu ist Wohlfeilheit; ich kann diesen Vorwand nicht gelten lassen. Mit und ohne Familie habe ich an den meisten Oertern gelebt, und werde, nicht zu Nutzen Derer, die sich bereits übersiedelten, sondern um Diejenigen, welche solches noch zu thun beabsichtigen, von ihrem Entschlusse abzubringen, genügend darthun, wie sie bald wahrnehmen werden, daß sie bei geringerer Ausgabe in England besser und behaglicher als irgendwo auf dem Continente leben können.

Betrachten wir die Sache ein wenig näher. Erstens was die Hauptstädte Paris, Brüssel ꝛc. anlangt.

Zuvörderst sei bemerkt, daß es in England keine Kriegspreise mehr giebt, sondern daß fast jeder Artikel um fünfunddreißig bis funfzig Procent gefallen ist. Freilich halten einige in Mode stehende Handwerker noch auf hohe Preise; allein es ist nicht durchaus nöthig, sich ihrer zu bedienen, da es genug andere eben so tüchtige Leute giebt, die ungleich wohlfeiler arbeiten; und selbst die, welche am meisten in Mode sind, haben sich bereits gezwungen gesehen, ihre Preisforderungen herabzustimmen, und man kann sicher sein, daß sie bei ihren jetzigen niedrigeren Preisen werden bis an ihr Ende bleiben müssen.

Allmälig findet Alles seine gehörige Gleichstellung, wiewohl diese nicht sofort eintreten kann. Sollte der Friede noch ein Jahrzehend fortdauern, so wird binnen

solcher Frist für jeden Artikel nicht bloß des Bedürfnisses, sondern auch des Luxus, eine große Herabstimmung stattfinden; so daß England aus dem theuersten in den wohlfeilsten Wohnort sich umgewandelt sehen muß. Die Hausmiethe ist in den Hauptstädten Europa's zuverlässig eben so theuer, wenn nicht noch theurer als in England. Jede Hauptstadt hat mehr oder weniger ihre Modequartiere, und will man in diesen wohnen, muß man verhältnißmäßig dafür bezahlen. Freilich kann man ersparen, wenn man dort nur ein erstes, oder zweites, oder gar drittes Stockwerk eines Hauses bewohnt; dann aber hat man eine gemeinsame, widrigschmutzige Treppe — und ist solch eine Wohnung wohl der Annehmlichkeit eines saubern Hauses in England zu vergleichen, wo man seine eigenen Dienstleute hat und wo uns kein Nachbar in Thür oder Fenster gafft? Vermiethete man in England, so wie es in Paris und an anderen Orten geschieht, die Parterrewohnungen, so würde man für dieselben weit geringere Miethe als anderswo fordern. In London kann man in einem Modequartiere ein hübsches Haus für dreihundert Pfund jährlich haben. Nun frage man auf dem Vandômeplatze und in dem sogenannten englischen Quartiere zu Paris nach, — Quartiere, die keineswegs am meisten in Mode sind, — so wird man bloß für eine hübsche Parterrewohnung siebenhundert Franken, also dreihundertsechsunddreißig Pfund jährlich bezahlen müssen, während man in London ein ganzes Haus für dreihundert Pfund miethen kann. Der Eigenthümer eines Hauses in Paris gewinnt also weit mehr als der Engländer durch bloßes Vermiethen seiner Parterrewohnung. Die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse sind im Auslande eben so theuer, wenn nicht noch theurer, als in England. Fleisch kostet in Paris

und Brüssel so viel wie in London, und ist weniger gut; und zwar, weil auf allen Lebensmitteln, die in die Stadt gebracht werden, eine Einfuhr-Accise lastet. Geflügel ist eben so theuer, Wild noch theurer; und mit den Fischen ist es derselbe Fall. Letztere sind in Paris und Brüssel nicht nur theuer, sondern auch selten und schlecht. Ein Fuhrwerk ist daselbst eben so kostspielig, als in London. Kleidungsstücke sind in einiger Hinsicht wohlfeiler, in anderer theurer, zumal sind dies die Artikel englischer Manufactur, die mehr als andere begehrt werden.

Man sagt, die Belustigungen sind wohlfeiler; allein zugegeben, daß in Paris und Brüssel man die Vergnügungsörter öfter als in London besucht, so wird im Auslande an denselben eben so viel Geld als in England verthan. Freilich hat Paris eine Unzahl von Schauspielhäusern, und der Eintrittspreis der meisten ist niedrig gestellt; dann aber sind unter ihnen nicht drei in der Mode, ja, nicht einmal anständig, und in jenen dreien ist der Eintrittspreis sehr hoch. Gingen die Leute ins Sadler's Brunnen-, ins Koburg-, Victoria-, Astley-Theater und andere Schauspielhäuser geringeren Ranges in London, so wie sie in die Theater der Porte St. Martin, des Gymnasiums und der variétés in Paris gehen, so würden sie finden, daß die Eintrittspreise nicht sehr von einander abweichen.

Was also ist im Auslande wohlfeiler? Der Wein. Ich räum' es ein; und auch die Kindererziehung ist dort billiger, wie man behauptet hat. Wir wollen diese beiden Punkte vor der Hand ruhen lassen und untersuchen, ob das Leben auf dem Festlande wohlfeiler ist, sobald man sich nicht in irgend einer Hauptstadt aufhalten will.

Daß man in Tours und andern Südstädten Frank-

reichs, so wie in Genua, Bruges u. s. w. wohlfeiler als in London leben kann, sei zugestanden; doch glaubt man irgendwo wohlfeiler als in England auf dem Lande zu leben, so muß ich das bestreiten. Die Leute begeben sich ins Ausland und wählen sich dort den wohlfeilsten Ort aus. Thäten sie dasselbe in England, so würden sie hier ungleich wohlfeiler und besser leben; wie z. B. in Devonshire, Cornwall und Wales und in der That in fast jeder Grafschaft Englands.

Die Sache ist die, daß nicht das wohlfeile Leben so viele Leute anregt, ins Ausland zu ziehen. Dafür walteu mehrere Gründe ob; und da ich wohlwollend zu sein gedenke, so will ich die günstigsten derselben anführen.

Die Engländer sind eine geldmachende Nation und haben so gut ihre Aristokratie des Reichthums, als ihre Aristokratie des Ranges. Seit längerer Zeit sind viele Leute gewohnt gewesen, mehr als ihr Einkommen zu verzehren und einen Schein zu behaupten, den sie aus ihren Mitteln nicht bestreiten können. Viele, besonders die Grundbesitzer, weil sie sahen, daß aus mehreren Gründen ihre Renten einschrumpften, haben sich zu Einschränkungen genöthigt gesehen. Zu stolz, um Wagen und Pferde und ihren übrigen Aufwand vor den Augen Derer abzuschaffen, von denen sie vielleicht mit Neid angeblickt worden waren, und deren Hohn oder Schadenfreude sie jetzt verfolgen würde, haben sie sich nach dem Continent zurückgezogen, wo man keines Fuhrwerkes bedarf, um darzuthun, daß man ein feiner Mann ist. Sollten Diejenigen, die aus den genannten Gründen ins Ausland gingen, nach England zurückkehren, so würden sie finden, daß jetzt daselbst ein Trachten nach äußerm Prunke kaum mehr bemerklich ist; denn Diejenigen,

welche daheim blieben, haben entweder Verstand genug gehabt, ihre Ausgaben zu beschränken, oder sind durch Umstände dazu gezwungen worden.

Eine fernere Ursache des Uebersiedelns ist die leichte Einführung in die sogenannte gute Gesellschaft auf dem Continent, die aber in der That eine schlechte Gesellschaft genannt werden muß. Allerdings giebt es dort eine hinlängliche Anzahl von Grafen und Marquisinnen, mit denen man Umgang haben kann; jedoch in Frankreich beweiset hohe Geburt sich nicht aus Titeln, die von geringem oder von gar keinem Werthe sind, weil sie nicht einmal Vornehmheit voraussetzen lassen. In solcher Gesellschaft kann man freilich mit geringeren Kosten als in die gute Gesellschaft Englands, besonders Londons, gelangen; dennoch möge man sich darauf verlassen, daß es auf dem Festlande eine Art von Gesellschaft giebt, die um jeden Preis viel zu theuer zu stehen kommt.

Hinsichtlich der Kindererziehung mag es, was die Knaben betrifft, recht gut darum auf dem Festlande stehen; wehe jedoch der englischen Mutter, die ihre Tochter dem Verderben einer französischen Pension überantwortet!

In England sind viele treffliche und eben so billige, ja billigere Landschulen, als auf dem Continent; allein die Schulmeister um London herum schaden im Allgemeinen sich selber durch ihr Beharren bei dem alten System und durch ihre unmäßigen Preisbedingungen. Das System der Erziehung auf dem Continent ist zuverlässig besser als das in England, auch wird den Zöglingen dort ungleich mehr Aufmerksamkeit gewidmet; bei alldem giebt es überall schlechte Schulen, wie in England, doch neigt sich dabei die Wage zu Gunsten

der Festlandsschulen, die überdies kaum halb so viel als die englischen kosten. Im Erziehungswesen hat eine große Veränderung stattgefunden; die lebenden Sprachen und die Mathematik werden jetzt den Klassikern und anderen Unterrichtszweigen vorgezogen, welche noch immer in englischen Schulen betrieben werden.

Von jeher hegte ich die Meinung und habe sie oft bestätigt gefunden, daß Mathematik die wahre Grundlage aller Erziehung ist. Alles Uebrige läßt sich mechanisch, ohne Denken erlernen; allein von den Elementen der Arithmetik an bis zu denen des Euklid und der Algebra hinauf kann kein Knabe seine Aufgaben lösen, ohne dabei zu denken; und noch habe ich keinen guten Mathematiker gekannt, der nicht fast in jeder andern Wissenschaft bewandert gewesen wäre. Der Grund hievon ist klar — die Mathematik hat ihm den Geist geschärft und das Gedächtniß geübt. In allen Schulen des Auslandes wird dieser wichtige Zweig des Unterrichts sorgfältiger als in England betrieben; und schon dieser Umstand reicht für mich hin, den ausländischen Schulen den Vorzug vor den englischen zu geben. Was die Sittlichkeit betrifft, so dünken mich die Schulen beider Länder auf gleicher Stufe zu stehen; obwohl das ausländische System, ein Kind niemals durch körperliche Züchtigung zu erniedrigen, mich ebenfalls bewegt, auch in diesem Punkt die englischen Schulen als den ausländischen untergeordnet abzuschätzen.

Junge Mädchen jedoch, die im Auslande erzogen wurden, erachte ich im Allgemeinen für ungeeignet, englische Hausfrauen zu werden; und daß ich Theilnehmer dieser Ansicht habe, ist mir gar wohl aus Gesprächen mit jungen Männern in Klubbs und an anderen Orten bekannt. Müttern, die mit ihren Töchtern heimkehrten, welche

voll von französischen Moden und Ideen steckten und sich einbildeten, es könne diesen an guten Partien nicht fehlen, würden sich doch ein wenig betroffen und gekränkt fühlen, wenn sie hörten, wie junge Leute sich über das Verdienst des zweiten Geschlechts äußern, und erklären: »Die junge Person da mag recht hübsch und recht gut unterrichtet sein, aber — sie hat eine Continental-Erziehung erhalten und die taugt nicht für uns.« Viele Mütter bilden sich ein, ihre Töchter werden bewundert, weil diese keck und frei von Wesen sind, laut lachen und sich von jungen Herren umringt sehen, während das bescheidene, zurückstehende Mädchen vernachlässigt zu sein scheint; allein jene Mütter irren sich sehr. Jungen Männern gefällt solche Keckheit, solche Koketterie, — solches Blenden, wenn ich mich so ausdrücken darf, weil es für den Augenblick angenehm unterhält; allein wenn sie auch jungen Mädchen deswegen Aufmerksamkeit erweisen, so ist das Heirathen doch eine zweite Sache. Nein, das bescheidene, dem Anscheine nach übergangene Mädchen wird die Frau, den Uebrigen schmeichelt man vor Augen und lacht über sie hinter dem Rücken. Freilich ist solches Benehmen von Seiten der Männer höchst unzart; und unmännlich bleibt es, wenn Jünglinge, um sich zu belustigen, zum Verderben junger Mädchen diese in ihren Thorheiten bestärken, wie Shakspeare sagt: —

»Schmach über den, der grausam Todtschlag übt
Um Fehler willen, die ihm selber eigen!«

Allein es ist einmal so und wird so bleiben, so lange die Welt steht und die Menschheit nicht besser wird als sie jetzt ist.

Ist also, wie ich dargethan habe, so wenig dabei zu gewinnen, wenn man eine bequeme Heimathwohnung verläßt, so fragt man billig, wodurch denn so

viele Leute verleitet werden, sich auswärtig niederzulassen? Ich fürchte, daß die wahre Ursache davon von einer Schriftstellerin angegeben worden ist, die ich jetzt citiren werde. Indem sie von der französischen Hauptstadt spricht, sagt sie: —

»Ich habe unlängst dem Wesen des Zaubers nachgeforscht, durch welchen Paris einen Lieblingsaufenthaltsort der Engländer abgiebt.

»Hinsichtlich der Heiterkeit (für Heiterkeit lese man Zerstreuung) bietet Paris nichts dar, was mit der Heiterkeit Londons verglichen werden könnte. Etliche ministerielle »fêtes« in jedem Winter übertreffen vielleicht an Glanz die Bälle, die bei unserm gewöhnlichen Umschwunge der Dinge vorfallen; allein für eine einzige Belustigung in Paris hat man wenigstens dreißig Belustigungen »chez nous.« Die Vergesellschaftung steht bei uns auf einem umfassenderen und glänzenderen Standpunkte. Die wöchentlichen »soirées« andererseits, in denen sich die Pariser Gesellschaft ganz eigentlich abspiegelt, sind dürr und förmlich und langweilig im höchsten Grade. Dort giebt es keinen glänzenden Vereinigungspunkt wie bei Almack, kein vereinbarendes Theater, wie unsere italienische Oper, wo der Zauber der besten Gesellschaft, der besten Musik und des besten Ballets waltet. Von den tausend Theatern, mit denen die Pariser sich brüsten, sind nur drei so beschaffen, daß Leute von Stande dieselben besuchen können; alle übrigen bleiben Versammlungsörter für das gemeine Volk. Mittagsgesellschaften und Wasserpartien kennt man in Paris nicht, ja nicht einmal ein »déjeuner«, es möchte denn eines von einer fremden Gesandtin gegeben werden. Tausend Nebenausschmückungen Londoner Vergnügungen fehlen in Paris. Man sagt, im Maimonat sol-

len die öffentlichen Gärten in Paris und das »bois de Boulogne« entzückend seyn; jedoch was ist im Maimonat nicht entzückend? Paris ist es vielleicht unter allen Orten am wenigsten; denn Anfang Mai's verläßt jede einigermaßen angesehene französische Familie die Hauptstadt und begiebt sich auf ihren Landsitz oder bereiset die Mineralbäder. Nur Ausländer und die merkantilische, so wie ministerielle Volksklasse, bleiben zurück. Da möcht' ich denn herausgeklaubt haben, welches besondere Verdienst Paris hat, um Leute, die sich nicht durch ökonomische Gründe dazu veranlaßt sehen, zu bewegen, sich in jener schmutzigen und unbehaglichen Stadt niederzulassen und dann ihren Aufenthaltsort ein Paradies zu nennen? Ach! meine Auflösung des Problems ist weit entfernt, dem Geschmacke unser Uebersiedler Ehre zu machen; denn — in Paris sind wir weit weniger als in London gefährdet, vor das Tribunal der öffentlichen Meinung gestellt zu werden, oder wie neulich eine Dame ganz ehrlich sich gegen mich äußerte: »Man wird dort seiner Freunde und Verwandten ledig.«

Wirklich müssen englische Ansiedler im Auslande so viele kleine Aergerlichkeiten und Widerwärtigkeiten ertragen, daß es gewichtiger Gründe zu ihrem Dortbleiben bedarf. Wo Engländer sich auch niederlassen mögen, überall steigern sie die Kaufpreise, welches zu großem Verdrusse der »rentiers« und der Angesehenen im Orte gereicht, obschon es dem Lande im Allgemeinen Nutzen bringt. Wirklich hochgeborne und aristokratische Personen pflegen keinen Umgang mit den Engländern, sondern betrachten diese mit einem Gefühle, das durchaus nicht Wohlwollen genannt werden kann. Was die Dienerschaft betrifft, so sehen Engländer in Paris sich

schlecht damit versorgt, obwohl sie dreimal höhern Lohn als irgend ein Ansässiger zahlen müssen; denn mehrentheils ist es Regel der Einheimischen, keine Dienstleute zu nehmen, die im Lohne und Brote einer englischen Familie gestanden haben. Die Folge davon ist, daß Leute, die zu Engländern in Dienst gehen, die schlechtesten ihrer Gattung, eine Art von Parias der Gemeinde sind, welche ihre Herrschaft schonungslos betrügen und schinden. Sieht man ihnen solches Thun nicht nach, so laufen sie weg; so daß man in allen englischen Familien die bittersten Klagen über diesen Punkt vernimmt. Nach dem nämlichen Grundsatze giebt es wenige Städte auf dem Continente, in welchem nicht zwei verschiedene Kaufpreise, nämlich einer für die Engländer, der andere für die Einheimischen, obwalteten.

Ich befand mich in Gesellschaft mit einer vornehmen englischen Dame, die mir ein belustigendes Beispiel von der Frechheit belgischer Dienstmägde erzählte. Die Dame, welche eine zahlreiche Familie zu ernähren hat und deren Einkünfte nur gering sind, hatte sich in Brüssel niedergelassen. Es muß hier eingeschaltet werden, daß die Belgier ihre Dienstboten wie Hunde behandeln, dennoch thun diese Dienstboten nur bei Belgiern gut. Als die erwähnte Dame nun fand, daß ihre Ausgaben viel weiter gingen, als ihre Einnahme es gestattete, versuchte sie eine Reform ihres Haushaltes, erkundigte sich bei belgischen Familien, wie viel man überhaupt der Dienerschaft eigentlich verabreichen müsse, und suchte nun solches System nach und nach auch in ihrer Wirthschaft einzuführen. Der Artikel, in welchem ihre Dienstboten am meisten verschwendet hatten, war Brot; so verabreichte sie von diesem nur ein Gewisses. Tags darauf ward sie durch ein lautes Hammern im Saale geweckt

und fand, als sie hinunter zum Frühstücke kam, eines der großen Küchenbröte mit fingerlangen Nägeln über dem Kamin angenagelt. Als sie zu wissen verlangte, wer sich dies erlaubt hätte, nahm eine der Mägde sogleich das Wort und sagte, »sie selber hätte das Brot dort angenagelt, damit Milady sehen möchte, daß es nicht allzu schnell aufgegessen würde.«

Ueber noch einen Punkt klagten von jeher die Engländer, die im Auslande ansässig sind, und sie thaten und thun es mit Recht — nämlich in jedem Processe oder jeder kleinen Streitigkeit vor einem größern oder kleinern Gerichtshofe, vom Friedensrichter hinauf bis zur »cour de cassation« lautet der Spruch jedesmal zu Ungunsten des Engländers. Es mag hievon einzelne Ausnahmen gegeben haben, ich hörte jedoch niemals von ihnen. In keinem Falle kann ein Engländer Recht bekommen; wohl aber wird ihm Alles, was in seiner Heimath für Recht gilt, zu Unrecht verkehrt; er muß sich entweder den größten Betrug, oder die ärgsten Beleidigungen gefallen lassen. Besonders macht dies sich in Paris und Brüssel bemerkbar, wo es fast jedesmal einem großen Theile der Einwohner für ein Fest gilt, wenn ein Engländer ins Gefängniß geführt wird. Inzwischen muß eingeräumt werden, daß dieses nicht nur bei den Rentiers oder Denen, die von ihren Geldmitteln leben (welche letztere dadurch verkümmert werden, daß durch die Concurrenz der Engländer alle Lebensmittel sich vertheuern), den Wunsch regemacht, die Engländer möchten sich aus dem Lande wegbegeben, sondern es entsteht auch daraus, daß eine Menge Subjecte, die sich in der Vergesellschaftung ihres Vaterlandes, Englands nämlich, nicht mehr halten können, ins Ausland eilen und dort durch ihre üble Aufführung die

nachtheiligsten Begriffe von dem Charakter der Engländer einflößen; einem Charakter, der in hohem Ansehn stand, als die Engländer nur noch reis'ten, der aber jetzt, seitdem sie sich ansässig machten, um zu öconomisiren, tief, sehr tief gesunken ist; denn der einzige Reiz der Engländer in den Augen der geldbedürftigen Festlandsbewohner war der, daß sie bei ihrer Durchreise ihr Geld mit vollen Händen ausstreuten und so die Wohlhabenheit Einiger der Gemeinde herbeiführten, ohne die Preise der Lebensmittel für diese zu erhöhen.

Zum Beweise der Insolenz, welcher die Engländer sich ausgesetzt sehen, will ich dem Leser buchstäbliche Abschrift eines Briefes mittheilen, den vor noch keinem Jahre ein Freund an mich schrieb. Ich habe von einem ähnlichen Falle in Frankreich gehört; allein dort war der Gasthalter ein Ritter der Ehrenlegion; der hier zu ertheilende Beweis ist jedoch noch weit schlagender. Englische Reisende mögen sich darauf verlassen, daß sie auf ihrer Tour mehr als einen »Herrn Disch« antreffen werden. Ich verbürge die Wahrheit jedes Wortes in folgender Zuschrift: —

»Wiesbaden, Juli 3, 1836.

Lieber **. Da Sie mir die freundliche Versicherung gaben, daß es Ihnen Freude machen würde, einige Reisenotizen von uns zu erhalten, so benutze ich die Gelegenheit, Ihnen durch einige Freunde, welche Brüssel berühren, diese Zeilen zugängig zu machen, um Ihnen zu melden, daß wir gesund und wohlbehalten bis hieher gekommen sind. Sehr zweifelhaft ist es uns jedoch, ob wir unsern Vorsatz ausführen und in Italien überwintern werden, da ich glaube, daß die Cholera eine große Rolle in einigen von den Ländern spielt, die zu bereisen wir uns vorge-

nommen hatten; und noch gestern erzählte mir ein Herr, der aus dem Kirchenstaate zurückkehrte, daß der Papst, hoch erfreut, dadurch Ketzer aus seinem Lande fern halten zu können, noch immer nicht die Quarantäne aufgehoben hat; so daß wir jedenfalls in irgend einem elenden Grenzneste werden vierzehn Tage liegen müssen, bevor man uns Zutritt gestattet; ein Umstand, der meines Erachtens jedes Weiterreisen verleiden muß. Dazu kommt, daß Verlust an den Geldmünzen und die beständige Furcht vor Plünderung, denen wir bereits arg genug hingegeben sind, auf der andern Seite der Alpen noch viermal ärger anzutreffen sein sollen. Da haben Sie die Gegensätze des Vergnügens auf Reisen! Ich für meine Person bin dieser Scharmützel, die ich ausfechten muß, herzlich überdrüssig. Was sage ich »Scharmützel!« Ich hätte »Krieg« sagen sollen, denn in Köln bin ich förmlich herausgefordert worden. Die Geschichte ist zu auffallend, um sie der Vergessenheit hinzugeben; ich will sie daher zu Ihrer und unserer Brüsseler Freunde Belustigung erzählen; und dies um so mehr, damit Sie Jeden vor dem Herrn Disch, dem Gasthalter zur 'Cour Impériale' warnen mögen.

»Mit Madame Disch hatten wir wegen Zimmer contrahirt, nachdem von der Dame endlich unsere Bedingungen angenommen worden waren; allein als die Rechnung einlief, standen auf derselben dennoch die Bedingungen der Dame. Wir machten Vorstellungen dagegen und die Rechnung ward zwar abgeändert, jedoch mit ihr erschien auch Herr Disch und verlangte die größere Summe, indem er behauptete, seine Frau könne keine Geldübereinkünfte Namens seiner abschließen. Ich machte Einwendungen, jedoch

vergebens. Freilich legte die Dame den Hergang sehr deutlich und hochberedt dar; allein der Herr Gemahl hatte kein Ohr für Vernunftgründe, für Beredsamkeit und für die Schönheit. Endlich sagte ich zu der Dame: 'Verschwenden Sie keine Worte mehr an die Sache, ich will dem Kerl bezahlen, um nichts mehr mit ihm zu thun zu haben; dabei werde ich aber Sorge zu tragen wissen, daß keiner meiner Landsleute jemals bei ihm logirt.' Bei diesen Worten riß ich ihm die Rechnung aus der Hand. Mit wüthender Geberde schrie nun der Wirth, was ich mit solchen Reden eigentlich sagen wollte und setzte in abscheulichem Englisch hinzu: 'I am Germans gentlemans, — you English gentlemans, I challenge you — I challenge you.' — Wie zornig ich auch war, mußte ich doch über diese Herausforderung dem Kerl gerade ins Gesicht lachen. Er ward hiedurch noch grimmiger und wiederholte sein Drohen, indem er hinzusetzte: 'Voriges Jahr war ich in London; man forderte mir »at coffee-house« vierzehn Schillinge für's Mittagsessen ab, aber ich war zu sehr »gentlemans,« um auch nur einen Heller abzudingen. Ich fordere Sie heraus — ich fordere Sie heraus.' Ich antwortete hierauf: 'Halten Sie Ihr Maul, Sir; nehmen Sie Ihr Geld und packen Sie sich!' — 'Ich Geld nehmen,' entgegnete er — 'Me take money? Nein, mein Aufwärter nimmt Geld an — »I too much gentlemans««, um Geld anzunehmen.' Hierauf nahm der Aufwärter das Geld von dem Tische und behändigte es seinem Herrn, der es sofort einsteckte und seiner Wege ging.«

Ich habe mich zur Genüge überzeugt, daß der Gedanke, der Ersparniß willen ins Ausland zu gehen,

höchst trügerisch ist. Schon vorhin bemerkte ich, daß, die Kindererziehung ausgenommen, der einzige wohlfeilere Artikel der Wein ist; und ich fürchte, daß, wenn ich den fortwährenden Durst meiner Landsleute in Erwägung ziehe, eben der Wein das stärkere Geschlecht ins Ausland lockt. Würden die französischen Weine unter bedeutend geringerer Zollabgabe in England einzuführen sein, so würde man sie hier wohl eben so wohlfeil haben können, als in den meisten großen Städten des Auslandes, und der vermehrte Verbrauch derselben dürfte der Regierung völlig so viel eintragen. Zu beklagen also ist es, daß solche Einrichtung nicht obwaltet. Ehedem schlossen wir alle französischen Weine aus und ließen nur die der Portugiesen, unserer alten Alliirten, zu; allein unserer alten Alliirten Wohlwollen gegen uns hat sich in neuerer Zeit sehr herabgestimmt, so daß uns durchaus keine Verpflichtung obliegt, das Interesse derselben zu fördern. Lassen wir also unter sehr niedrigem Zolle französische Weine einführen, so wird man in England völlig so wohlfeil und ungleich behaglicher als irgendwo auf dem Festlande leben können. Die Uebersiedler, die wir zu uns herüber wünschen möchten, werden zurückkehren; und diejenigen, welche den Aufenthalt auf dem Continente vorziehen, thun besser, dort zu bleiben, als durch ihre Anwesenheit ihren Landsleuten lästig zu fallen. Wie viele Wahrheit ist in der folgenden Bemerkung enthalten, welche die vorerwähnte Schriftstellerin aufstellt, wenn sie bei ihrer Rückkehr vom Festlande sagt: —

»Endlich wieder in der Heimath! wie sauber, wie heiter, wie gemüthlich ist Alles in ihr! Man zeigte mir bei Marthieu die elenden, schmutzigen Wohnzimmer, in denen die *** öconomisiren. Die armen Leute! Wie

mögen sie sich nach England zurücksehnen! wie mögen sie die tausend geringfügigen, aber wesentlichen Bequemlichkeiten entbehren, die hier im saubern Heimathhause von der Civilisation des menschlichen Lebens dargeboten werden! Wie anständig und ehrerbietig zeigen sich hier die Dienstboten! welch' ein Gefühl des Daheimseins wird in uns in einer Wohnung erweckt, die ausschließlich unser eigen ist! Es mag auf dem Continent eine bequemere Lebensweise herrschen, allein es ist die Bequemlichkeit eines zerlumpten Bettlerkittels, der zwanzig Herren gekannt hat, dessen Näthe zerrissen sind und der kaum noch zusammenhält, sobald man ihn mit dem anständigen, wärmenden und saubern Anzuge vergleicht, in welchem der wahre Mann von Welt zu erscheinen pflegt."

Dreißigstes Kapitel.

Brüssel.

Autoren pflegen, wie Aerzte, nur höchst selten übereinzustimmen.

Als ich neulich eine sehr unterhaltende Schrift, betitelt: »Diary of a Désennuyée« las, nöthigten einige Stellen darin mich, Henry Bulwers Werk über Frankreich aufzuschlagen. Unter seinen Bemerkungen über literarischen Einfluß in jenem Lande befindet sich folgende: —

»Ein französischer Literat, mit dem ich vor nicht langer Zeit in Paris zusammentraf, sagte mir, wie ein gutherziger junger englischer Edelmann, den ich nicht

nennen will, ihn versichert hätte, daß Tänzer und Sänger, nicht aber Gelehrte, mit Zuvorkommenheit in englische Gesellschaftzirkel aufgenommen würden —«

„Est-il possible, qu'on soit si barbare chez vous? (Ist's wahr? kann man so barbarisch bei Ihnen zu Lande sein?)«

Späterhin fügt er hinzu:

»Als Schriftsteller bekannt zu sein, bringt zuverlässig Nachtheil. Zuvörderst nehmen die Leute an, man sei als solcher kein sogenannter 'gentleman'; und der Großvater eines Autors muß sich gegen dieses Geschrei im Grabe erheben, wohingegen er still liegen würde, wenn man, statt Autor zu sein, ein Wechsler, oder Metzger, oder sonst ein Gewerksmann wäre.«

Mit vielfachen Gründen unterstützt Mr. Henry Bulwer nun die Behauptung, daß Literaten keine Mäcene weder bei der Regierung, noch bei der Aristokratie Großbritanniens finden; und zählt dann die Vortheile auf, die den französischen Literaten aus ihrem Institute und aus den Adelsdiplomen, den Ordenszeichen und den Pensionen erwachsen, welche ihnen zu Theil werden. Wirklich hat Mr. Bulwer's Darlegung sehr viel für sich.

Die Verfasserin des erwähnten »Tagebuches« möchte nun gern die Behauptungen Bulwer's widerlegen; allein indem sie dies versucht, läßt sie dessen sämmtliche Gründe bis auf einen einzigen gelten, nämlich den, daß die Literaten in England sich der Gunst der Aristokratie des Landes nicht so wie die Schriftsteller in Frankreich zu erfreuen haben. Sie sagt: —

»Was will Henry Bulwer mit der Behauptung, daß Literaten hier mehr Zutritt in die Gesellschaftszirkel als in England haben? Vielleicht nehmen sie hier eine unabhängigere und ehrenvollere Stellung ein; laufen we-

niger Gefahr durch patronisirende Wittwen als Löwen verschrieen zu werden, und können sich eher einer öffentlichen Beförderung gewärtigen; jedoch mit Ausnahme Mignet's und Mérimée's — gegen die man mehr um ihrer persönlichen Verdienste und ihrer amtlichen Stellung willen, als wegen ihrer literarischen Auszeichnungen zuvorkommend ist, — habe ich hier kaum einen Literaten in den Kreisen der Vornehmen angetroffen. In die Gesellschaften der Minister und hohen Staatsbeamten werden Künstler und Gelehrte nur als Theile des politischen Systems zugelassen; nicht aber sind sie, wie Moore Rogers, Chantrey, Newton und Andere, in den Boudoirs der 'élite' oder bei den auserlesenen Festen eines Devonshire-Hauses zu finden.

Inzwischen ist das Gewerbe eines 'homme de lettres' hier ein Beruf, der seinen Lohn und seinen Nutzen mit sich führt; so daß diejenigen, die ihm nachgehen, eine besondere und unabhängige Klasse bilden. Gemeinsam mit den Künstlern trachten sie nach dem Adel der Akademie und sind unter der obwaltenden Ordnung der Dinge reich mit Aemtern und Jahrgeldern begabt worden.«

Es ergiebt sich also, daß in Frankreich die Literaten in den Gesellschaften der Minister u. s. w. als Theile des politischen Systems Zutritt haben, daß ferner sie von der Regierung durch Aemter und Pensionen, die man ihnen ertheilt, ausgezeichnet, begünstigt, geadelt und bereichert werden. So also wird Bulwer's Behauptung sogar durch die Darlegung der Gegnerin Bulwer's bestätigt.

Auf einem andern Blatte desselben Werkes befindet sich folgender Rath, den eine Modedame einer 'proté-

gée' giebt, als diese in die Gesellschaftskreise Londons tritt:

»'Gucke in die Bücher, so viel Du willst, aber bemenge Dich nicht mit den Verfassern derselben,' sagte sie, als Rede davon war, einen der beliebtesten Schriftsteller bei ihr einzuführen. 'Diese Leute verwenden ihren Geist auf ihre Werke — das, was von ihnen durch Gesellschaftskreise wandelt, ist ein bloßer Fleischklumpen, ist wie die Hefe, nachdem der Traube der Wein ausgepreßt ward.' In einem Gespräche mit einem gewandten Schriftsteller sieht man zuweilen dessen Augen strahlen, oder um dessen Lippen ein Lächeln schweben; allein was er dann denkt, würde er nicht für alle Schätze der Erde laut werden lassen. Es gehört seinem nächsten Werke und wird sogleich in das Register seines täglichen Denkens — Werth drei Schillinge und sechs Pfennige — eingetragen. Einem solchem Manne ist sein Denken eine Fundgrube, die er Keinem umsonst öffnen, deren Erzeugniß er unmöglich verschenken kann.«

Haben wir aus obigem Auszuge eine Folgerung zu ziehen, so ist es die, daß, obwohl etliche Edelleute ihre Gönnerschaft auf einige Literaten ausdehnen, die allgemeine Stimme dennoch zu Ungunsten der Letzteren ist. Ich muß gestehen, daß der oben mitgetheilte Sarkasm mich höchlich belustigte. Es ist viel Wahres in ihm, und dennoch ist er nicht wahr. Wenn ich fernerhin etwas Gutes, wie sie es nennen, in Gesellschaft sage, so weiß ich nunmehr den genauen Werth meiner Ausgabe während einer Mittags- oder Abendgesellschaft, in der ich mich befinde, zu berechnen; ich brauche nur die vorgekommenen »Drei Schillinge und sechs Pfennige« zu summiren. Eins aber ist gewiß, daß nämlich ein Autor

sein Mittagsessen vollauf bezahlt, wenn er ein halbes Dutzend sogenannte gute Dinge sagt.

Edward Bulwer macht in seinem »Student« (Gelehrten) einige Bemerkungen, die denen der Verfasserin des »Diary« entgegenstehen. Indem er davon spricht, daß die meisten Schriftsteller aus ihren Werken erkannt werden mögen, sagt er: —

»Schriftsteller sind die einzigen Menschen, die wir wirklich kennen; die übrige Menschheit stirbt, ohne daß uns mehr als die Oberfläche ihres Charakters kund ward.«

Es scheint also, daß die Leute, wenn sie sich in Autoren getäuscht sehen, keine Entschuldigung haben. Wenn sie dieselben in Gesellschaft treffen, brauchen sie nur deren Werke gelesen zu haben, und gefielen ihnen diese, so müssen ihnen deren Verfasser auch gefallen. Ehe ich in diesem Texte fortfahre, sei mir eine Bemerkung erlaubt. Giebt ein Schriftsteller eine Meinung so ab, daß sie seine eigene genannt werden darf, so wird dadurch allerdings dem Publikum gestattet, Einsicht in eines solchen Schriftstellers Charakter und Gefühlsweise zu erlangen, und das Publikum ist berechtigt, danach seine Meinung von dem Autor festzustellen; allein zu oft nur trägt es sich zu, daß das Publikum seine Ansicht von einem Schriftsteller nach denjenigen Meinungen feststellt, die dieser den Personen in den Mund legt, welche er in seinen Dichtungswerken auftreten läßt. Man vergißt aber in solchen Fällen, daß nicht der Autor es ist, der da spricht, sondern daß die Gebilde sprechen, die er durch seine Imagination hervorgerufen hat; und daß Meinungen, welche von solchen Geschöpfen seines Gehirns geäußert werden, zwar charaktergetreu und nothwendig zu Aufrechterhaltung des Wahrscheinlichen sein

mögen, als worin das große Verdienst dichterischer Werke besteht, jedoch gar wohl himmelweit von den individuellen Ansichten des Verfassers verschieden sein können. Das wahre Verdienst eines dichterischen Werkes, ohne welches dieses niemals Glück machen kann, ist, daß der Verfasser die Macht besitzt, sich, während er schreibt, seines eigenen Wesens zu entäußern und für den Moment das Wesen desjenigen Charakters zu sein, den er zu schildern hat. Höchst ungerecht also ist es gegen einen Schriftsteller, ihn der Gottlosigkeit anzuklagen, weil er den Charakter eines Gottlosen richtig schilderte; und zwar ist dies um so mehr ungerecht, als das Publikum nicht immer es dem Autor zu Gute kommen läßt, wenn es diesem glückte, den Charakter eines guten Menschen in gleicher Vollkommenheit zu entwerfen. In letzterm Falle geht man oft ganz anders mit dem armen Autor um.

Des Ferneren sagt Bulwer im Gegensatze zu der Armuth der Fundgrube:

»Ich möchte glauben, derjenige Schriftsteller ist nur ein Mensch zweiten Ranges, dessen Genie nicht unendlich hoch über dessen Schriften steht — der nicht in sich einen unerschöpflichen Zustrom von Gedanken, Empfindungen und Entwürfen spürt, die, im Druck zu verkörpern, ihm nimmermehr Muße genug werden kann. Er wird sterben und von seinem innern Schatze nur den tausendsten Theil seiner Nachkommenschaft hinterlassen, die ihn zu beerben hat.«

Ich stelle gern Alles in Gegensatz. Es ist aufregend, Unheil anzustiften, und aus diesem Grunde richten die Leute es gern an. Bei alldem dürfte die Streitfrage ehrlich zu entscheiden sein, und da, wenn ihrer Zwei hadern, gern ein Dritter als Schiedsrichter aufgerufen

wird, so will ich es wagen, dieses Amt zu übernehmen und den Punkt offen zu besprechen, indem von demselben wohl mehr abhängt, als man bei dem ersten Hinblick meinen möchte.

In welcher Stellung finden wir die Schriftsteller, wenn wir auf das verflossene Jahrhundert blicken? Wir sehen, wie sie zu Gönnern unter der Aristokratie aufschauen und ihnen ihre Werke mit unterthänigen und schmeichelhaften Dedicationszuschriften überreichen. Zu jener Zeit lag eine größere Kluft als jetzt zwischen der Aristokratie und dem Volke. Letzteres ist allgemach vorgerückt, und im Maße dieses Vorrückens haben die Autoren die Bande der Knechtschaft von sich abgestreift, und die Laster und Thorheiten zusammt den Privilegien Derer angegriffen, vor denen sie ehedem das Knie beugten.

Das Vorschreiten des Volkes und das Herabkommen der Aristokratie sind durch das Medium der Druckerpresse bewirkt worden. Die Stellung der Schriftsteller hat sich wesentlich geändert. Vormals sahen wir Männer, wie Dryden, Otway u. v. A. — die zu ihrer Zeit Giganten waren — sich um täglichen Brotes willen demüthigen. Heut zu Tage haben wir selten eine Zueignungsschrift, und findet sich deren eine, so ist die Schmeichelei darin nur sehr leise. Die Autoren betrachten das Volk als ihren Gönner, und die Aristokratie wird nur für einen Theil des Volkes angesehen. Diese Bemerkungen gelten ebensowohl in Bezug auf die Regierung. Autoren sind jetzt nicht so leicht als ehedem zu erkaufen; sie ziehen es vor, ihre Schriften in Uebereinstimmung mit der Volksmeinung abzufassen, anstatt für die Regierungen zu schreiben, indem sie bei ersterem sich besser belohnt wissen. Will man nun sich erinnern, daß bei

dem Vorrücken des Volkes, bei dessen größerer Theilnahme an der Regierung des Landes, beim Hervorheben und Bloßstellen von Mißbräuchen, und beim Niederreißen aller jener Schranken, die seit so vielen Jahren haben weichen müssen, Autoren und die Druckerpresse den Vortrab führten, und daß bei all diesen Anstürmungen die Aristokratie der angegriffene Theil war, — so kann es nicht Wunder nehmen, daß, vielleicht unwissentlich, auf Seiten der Aristokratie sich ein Gefühl gegen die Druckerpresse und gegen Schriftsteller im Allgemeinen erzeugt hat.

Die Presse ist seit längerer Zeit eine Feindin der Aristokratie gewesen und wird es wahrscheinlich noch lange Zeit bleiben; man kann daher kaum vernünftiger Weise erwarten, daß die Aristokratie den Feind in ihr Lager kommen lassen werde. Auch bemerke man, wie der Autor, er verfasse nun eine politische Flugschrift oder einen Roman, immerfort Gelegenheit hat, seine Gesinnungen auszudrücken und dem Publikum dadurch zu schmeicheln, daß er den Meinungen desselben beitritt; ja, der Verfasser eines Romans kann vielleicht noch mehr als der der Flugblätter seinen Meinungen und Ansichten Wirksamkeit verleihen. Der Flugschriftler schreibt bloß für politische Anhänger; der Romandichter, insofern sein Werk belustigt, schreibt für Alle und verbreitet folglich seine Ansichten um so viel weiter; denn gegen Einen, der eine politische Gelegenheitsschrift lieset — eine Schrift, die, beiläufig gesagt, nur von Denen gelesen wird, welche gleicher Meinung mit dem Verfasser sind — giebt es Hunderte, die einen Roman lesen. Da nun die meisten Werke eben sowohl des Geldnutzens als des Ruhmes willen verfaßt werden, so sind sie natürlich danach abgefaßt, sich des Wohlwollens der Mehrzahl zu

versichern, weil sie sonst nicht so gut verkauft werden würden. Da nun ferner die Mehrzahl entschieden zu den Liberalen gehört, so greift jedes neu erscheinende Werk mehr oder minder die höheren Volksklassen an. Wagt demnach ein Mann, der in den höheren Gesellschaftskreisen wohl aufgenommen ward, ein Werk zu schreiben, so beweiset er dadurch, auch wenn man sein Buch nicht lies't, daß er ein Autor ist, und dies reicht hin, ihn in jenen Kreisen mehr oder minder tief fallen zu lassen. Schriftsteller wurden die Feinde der höheren Klassen; wer also Schriftsteller wird, tritt den Feinden dieser Klassen bei. Henry Bulwer hat also Recht, wenn er behauptet: »Als Schriftsteller bekannt zu sein, bringt Nachtheil bei den höheren Ständen.«

Nachdem ich diese Bemerkungen gemacht habe, um darzuthun, daß die Aristokratie und die Presse im Widerstreite sind, wollen wir die Verdienste der Autoren hinsichtlich ihres Zutrittes zu gesellschaftlichen Kreisen beleuchten. Ich glaube, es wird sich herausstellen, daß es mehr ihr Mißgeschick als ihre Schuld ist, wenn man in jenen Kreisen ein Vorurtheil gegen sie hegt. Man überschätzt sie, ehe man sie sah, und unterschätzt sie, nachdem man sie gesehen hat.

Wir lesen die Werke eines Schriftstellers — sie gefallen uns, und wir wünschen mit dem Manne bekannt zu werden. Wir versprechen uns großes Vergnügen von ihm, erwarten aus seinem Munde ein Impromptu, eben dieselben markigen Aeußerungen, eben dieselbe Kette von Vernunftschlüssen, dieselbe Lebendigkeit und Kräftigkeit, auf die er so viele Stunden des Denkens und Arbeitens verwendete, oder die ihm in besonders glücklicher Stimmung zuflossen; und dies Alles, sag' ich, erwarten wir von einem Manne, der vielleicht wildfremd in einer

großen Gesellschaft ist. Heißt das billig oder gerecht gegen ihn sein? Haben wir je gesehen, daß einer unserer Freunde, bei seinem ersten Eintreten in eine Gesellschaft ihm fremder Personen, sogleich seine Geige spielte? Sind Schriftsteller nicht eben so zurückhaltend und scheu als andere Leute? Können sie es nicht sogar noch mehr sein? Und dennoch verlangen wir von ihnen, sie sollen die Versammlung mit einer Reihe von Schwänken belustigen, als ob sie Marktschreier oder Gaukler wären? Schon der bloße Umstand, daß der Schriftsteller merkt, man erwarte etwas Besonderes von ihm, muß ihn schweigsam machen, und seine Besorgniß, unseren Erwartungen am Ende doch nicht zu entsprechen, beraubt ihn allen Vermögens, uns Genüge zu leisten.

Die Folge hiervon ist, daß wir uns getäuscht fühlen, wie sich die ganze Gesellschaft denn getäuscht fühlt, der wir angezeigt haben, daß der Herr Soundso sich ihr vorstellen werde. Würde man nun mit jenem Schriftsteller genauer bekannt sein, so möchte man vielleicht gerade das Gegentheil in ihm wahrnehmen, so daß der, den wir langweilig fanden, gar wohl hätte im Stande sein können, uns angenehm zu unterhalten.

Bei alldem ist etwas Wahres in der Bemerkung der »Désennuyée,« daß »einige Autoren ihre neuen Ideen nicht laut werden lassen, um sie zu ihren Schriften zu verwenden;« jedoch müssen solche Autoren, wie Bulwer sagt, »zweiten Ranges« sein, was denn die meisten von ihnen auch wirklich sind.

Zu Zeiten sind sie Witzlinge, aber Witzreißerei berechtigt noch nicht zur Autorschaft; oder aber es mögen mehrere Schriftsteller zweiten Ranges zugegen sein, und ein Autor mag dann wohl wissen, daß er sich in einer Gesellschaft von literarischen Taschendieben befindet.

Zum Beweise, daß die angeregte Bemerkung der »Désennuyée« nur auf Autoren zweiten Ranges anzuwenden ist, betrachten wir die Unterhaltungsgaben der Schriftsteller ersten Ranges. Freilich kann ich hier nur solche namhaft machen, die ich persönlich kennen lernte, doch mag es Deren noch viele andere geben. Wo fand man jemals unterhaltendere Männer als Coleridge, Charles Lamb, Sir John Malcolm und Mehrere, die jetzt nicht mehr am Leben sind? Und von den noch lebenden nenne ich nur Croker, Theodor Hooke, Professor Wilson, Bulwer, Lockhart, die Smiths, und vom schönen Geschlechte die Damen Blessington, Morgan, Somerville, Austin und Jameson.

Diese Alle nun sind in ihrer Art Autoren ersten Ranges, und dreist fordere ich Jeden auf, mir aus der ganzen Masse eben so viele vorzuführen, die eben so unterhaltend oder entzückend in Gesellschaften sind. Noch mehr aber läßt sich zu Gunsten der Schriftsteller sagen. Ich kenne viele, deren Unterhaltungsgabe noch höher als ihre Schriften zu stellen ist; ich will sie nicht nennen, indem sie es vielleicht nicht als ein Compliment ansehen möchten, wenn ich sie namhaft machte; allein es genügt das Gesagte, um die Bemerkung der »Désennuyée« zunichte zu machen, wenn sie sagt, »daß Schriftsteller von Talent ihre Gedanken für ihre Bücher aufsparen«, da es gewiß ist, daß sie in Gesellschaften gemeiniglich den Ton des Gespräches angeben und fortführen. Des Ferneren ist die Verschiedenheit der Gemüthsstimmungen hierbei gar sehr in Erwägung zu ziehen. Einigen Schriftstellern, die gewohnt sind, in Gesellschaft zu sein, gilt es gleich, ob sie allen Anwesenden bekannt sind oder nicht; Andere sind zurückhaltender, und fühlen sich nur in kleineren Koterien oder unter Freunden behaglich ge-

nug, so daß man ihren wahren Werth abzuschätzen vermöchte. Theodor Hooke giebt zu Ersterem, der verstorbene Charles Lamb gab zu Letzterem den Beleg ab. Einige glänzen am meisten, wenn sie keine Mitbewerber haben; Andere werden nur dann gesprächig, wenn mehrere talentvolle Männer zugegen sind, so daß sie, wie Stein und Stahl, erst durch gegenseitiges Anschlagen Funken von sich geben.

Wäre es mir erlaubt, den Autoren selbst eine Meinung zu bedenken zu geben, so könnte es nur die sein, sich gar nicht in große Gesellschaften zu begeben, sondern sich auf den Kreis ihrer Freunde zu beschränken. In letzterem Falle würden sie in ungleich höherm Rufe stehen; vor Allem aber mögen sie es vermeiden, sich, wie die »Désennuyée« sagt, von talentlosen Patroninnen verschreien zu lassen, denn solche Personen wollen gleichsam nichts als ihre Menagerie anfüllen und bringen daher die Schriftsteller mit ausländischen Schwindlern und vaterländischen Halunken zusammen. Dies ist höchst demüthigend und gereicht zuverlässig zum Nachtheil sämmtlicher Autoren.

Ich habe nur noch Eine Bemerkung zu machen. In England können die Schriftsteller nur wenig von der Regierung und der Aristokratie erwarten. Pensionen und Ehrenstellen wurden ertheilt, allein bevor Sir Robert Peel ein besseres Beispiel gab, waren dieselben nur um Unterstützung politischer Meinungen willen, jedoch nicht als Belohnung des Talentes verliehen worden. Daß die Aristokratie, mit wenigen Ausnahmen, das Talent nicht pflegte, ist vollkommen wahr, und für diesen Mangel an Einsicht muß die Aristokratie jetzt büßen. Sie hat den Schriftstellern ihre Thüren verschlossen, und diese haben dagegen ihre Macht allmälig untergraben.

Bis zu welchem Umfange dies fortgesetzt werden wird, läßt sich unmöglich sagen; das Eine ist inzwischen gewiß, daß nämlich die Presse sich mächtiger als König und Lords zeigt, und daß, wenn der Conflict fortdauert, die Letzteren dem Einflusse der erstern nachgeben müssen, so daß die Schriftsteller reichliche Genugthuung für die ihnen bewiesene Vernachlässigung erhalten werden.

Welche Ueberlegenheit hat die periodische Presse und besonders die Tagspresse in England über die in Frankreich und in jedem andern Lande! Man betrachte nur den »Constitutionnel« oder das »Journal des Débats« in Paris, und blicke dann auf die breiten und langen Columnen der »Times« und anderer Londoner Morgenzeitungen, und vergleiche dann die Art und Weise des Verarbeitens der Stoffe. Man sehe die winzigen Blätter, den schlechten Druck und die allgemeine Dürftigkeit des Inhaltes der Tagspresse auf dem Continent, und halte die deutlichen Typen, den rasch durch die Dampfpresse bewirkten Druck, die ungeheuern Kosten und die beflügelten Mittheilungen von allen Enden der Welt her dagegen, die in den englischen Zeitungen sich darbieten! Mit Erstaunen und Bewunderung betrachte ich das Arbeiten der »Times,« der wahrhaftigen Dampfmaschinen-Zeitung, die eine der interessantesten Erscheinungen ist, welche es geben kann.

Nichts Geringeres, als die Mithülfe der Dampfkraft, konnte in Wahrheit die großen Tagesblätter in den Stand setzen, das von diesen sich gesteckte Ziel zu erreichen. Der Leser wolle bedenken, daß die Parlaments-Debatten oft bis zwei oder drei Uhr des Morgens währen, daß die »reporters« (Nachschreiber), die von zwanzig zu zwanzig Minuten abgelöset werden, ihre Mittheilungen in die Officin zu liefern haben, daß all dieser Stoff

geordnet, auf Typen gebracht und dann abgezogen werden muß, und daß dennoch die umfang- und inhaltreiche Zeitung zu Tausenden von Exemplaren um neun Uhr früh auf den Tischen ihrer Abonnenten liegt. Der Leser erwäge dies und er wird erstaunen müssen, daß solche Arbeit wirklich binnen so kurzer Zeitfrist zu Stande gebracht wird. Der Sonnabend Abend führt die einzige Nacht herbei, in welcher Diejenigen, die an jener Riesenzeitung arbeiten, einige Ruhe von Anfang bis zu Ende des Jahres erhalten. Welch ein Leben voll Mühseligkeit, welch ein widernatürliches Leben müssen Diejenigen führen, die in den Stunden der Dunkelheit nach Mittheilungen und Unterhaltungsstoff für die Menge umherjagen, welche mittlerweile ruhig schläft und dann aufsteht, um durch die Vigilien der bei der Zeitung Beschäftigten sich belehrt zu wissen! In keinem andern Lande kann eine großartige Arbeit wie diese beschafft werden; sie ist eines von den vielen Gliedern der wundersamen Kette, durch welche die Größe Englands dargethan wird.

Die Redactoren dieser großen Zeitungen haben eine Last von Arbeit auf sich liegen. Nicht bloß die Abfassung des leitendens Artikels, sondern die Obliegenheit, diesen Artikel tagtäglich zu schreiben, ist es, wodurch die Arbeit so beschwerlich wird; denn diese muß gethan werden, man mag Lust dazu haben oder nicht, mag krank oder gesund, mag in Betrübniß oder Bekümmerniß sein; sie muß im Winter wie im Sommer, Jahr nach Jahr gethan sein — immer das Nämliche — immer auf demselben Flecke. Es ist etwa so, wie tausend Meilen weit in tausend Stunden gehen. Ich fühle einige Theilnahme für jene Männer, denn ich weiß, wie sehr schon eine Monatsschrift den Geist und den Körper erschlafft. An

und für sich läßt sie das nicht an sich wahrnehmen — die Arbeit giebt sich nicht kund; auch ist es nicht die Arbeit selbst, sondern die beständige Aufmerksamkeit, welche dieselbe erfordert. Des Herausgebers Leben wird gleichsam selber zur Monatsschrift, denn kaum ward ein Monat corrigirt und gedruckt, so ist der folgende Monat schon wieder da. Gleichwie das Steinwälzen des Sisyphus nimmt die Arbeit kein Ende, wiederholt sich ohn' Ende, ermüdet ohn' Ende Geist und Körper und erfordert das Aufbieten aller unserer Fähigkeiten, während man den ärgsten Plackereien dabei hingegeben bleibt. Für ein Magazin schreiben, mag recht hübsch sein; allein ein Magazin redigiren heißt sich zur Sklaverei verdammen.

Die Herausgabe einer periodischen Schrift ist das Schwierigste für einen Autor, und selten glückt es damit. Der Grund davon liegt am Tage; man muß dabei jederzeit, wie man sagt — ins Schwarze treffen.

Jedem, der ein Werk von zwei oder drei Bänden verfaßt, mag es gestattet sein, ein paar langweilige Kapitel mit unterlaufen zu lassen; diese werden kaum bemerkt, oder aber sie gewähren dem Geiste des Lesers eine kleine Erholung und gereichen so, wie seltsam es auch sein mag, dem Verfasser zum Vortheile. In periodischen Schriften kann jedoch dergleichen nicht gestattet werden; der Leser will Aufregung, und sei der Artikel nun politisch oder poetisch, so soll er im Stoffe zusammengedrängt und im Ausdrucke vollendet — d. h. »das größte Bild im kleinsten Rahmen« sein. Dies aber ist sehr schwer zu beschaffen. Selbst bei »Fortsetzungen« muß diesem Grundsatze nachgelebt werden, denn indem man allmonatlich lies't, soll jeder Monatsabschnitt

gleichsam ein Ganzes, nur von sich selber Abhängiges sein, darf also niemals wanken oder schwanken. Beweis hievon ward in jenem Produkte gegeben, das kapitelweise unter dem Titel »Tom Cringle's Schiffstagebuch« in Blackwoods Magazin erschienen ist. Jeder einzelne Theil davon ward von dem Publikum verschlungen; ungeduldig sah dieses dem jedesmaligen neuen Abschnitte entgegen und war entzückt bis ans Ende der Geschichte, weil diese wundersam spannend gehalten wurde. Einige Zeit nachher erschien das Werk in Bänden, und — was geschah? Man klagte, es wäre überladen — wäre allzu reich an Spannung — es gewähre keinen einzigen Ruhepunkt. Wirklich verhielt sich dieses so. Als die Abschnitte gesammelt waren, hatte das Werk einen Fehler — zwar einen guten sowohl als einen sehr ungewöhnlichen; allein man nahm denselben erst dann an ihm wahr, als es unzertheilt der Leserwelt vorgelegt ward. So lange es in Fragmenten erschienen war, hatte es entzückt. Obwohl nun das Buch Ueberladung enthielt, bewies es dennoch durch die Beliebtheit, deren es sich erfreut hatte, als es im Magazin erschienen war, welche Gewalt und Zusammendrängung des Stoffes erforderlich ist, wenn man für Zeitschriften arbeitet.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ich bin heute sehr ernst gestimmt; es ist der Geburtstag eines meiner Kinder — ein Tag, dessen man in der Kindheit so froh wird, der bei vorgerücktem Alter aber uns eine Fülle von Gedanken und ernsten Betrachtungen zuführt. Wie glückselig ist das Kind — und eben seine Glückseligkeit stimmt mich so sehr zum Ernste.

Wie verwandeln sich unsere Lebensansichten, je älter wir werden! Mit jedem dahinschwindenden Jahre vergrößert sich unsere Verantwortlichkeit. In der Jugend leben wir nur uns selbst — unser Ich ist da überall vorherrschend. In reiferem Alter fühlen wir, daß wir für unsere Kinder leben müssen, nachdem wir für uns selbst das Nöthige herbeischafften. Zum Glücke lenkt das Zunehmen der Jahre uns von jenen eigensüchtigen und leichtfertigen Ausgaben ab, die die Jugend zu machen pflegt, und wir sehen es nur als ein kleines Opfer an, wenn wir unseren Kindern diejenigen Mittel zuwenden, die wir zu Befriedigung unseres Stolzes oder Ehrgeizes für so nothwendig erachteten. Nicht daß wir unsern Stolz oder Ehrgeiz eingebüßt hätten; aber dieser Stolz, dieser Ehrgeiz haben sich in Denjenigen zurechtgefunden, die uns lieber sind, als wir uns selbst — in unseren Kindern, denen wir nach zurückgelegter Laufbahn unsern Namen und unsere zeitlichen Güter hinterlassen werden.

Ermüdet von dem Treiben unserer Eitelkeit, halten wir in einem gewissen Alter damit inne, und gelangen zu der Schlußfolgerung, daß wir in diesem Leben wenig

mehr bedürfen, als Nahrung und Bekleidung und Vorbereitung auf ein künftiges Dasein.

Was für ein unglückliches Wesen muß ein alter Hagestolz sein! Er vegetirt, allein er kann nicht sagen, daß er existirt; sein ganzes Leben bis an sein Ende ist ein Leben der Eigensucht. Seltsam, daß die Kinder und unsere Verantwortlichkeit für deren Wohlfahrt mehr dahin wirken, einen Mann auf den rechten Weg zu leiten, als irgend Anmahnungen der heil. Schrift es vermögen! Wie so Mancher wohl, der verloren gegangen sein dürfte, ward, wie man hoffen muß, durch das Gefühl gerettet, daß er seinen Kindern einen guten Namen zu hinterlassen und für deren Wohlergehen und Fortkommen im Leben zu sorgen hätte! Und wie manches weibliche Wesen ist wohl, nach einem an Gottlosigkeit streifenden Irrleben, durch ihre Liebe zu ihrem Kinde zu einem stillen, ernstmütterlichen, frommen Wandel gelangt!

Solche Betrachtungen drängen sich uns mit gar vielen Hoffnungen und Befürchtungen an den Geburtstagen unserer Kinder auf. Wie lange noch werden diese jetzt so zarten Blüthen unter unserer Pflege bleiben? Werden sie gewelkt sein, ehe ein zweiter Geburtstag für sie herannaht, oder werden sie leben, um durch die Schule der Prüfungen dieses Lebens zu gehen? Wie werden sie den Versuchungen der Welt widerstehen? Werden sie fallen und den Ihrigen Schande machen, oder werden sie deren Stolz und Segen sein? Wird es dem Himmel gefallen, sie nicht allzu schwer zu prüfen, wird nicht Krankheit sie bewältigen, oder werden sie schwere Züchtigung zu erleiden haben? Der in ihnen ruhende Keim des Guten — die mit dem Korn aufschießenden Wicken — welche Frucht wird daraus hervorgehen? werden letztere durch Lehre und Beispiel völlig aus-

gejätet werden? — Was giebt es hier zu ermuntern! Wieviel giebt es hier in Schranken zu halten! Uebertriebene Tugend kann Laster, Freigebigkeit kann Verschwendung, Sparsamkeit kann Geiz, Muth kann Verwegenheit, Liebe kann Schwäche, Religion kann Fanatismus werden und überlegenere Geisteskraft kann in ihren Aussprudelungen wohl gar Spötterin derjenigen Kraft werden, von der sie stammt! O welche Verantwortlichkeit liegt in diesem Allen! Der Mann, der für sich allein lebt, mag genießen oder leiden, jedoch zwiefacher Segen oder zwiefacher Fluch ruht auf ihm, wenn er in reiferem Alter durch seine Kinder erquickt oder bedrückt wird. Wie segensreich ist es für uns, daß die Zukunft uns verhüllt bleibt! Durch Vorherwissen dessen, was da kommen wird, würde unbedingt jede Glückseligkeit auf dieser Erde vernichtet werden. So wie es jetzt mit uns steht, brauchen wir nur unsere Schuldigkeit zu thun und das Beste zu hoffen, indem wir uns der Ueberzeugung hingeben, daß Alles, wie es auch sein möge, so wie es ist, für uns am besten ist.

Seltsam bleibt es, daß die Menschen, die doch inmitten des Lebens zu erkennen haben, daß sie im Tode sind, haarscharfe Berechnungen über das Menschenleben anstellen und darauf speculiren, denn ich kann mir ja fast in jedem cultivirten Lande eine Leibrente kaufen. Aber schon gut! versichere ich jemals mein Leben, so hoffe ich, daß die Compagnie an mir ihr Geld verlieren werde, denn gleich jedem Andern in dieser Welt habe ich vor meinem Sterben noch alle Hände voll zu thun. Ich habe in meinem ganzen Leben nur von einem einzigen Manne gehört, der sich mit den Worten zum Sterben legen konnte: »Jetzt, Herr, lasse Deinen Diener in Frieden abscheiden.« Bis jetzt ist in dieser meiner Kör-

permaschine noch kein Schräubchen wackelig worden, und doch kann mir noch heut ein Dachziegel auf den Kopf fallen und allen meinen superklugen Berechnungen ein Ende machen.

Es ist recht, daß wir das Wandelbare unseres irdischen Daseins nicht gänzlich vergessen, jedoch sollen wir es wohl nimmer zur eigentlichen Grundlage unserer Lebensansicht machen; denn wenn wir unausgesetzt daran denken wollten, daß wir jeden Augenblick sterben können — wie würde da unsere Energie, unser Unternehmungsgeist, unsere Werkthätigkeit gehemmt werden! Wer möchte auf später zu erlangenden Gewinn speculiren, wenn er nicht darauf rechnete, so lange zu leben, um denselben in Empfang zu nehmen? Wir würden Alle stillstehen und rufen: »Cui bono?« Hielten unsere Hoffnungen uns nicht nur in unseren verständigen, sondern sogar auch in unseren unverständigen Berechnungen aufrecht, so würde die Welt ins Stocken gerathen. Nein, nein! wir haben unsere Pflichten gegen Gott zu erfüllen; doch liegen uns auch Pflichten gegen unsere Nächsten ob; wir haben also der Wandelbarkeit unseres irdischen Daseins nur zu gedenken, um unsere Leidenschaften zu beherrschen, nicht aber sollen wir dieselbe als eine Hemmkette unserer irdischen Laufbahn ansehen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Unterwegs, August 1837.

Große Geschicklichkeit wird zum Einpacken von Reisebedürfnissen erfordert, und wir Schiffsleute pflegen dieselbe in hohem Grade zu besitzen. Ein Midshipman z. B. versteht sich darauf, alle seine Siebensachen ganz unten auf den Boden seiner Lade zu packen. Es ist nicht leicht, einen Wagen voll Kinder mit zwei Vögeln, einem Schooßhündchen — in Allem mit zwölf lebendigen Wesen, zusammt all ihrem Krimskrams bis hinunter zu den Schwänzchen der Vögel und des Hündchens zu bepacken. Einen Hund aufzupacken ist übrigens unmöglich, nnd man wird wohlthun, daß man statt dessen lieber ihn sich packen läßt. Kanarienvögel machen die Reise am besten in den Wagenlaternen mit, d. h. zur Sommerszeit, wenn diese nicht angezündet werden; und ich will diesen Wink denjenigen Reisenden gegeben haben, die mit solchem Gefolge durch die Welt ziehen. Nicht bloß sind dann die Vögel aus dem Wege gebracht, sondern sie gewähren hinter den Laternengläsern auch Denen ein großes Vergnügen, die Zuschauer abgeben, wenn man Vorspann wechselt.

Wir hielten zu St. Frond an und fragten, was es daselbst zu sehen gäbe. Nichts als Kirchen und Mönche. Eines der kleinen Mädchen, drei Jahre alt, betrachtete mit Begierde eine drei Fuß hohe, in Goldbrocat gekleidete Mutter Gottes. Der alte Pater Guardian, der es bemerkte, führte die Kleine näher zu dem Bilde, als

dieselbe zu seinem Schrecken ausrief: »Quelle jolie poupée — welche niedliche Puppe!« Salomo hat gesagt: »Kinder und Narren reden die Wahrheit!« Der Pater Guardian ließ die Hand der Kleinen los und schoß auf diese einen Blick, als wollte er mit demselben den Scheiterhaufen anzünden, auf welchem sie seiner Meinung nach verbrannt werden müßte.

Die Beharrlichkeit belgischer Bettler ist eben so lästig als merkwürdig. Das beste Mittel dagegen ist, man ziehe seine Börse und thue, als wolle man Geld über ihre Köpfe weg ausstreuen; sie blicken dann hinter sich, und stellt man sich nun, als wolle man recht weit werfen, so entfernt man sie noch mehr und kann unbelästigt wegfahren. Im Ganzen halte ich es für gerathen, keinem Bettler Etwas zu geben. Das Betteln demoralisirt und sollte in jedem Lande verhindert werden. Werden Kinder geübt, zu stöhnen, zu weinen und sich zu demüthigen, wie es in Belgien geschieht, so wird in ihnen schon zeitig jenes Gefühl des Stolzes und der Unabhängigkeit erstickt, welches im Leben zu Arbeitsamkeit und Fleiß führt. Freilich dürften Betagte und Gebrechliche Gegenstände der Mildthätigkeit scheinen, auch sind sie es gewiß in manchen Fällen; jedoch um zu beweisen, wie man hinsichtlich dessen getäuscht werden kann, will ich hier eines Vorfalles erwähnen, den ich vor einigen Jahren erlebte.

Ich fuhr die Heerstraße mit einem Freunde entlang, der einer der besten und liebenswürdigsten Menschen von der Welt war. Er starb eines besondern Todes, indem die Folgen einer Nervenkrankheit ihn in Geistesverwirrung stürzten. Um eben jene Zeit hatte Lord Castlereagh seinem überaufgeregten Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht. Mein Freund las den ganzen traurigen

Hergang in den Zeitungen und faßte die fixe Idee, er wäre Lord Castlereagh. Indem er alle einzelnen Vorfälle nachahmte, entleibte er sich mit seinem Federmesser, wie der unglückliche Staatsmann es gethan hatte. Friede sei mit ihm! Doch zur Sache. Ich fuhr mit ihm in einem Gig etwa vierzig englische Meilen weit von der Stadt auf der Nordstraße, als am Fuße einer steilen Anhöhe sich uns eine den Hügel hinanklimmende Gruppe zeigte, die aus einem ehrwürdigen weißlockigen Greise, in der Kleidung eines Landmannes, mit einem Bündel dürres Holz auf dem Rücken, einem jüngeren Manne nebst dessen Weibe, die ebenfalls schwere Holzbündel trugen, und fünf Kindern von verschiedener Größe bestand. Das Aussehen des alten Mannes war wirklich patriarchalisch, und auf seinem Gesichte wies sich eine Ruhe, die einen höchst angenehmen Eindruck machte. Als die kleine Karawane näher zu uns herankam, schritt der Alte an unsern Wagen, zog den Hut und sagte: »Meine Herren, darf ich so dreist sein, Sie zu fragen, wie weit es noch bis ** ist?« Dabei nannte er einen etwa zwei Stunden weit entlegenen Ort. Wir gaben ihm Auskunft und er versetzte: »Das ist eine lange Strecke, für meine alten Beine sowohl als für die jungen Beine ermüdeter Kinder.« Er berichtete nun, wie er seine Anstellung als Tagelöhner auf dem Lande eingebüßt und nach Arbeit in der Stadt gesucht hätte, wie ihm dies fehlgeschlagen wäre und wie er sich jetzt mit den Seinigen auf der Heimkehr befände. »Nun, Gottes Wille geschehe!« setzte er hinzu, »und wir werden dem Höchsten danken, wenn wir unsere Hütte wieder erreicht haben; obwohl zwei Stunden Weges eine weite Strecke abgeben, und ich nur noch wenige Pfennige habe. Inzwischen werde ich dafür ein Häppchen Brot für meine armen Kleinen

kaufen können, und wir Aelteren müssen sehen, wie wir zurechtkommen. Guten Morgen und freundlichen Dank, meine Herren." Freilich war das nicht gebettelt, aber es lag doch Andeutung des Bettelns darin, und des Alten Erzählung lockte uns einen Kronthaler ab, der mit einem Schwall von Segensworten angenommen ward. Wir fuhren weiter, indem wir die Bemerkung machten, wie es so schwer sei, den wahren Hülfsbedürftigen ausfindig zu machen; schmeichelten uns jedoch, in diesem Falle recht glücklich gewesen zu sein, und meine Leser werden hoffentlich mit uns übereinstimmen.

Nun traf es sich, daß ich zehn Tage später auf der Straße nach Dover in dem nämlichen Wagen und in Gesellschaft desselben Freundes fuhr. Siehe da, am Fuße eines Weghügels trafen wir die nämliche Sippschaft, den ehrwürdigen Greis, das junge Ehepaar und den Rudel Kinder an, die den Weg aufwärts klommen. Es ward der nämliche Plan zum Betteln verfolgt, denn obwohl wir das Gesindel sofort erkannten, schien dies jedoch sich unser nicht zu erinnern. Wir ließen den Alten seinen Sermon abhalten, der ganz und gar der nämliche wie vor zehn Tagen war, nur daß der Ort, nach welchem gefragt ward, diesmal einen andern Namen führte. Als der Bauer zu plappern aufhörte, gab ich ihm jedoch keinen Kronthaler, sondern einen solchen Hieb mit der Peitsche, daß er sein Bündel fallen ließ und vor Schmerz mitten auf dem Wege mit den Füßen stampfte, bis wir ihm aus dem Gesichte waren. Einem jugendlichen Gauner kann ich zur Noth verzeihen, aber ein alter Halunke, der am Rande des Grabes steht, giebt Beweis von verstockter Bosheit, die keine Nachsicht verdient.

Wenden wir uns wieder nach St. Frond. In der

Kirche, die wir dort zuletzt besahen, gab es einen sonderbaren Auftritt. Ein Frauenzimmer befand sich in einem Beichtstuhl, in welchem der Priester ein weißes Taschentuch vor's Gesicht hielt, um theils sich nicht sehen zu lassen, theils das nicht hören zu lassen, was er der Beichtenden sagte. Die Aufmerksamkeit meiner Kinder ward dadurch rege gemacht, und sie verlangten Erklärung der Sache. Kinder fragen gar viel. »Ob sie wohl sehr sündhaft ist? ob ihr wohl Vergebung werden wird?« hieß es, und ehe ich hierauf genügend zu antworten wußte, stieß die Beichtende einen lauten Schrei aus und sank in Krämpfen zu Boden. Der Priester erhob sich, kein Tuch verbarg mehr sein Gesicht, und dies schien von Unwillen zu glühen. Das Frauenzimmer ward aus der Kirche weggetragen und der Pfaff eilte den Kreuzgang entlang in die Sakristei. Was hatte die Sünderin begangen? Jedenfalls etwas, das, wie es schien, keine Absolution zu hoffen hatte.

Aachen — ach! Was kümmerte uns das Grab Karls des Großen und dessen umfangreiche Staaten, dessen Glanz und Macht? Wir hatten etwas verloren, das für uns von ungleich größerer Wichtigkeit war, nämlich einen Gepäckbeutel. Nicht daß dieser von großem Werthe gewesen wäre, denn er war abgenutzt; nicht auch, daß die darin befindlichen Gegenstände kostbar gewesen wären, allein wir hatten mit diesen Gegenständen einen wesentlichen Theil unserer Bequemlichkeit eingebüßt, denn der Beutel enthielt eine Unzahl absolut nothwendiger Kleinigkeiten, deren Verlust wir nicht eher ersetzen konnten, als bis wir die Stadt Köln erreicht haben würden, weil nach Köln unsere Koffer vorausgeschickt worden waren. Die Kinder konnten nicht gebürstet und nicht gekämmt werden, denn Bürsten und Kämme steckten in

dem verlorenen Beutel; sie mußten ohne Nachtkäppchen zu Bette gelegt werden, denn die Käppchen steckten ebenfalls in dem Beutel; sie mußten ihre Taghemdchen anbehalten, die bis zur fünften Rippe oder so ungefähr hinabreichten, denn ihre Nachtgewänder steckten im Gepäckbeutel, der sich ohne Urlaub auf Reisen begeben hatte. Die Stiefel an meinen Füßen borsten und mein zweites Paar Stiefel steckte im verlorenen Beutel; meine Schnupftabacksdose ward leer und mein Tabacksvorrath steckte ebenfalls in jenem Beutel. Die Dienerschaft knurrte, denn sie hatte dies und das von ihren Siebensachen in den verlorenen Gepäckbeutel gesmuggelt. Es schien, als wäre Alles und Alles in diesen unglückseligen Beutel gestopft worden. Hätten wir ein Kästchen mit Juwelen oder eine Börse mit Geld verloren, so würde das eine Kleinigkeit in Vergleichung mit dem Mißgeschick gewesen sein, das durch diesen täglich wiederkehrenden Mangel von Kleinigkeiten über uns verhängt worden war, und das uns fühlbar bewies, wie weit mehr Behaglichkeit sich mit den dringenden Bedürfnissen, als mit dem Luxus des Lebens verknüpft. Ich mag beim Ueberlesen dessen, was ich hier geschrieben habe, noch einschalten, daß jener Gepäckbeutel, im Verlaufe einiger Wochen, zu einem wahren Riesensacke anwuchs, denn von jedem Gegenstande, der vermißt wurde, hieß es im Munde der Dienerschaft, es müsse derselbe sich in jenem Gepäckbeutel befinden, der, wie der Sündenbock der Juden, in die Wüste gerannt war, und alle Missethaten der Kindermädchen und des Laufdieners auf sich geladen hatte.

Auf unserer Fahrt stopfte der Wirth eines Gasthofes uns das folgende gedruckte Empfehlungsblatt in die Hände, das ich hiemit zu Nutz und Frommen Derer veröffent-

liche, die Freunde der Jagd sind und kein Revier besitzen: —

»Bequemer Gasthof. — Der Inhaber des Rothen Hauses zu Burgheim, an der Heerstraße von Aachen nach Köln, empfiehlt gehorsamst den geehrten Reisenden dieses sein dem Posthause, mitten in der Stadt, genüber belegenes Local. Galignani's Messenger und andere Zeitschriften liegen daselbst vor. Im Gasthofe wird Englisch, Deutsch und Französisch gesprochen. Da der Eigner des Hotels in der Umgegend eine treffliche Wildbahn besitzt, so kann er Jagdliebhabern eine reiche Beute an wilden Schweinen, Rehen und Hasen, so wie auch an Rebhühnern und wilden Enten versprechen. Fuhrwerke aller Art und Reitpferde zu Ausflügen in die Umgegend stehen den hohen Herrschaften zu jeder Zeit bereit u. s. w.«

Preußen. Ich fürchte, daß unsere politischen Oeconomen einem Schattenbilde nachjagen und daß ihrem Reciprocitäts-Systeme nimmer Gehör gegeben werden wird. Merkwürdig ist es, daß, nachdem man diese Macht und andere Mächte zu Hülfe nahm, um das von Napoleon aufgestellte Continentalsystem hinsichtlich der Expulsion englischer Manufacturwaaren und der dadurch zu erzielenden Vernichtung Englands zu unterdrücken, jetzt, da die Welt in Frieden lebt, eben jene Mächte, die durch Englands Anstrengungen und Englands Geld von ihrem Zwangjoche befreit worden sind, sich das nämliche Expulsions-System aufgestellt haben, welchem vorzubeugen wir so eifrig bemüht waren. Ein wenig Nachdenken wird zeigen, daß sie ganz recht daran thun. Die Regierung eines Landes soll wenn möglich niemals solchem Lande gestatten, von einem andern Lande um Er-

zeugnisse willen abhängig zu sein, die es durch eigene Industrie erlangen kann. Wir Engländer verfuhren selber nach diesem Grundsatze, als wir die Seidenmanufacturen in Spitalfields errichteten; und es ist Pflicht jeder Regierung, ein Gleiches zu thun.

Die einheimischen Erzeugnisse des Bodens mögen gern nach einem Tausch- und Reciprocitäts-System zugelassen werden, nicht aber mögen es Fabrikate, deren rohes Material von Allen zu erlangen ist. So sind z. B. das Blei und Eisen und Zinn Englands und die Weine aller übrigen Länder sammt und sonders Artikel, die von Denen eingetauscht oder bezahlt werden mögen, welche weder Metallgruben noch Weinberge besitzen. Weiter aber darf die Reciprocität nicht gehen, wenn sie nicht dem einen Theile oder gar beiden Theilen zum Schaden gereichen soll.

Drei Räder an unserm Wagen waren schadhaft geworden! Füge man hinzu den Gepäckbeutel, und man wird in die abgedroschene Bemerkung einstimmen, daß ein Mißgeschick niemals allein kommt. Inzwischen ist dies nicht wahr. Unfälle kommen sehr oft einzeln, und thun sie dies sehr oft, so sind sie widerwärtiger, als wenn sie in Schaaren anrücken. Gegen ein einziges Mißgeschick grollen wir, sehen wir aber, daß die Schicksalsgöttin uns überladen möchte, so erheben wir uns gegen sie voll Unwillens, schlagen ihr ein Schnippchen und lachen ihr ins Gesicht.

Unser jüngstes Mißgeschick tröstete uns für alle unsere übrigen Unfälle; denn hätten wir nicht bei Zeiten die Schadhaftigkeit unserer Wagenräder entdeckt, so würden wir Tags darauf den Hals haben brechen können, zumal da sich irgend ein Liebhaber zu unserm Hemmschuh fand und denselben mitgehen hieß. Möge er für den

Rest seines Lebens damit beschuhet werden, ist ein Wunsch, den ich nicht wohl zurückhalten kann.

Es ist auffallend, wie Unwissende und Einfältige jeder Zeit Andere, welches Standes sie sein mögen, preisen oder herabwürdigen, um sich ihnen gleichzustellen. So hörte ich eines Tages, wie ein kleines Mädchen einem anderen ein Geschichtchen erzählte, in welchem Könige, Königinnen und Prinzessinnen auftraten. »Sieh da!« sagte die Königin zur Prinzessin, »was für eine hübsche Puppe hast Du da!« — »Ja wohl, Ihre Majestät, Papa kaufte sie mir auf dem Bazar und bezahlte fünf Schilling und sechs Pfennige dafür,« u. s. w. Dies erinnerte mich daran, wie die Matrosen auf Kriegsschiffen Geschichten erzählten, in denen sie hohe Personen gar seltsame Reden führen lassen. Da hieß es oft: »Blau und braun soll man mich prügeln,« sagte der König, »wenn ich dies dulde; Sie werden Ihren Sattel schon anders schnallen müssen, Frau Königin.« — Worauf diese ganz grimmig versetzte: »Eher will ich Dich baumeln und Dir obendrein den Kopf kahl geschoren sehen,« u. s. w. Was Königinnen sprechen, wenn sie ergrimmt sind, läßt sich nicht wohl behaupten, inzwischen schien den Matrosen die oben angeführte Rede vollkommen königlich und mundrecht zu sein.

Einige Leute machen sich seltsame Begriffe von dem vornehmen Wesen. Ein Kärrner nahm in sein Fuhrwerk ein wohlgekleidetes Frauenzimmer auf, die sich Ausdrücke bediente, welche ihn in Erstaunen setzten; so daß er gegen einen Freund, einen Miethskutscher, äußerte, wie er sich's nicht vorstellen könnte, daß die vornehmen Leute solche Sprache führten. »Hoho!« versetzte der Lohnkutscher, »sie ist ja gar keine Läddy.« — »Bitt' um

Entschuldigung,« versetzte Jener, »wohl ist sie 'ne Läddy, denn sie trägt 'nen Hut mit Federn!«

Köln. — Diese Stadt ist ein wahres Golgatha, mit den Schädeln der Magier par excellence, und mit denen der heil. Ursula und deren elftausend Jungfrauen. Mich wundert, wie diese Dame so viele Jungfrauen zusammenbrachte! Jedenfalls führte die Heilige eine große Streitmacht ins Feld, und ich sollte meinen, sie commandirt den rechten Flügel der ganzen Armee der Märtyrer. Ich ging in die goldene Kammer, wo sich wirklich hübsche Sachen vorfinden. Der alte Inspector langte uns einen Artikel nach dem andern her, doch bemerkte ich, daß er verschiedene Dinge, die ich hier schon früher gesehen hatte, nicht vorzeigte. Ich guckte daher in das Cabinet und fand sie. Es waren kristallne mit Gold und Edelsteinen geschmückte Vasen. In einer derselben steckte der Schenkelknochen des heil. Sebastian, in einer zweiten ein Theil des Elbogens des heil. Laurentius und in einer dritten ein Fetzen von dem Unterrocke der heil. Jungfrau. Ich zeigte sie den mit mir gekommenen Damen und fragte den Inspector, warum er auf diese Vasen nicht wie früher aufmerksam gemacht hätte; der Alte aber zog lächelnd seine Mundwinkel herunter, als wollte er sagen, »es ist eitel Krimskrams!« Reliquien fangen an, sogar bei den Katholiken im Preise zu sinken.

Ich möchte wohl glauben, daß die Schiffsbrücke zu Köln sich besser als jede andere in der ganzen Welt bezahlt macht, obwohl sie keineswegs die hübscheste ist. Der Strom der Reisenden auf ihr ist den ganzen Tag lang so wogend und so breit, wie der Rhein selbst. Was die Stadt Köln betrifft, so könnte ihr kein größeres Glück begegnen, als wenn sie einmal abbrennte.

Ihre Straßen sind eng, es fehlt ihr an frischem Luftzug und an Abzugskanälen. Fährt man durch sie hin, so werden die Geruchsnerven auf tausendfältig widerwärtige Weise angegriffen, und das »kölnische Wasser« in den Gossen der Stadt versendet ganz andere Düfte, als das, welches man in Fläschchen kauft.

Von Köln nach Koblenz und weiter nach Mainz hatten wir eine angenehme Fahrt, weil wir uns in angenehmer Gesellschaft befanden. Es ist sonderbar, aber thatsächlich, daß man, um der Ermüdung auszuweichen, sich an Bord eines Dampfschiffes begiebt, und daß man daselbst doch an jedem Abend sich ungleich ermüdeter fühlt, als wenn man zu Lande gereiset wäre. Man will dem Staube und der Hitze aus dem Wege gehen und muß statt des ersteren sich vom Dampfe verfolgen lassen, der uns die Kleider nicht minder als jener beschmutzt. Was die Hitze betrifft, so fehlt sie auf Dampfschiffen keineswegs; man gewinnt also hinsichtlich dieser beiden Punkte nichts. Dazu kommt, daß die Rheindampfschifffahrt sehr kostspielig ist. Die Fahrt zur Post von Köln nach Straßburg, für fünf Personen in einem Wagen, würde zweihundert und etliche Franken weniger als per Dampfschiff kosten; und was die Zeit betrifft, so bedarf man auf dem Dampfschiffe von Köln nach Straßburg fünftehalb Tage, während man zu Lande in der Hälfte dieser Frist hingelangt, indem man nur fünfundvierzig Stationen zurückzulegen hat.

Auch der Beschwerden wird man nicht überhoben; denn da an jedem Abend ein anderes Dampfschiff bestiegen werden muß, so hat man jedesmal sein Gepäck von Bord zu Land und wieder an Bord zu einer Zeit zu schaffen, zu welcher man am wenigsten geneigt ist, etwas zu thun; nicht zu gedenken der vielfachen Kosten, die

man dabei zu tragen hat, und denen man nicht ausweichen kann.

Da man nun bei allen erwähnten Punkten nichts gewinnt, so möchte man glauben, hinsichtlich malerischer Landschaftansichten zu gewinnen; dies ist jedoch durchaus nicht der Fall, und ich behaupte dreist hin, daß Die, welche zu Wasser den Rhein hinanreisen, gemeiniglich getäuscht werden, auch wenn sie es nicht Wort haben wollen. Sie erwarten nämlich zuviel. Die lebhaften Schilderungen und schönen Stahlstiche haben ihnen die Erwartungen zu hoch gespannt, und die Reisenden müssen erkennen, daß Feder und Grabstichel die Wirklichkeit weit hinter sich lassen. Mehrere Reisende gestanden mir die Täuschung, die sie erfuhren. Als ich den Rhein hinan zu Lande reisete, fand ich den Strom schön; auf dem Dampfschiffe erschien er mir zahm. Ein Gleiches hatten Andere wahrgenommen, von denen die Tour sowohl per Dampfschiff, als am Ufer hin zu Lande gemacht worden war. Die Ursache davon ist höchst einfach. Reiset man zu Lande, so hat man die ganze Breite des Rheins zum Vorgrund der Landschaften des jenseitigen Ufers. Diesen Vorgrund verliert man zu Wasser, und das Ufer, an welchem man zu Wagen hinfährt, wird um so großartiger, als es über uns emporragt und sich in scharfen Winkeln und plötzlichen Krümmungen zeigt, wodurch jedesmal ein lebhafter Wechsel der Landschaftansichten entsteht. Das Plötzliche dient wesentlich zu Erhöhung des Malerischen; der Rhein büßt die Hälfte seiner Schönheit ein, wenn man ihn von einem Dampfschiffe aus beschauet. Ich habe den Weg auf beiderlei Weise zurückgelegt und möchte allen Reisenden rathen, die Tour zu Lande zu machen. Der Unbequemlichkeiten auf einem Dampfschiffe giebt es viele.

Man kommt spät Abends an, findet den Gasthof überfüllt und muß früh (zu Mainz des Morgens um drei Uhr) aufstehen, welches für Kinder keine Kleinigkeit ist. Der einzige sehenswürdige Theil des Rheins ist die Strecke von Köln nach Mainz; unterhalb Kölns und oberhalb der Stadt Mainz ist er ohne Interesse, und obwohl zwischen diesen beiden Plätzen die Dampfschiffe wohl bedient sind, ist doch über Mainz hinaus Alles darauf höchst unbehaglich, und man sieht sich jeder Art von Gelderpressung preisgegeben.

Sollte ich für Freunde einen Reiseplan rheinaufwärts entwerfen, so möchte ich rathen, nicht mit dem Dampfschiffe von Rotterdam aus zu fahren; es ist dies ein langer, uninteressanter Weg, der sich mit mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpft. Man fahre mit dem Dampfschiffe nach Antwerpen ab, reise per Eisenbahn nach Brüssel und von dort nach Köln über Namur und Lüttich durch Waterloo; ja, ich erwarte, daß Viele die Ufer der Maas denen des Rheins vorziehen werden. Ich kenne keinen schöneren Weg, als den von Namur bis Chaude Fontaine, obwohl, mit dem Rhein verglichen, er nur Miniaturansichten bietet. Von Lüttich gehe man dann über Aachen nach Köln, fahre zu Lande bis Mainz und so weiter nach Belieben. Kehrt man nun auf den Dampfschiffen zurück, so geht man mit der Strömung mit großer Schnelligkeit und langt zeitig in denjenigen Städten an, wo die Schiffe anzulegen haben. Auf solche Weise betrachtet man den Rhein zu Lande und zu Wasser.

Die Rheinreisewuth ist jetzt auf ihrer höchsten Höhe, wird sich jedoch bald senken. Die Engländer vergolden gegenwärtig die Rheinufer und tauschen üble Behandlung dafür ein. Sehr belustigt ward ich durch einen

jungen Landsmann, der auf dem Dampfschiffe stroman mit mir fuhr. Er verstand kein Wörtchen Deutsch oder Französisch und ward fast allstündlich um Geld geprellt; allein wenn er auch hätte sprechen können, würde es ihm doch an Kenntniß von dem Werthe seines Geldes gefehlt haben. Er zog seine Börse heraus, und Packträger und Aufwärter plünderten ihn, wie man zu sagen pflegt, nach Noten. Weßhalb er die Reise machte, läßt sich nicht sagen; um malerischer Ansichten willen that er es gewiß nicht, denn zwischen Köln und Mainz schlief er fortwährend, die Zeit ausgenommen, in welcher er aß und trank. Sein einziger Zweck schien das Ausprobiren der Rheinweine zu sein. Die Preise derselben wurden für ihn zu einem wirklichen Studium. Er forderte eine Flasche von dem besten Rheinwein und man setzte ihm eine vor, die nicht auf der Karte stand, und für die er richtig ein Pfund Sterling bezahlen mußte. Nun war er ein gutherziger Kumpan, der, die Flasche vor sich, an der Wirthschaftstafel saß und Jeden einlud, mit ihm zu trinken. Solche Einladungen pflegen offene Ohren zu finden.

»Kapitaler Wein das!« sagte er in seiner Landessprache zu einem Franzosen, der kein Wort Englisch verstand, aber wacker mit ihm schlürfte.

»A votre santé, Monsieur,« versetzte der Franzose.

»Ich frage Sie, wie nennen Sie den Wein?«

C'est exquis, Monsieur,« war des Franzosen Antwort.

»Also Exki heißt er? — He, Kellner, bring' uns noch 'ne Flasche Exki!«

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Weiter im Texte. — Sollten Reisende es für räthlich erachten, den Rhein hinauf bis Mainz zu fahren, so mögen sie mit dem Weiterreisen sich wohl vorsehen. Ich reisete weiter, weil Neugier mich trieb, die Rheinansichten kennen zu lernen, nachdem diese den Charakter der Großartigkeit verlieren, und ich will dem Leser meine Fahrt schildern. Zu Mainz wird man in ein kleineres Dampfschiff von geringerer Kraft nach dem Grundsatze gebündelt, daß, weil es nur wenige Passagiere hier giebt, man auf deren Bequemlichkeit nicht so große Aufmerksamkeit verwenden könne; denn da der Rhein je schmaler desto schneller fließt, sollte nach jedem andern Princip um so größere Dampfkraft auf den Schiffen angewendet werden. Ich muß den Leser warnen, ja nicht das zu glauben, was ihm von der Dampfschifffahrtscompagnie vorgeschwindelt wird.

Barbiere galten einmal für Lügner par excellence; doch bin ich sehr geneigt, jenen neuen Compagnieen den Vorzug vor ihnen einzuräumen.

Die Charakterzüge des Rheins ändern sich, sobald man Mainz verlassen hat; seine Ufer werden flach und der Strom ist mit einer Menge Inseln betüpfelt, die, gleichwie die Ufer, mit Weidenbäumen bedeckt sind. Dennoch ist auch hier der Rhein noch immer schön; das Schwanken der Weiden vor dem Winde, die Schnelligkeit der Flußströmung, die Krümmungen des Stromes, die malerischen Ansichten der Thurmspitzen der Dorf-

kirchen, oder die wechselnden Landschaften, wenn der Strom durch einen Wald braus't, der sich an beiden Ufern erhebt, während das Schiff langsam dem Strom entgegen arbeitet — dies Alles ist keineswegs uninteressant.

Es versteht sich, daß wir nicht zu der im Dampfschiffscomptoir uns anberaumten Stunde zu Leopoldshafen anlangten, sondern erst spät in der Nacht eintrafen und Quartier im Wirthshause des erwähnten Oertchens nahmen, das nicht auf den Karten angedeutet steht, jedoch mit Postwagen und Pferden nach Karlsruhe versehen ist. Obschon man uns im Abfahrtsbüreau versichert hatte, daß wir Leopoldshafen in Einem Tage erreichen und am zweiten Tage in Straßburg sein würden, fanden wir doch, wie erst zwei Tage später ein Dampfschiff abginge, wir also, wenn wir nicht nach Karlsruhe gehen wollten, noch einen Tag länger in Leopoldshafen zubringen müßten. Unsere Frauenzimmer fühlten sich ermüdet und wünschten zu bleiben, wo wir waren. Wir schlenderten umher und belustigten uns recht angenehm. Folgenden Tags traf das Dampfschiff ein, fuhr aber leider nicht an einem Tage nach Straßburg, so daß wir am Bord übernachten mußten, welches mit einem Wagen voll kleiner Kinder und bei gänzlicher Ermangelung an Bequemlichkeit nicht sonderlich erquicklich war. Wir begaben uns an Bord des Dampfers, der ein elendes, kleines, mit schlechter Maschine versehenes Schiff von geringer Kraft war, und mußten nun in diesem den heftigströmenden Rhein hinanarbeiten. Auch in jeder anderen Hinsicht war das Fahrzeug schlecht versorgt, denn es hatte nur geringen Vorrath von Lebensmitteln und schlechten Wein, ohne eine einzige von den Bequemlichkeiten zu bieten, die den Passagieren auf den früheren

Dampfschiffen zu Diensten standen. Das Uebel ärger zu machen, befand sich eine zweite Familie mit Kindern an Bord, von denen späterhin Rede sein soll. Der Aufseher bemerkte uns, daß er nimmer erwartet hätte, so viele Leute an Bord zu bekommen, die nach Straßburg wollten, und daß er deshalb gänzlich unvorbereitet wäre. Wirklich schien dies auch der Fall zu sein.

Wir fuhren ab und erkannten bald, daß die Dampfkraft durchaus nicht im Verhältniß zu dem beabsichtigten Zwecke stand. Der Rhein nahm jetzt einen trostloseren Charakter an. Meilenweit war kein Dorf, viel weniger ein Städtchen zu erblicken, während das Hardtgebirge in der Ferne sich als eine blaue dichte Masse wies, der Strom hurtig durch schmale und tiefe Kanäle floß und die Hälfte des Flußbettes trocken erscheinen ließ. Zu Zeiten ging es durch höchst gefährliche Engen, wo die Wasser über Riffe und Felsblöcke brauseten und wirbelten, so daß wir oft genöthigt wurden, uns bis auf eines Fußes Breite an steiles, brüchiges Ufer zu halten, wo ausgerissene, an ihren Wurzeln hangende Bäume von der Heftigkeit zeugten, mit der die Strömung des Flusses zieht, wenn dieser durch das Schmelzen des Gebirgsschnees angeschwollen ist.

Wie man sich denken kann, hatten wir eine sehr langweilige Fahrt, indem wir höchstens anderthalb Meilen die Stunde zurücklegten; bisweilen rückten wir in solcher Zeitfrist keine hundert Ellen weit vor; ja, wir wurden manchmal durch die Strömung zurückgetrieben und kamen also eigentlich gar nicht vorwärts, wobei wir, da man die Dampfkraft erhöhete, die Gefahr einer Explosion zu fürchten hatten. Die Folge hievon war, daß, als der Tag sich neigte, der Conducteur die Meinung hegte, wir würden nicht um elf Uhr, sondern erst um

vier oder fünf Uhr des folgenden Tages in Straßburg eintreffen können. Es ward eine Elle weit vom Ufer geankert, und wir schickten uns an, so gut es gehen wollte, die Nacht zuzubringen.

Meine Reisegesellschaft bestand aus sieben Personen mit zwei Kindermädchen. Die andere zählte vier erwachsene Frauenzimmer, einen Herrn, vier Knaben, einen ostafrikanischen Neger und einen sogenannten Ochsenziemer. Letzterer spielte während der ganzen Ueberfahrt eine wichtige und höchst geräuschvolle Rolle. Der Herr war dem Anscheine nach einer von Denen, die sich Eklektiker nennen; er achtete wenig auf das, was vorging, und wies sich als ein friedliebender Mensch, auf dessen Gesicht geschrieben stand: »Alles für ein ruhiges Leben!« Eine der Frauenzimmer war seine Gattin, zwei andere, Jungfrauen reifen Alters, waren dem Anscheine nach seine Schwestern. Die vierte Dame, eine giftig ausschauende Person, zeigte sich als glückliche Mutter von vier hübschen Knaben, den ärgsten Rangen, die es jemals hat geben können. Mit Hülfe des Negers und des Ochsenziemers wurden die Jungen in Ordnung gehalten, und der Gebrauch des letzteren gereichte meinen Kindern zu unbeschreiblichem Erstaunen und Abscheu, so daß es der zornmüthigen Dame verletzend ward und sie, wenn sie nur gedurft hätte, meinen Kleinen gern ein Pröbchen von dem Zuchtinstrumente gegeben hätte. Die beiden jüngeren der vier Knaben bekamen die meisten Hiebe; dem jüngsten ward jede halbe Stunde ein Dutzend verabreicht. Die beiden älteren standen mehr unter der Obhut des Negers, der seine Fäuste, die von nicht geringem Kaliber waren, wacker zu gebrauchen wußte. Wir waren noch nicht fünf Minuten im Schiffe gewesen, so ging der Lärm schon los. Ich hörte den

Neger expostuliren: »Ihr dummen Jungen, was denkt Ihr denn? Wer hat denn je eine neue Tuchmütze ins Wasser gesteckt, um Fische darin zu fangen?« Solcher Tölpelstreiche gab es unzählige. Ich muß sagen, daß jene Anmahnung keineswegs aus wahrer Sorge für die Knaben hervorgegangen war, denn diese ließ der Neger auf dem Schiffe klettern und rennen, wo sie wollten, so daß ich jeden Augenblick erwartete, sie würden eine klägliche Beute des Maschinenrades oder des Rheins werden.

Die erwähnte Familie nebst Zubehör war eine indische Einfuhr, und ihr ganzes Treiben und Benehmen bestätigte dies, auch wenn sie es nicht selbst kund gemacht hätte; wiewohl sie dies nicht dadurch that, daß sie *mit* uns, sondern *neben* uns sprachen, denn ersichtlich war es, daß sie uns nicht für respectabel genug ansah, um uns in ihre Gesellschaft, auch nicht einmal für die kurze Zeit der Ueberfahrt, als Reisegefährten aufzunehmen.

Ich kann hier nicht unterlassen, eine Bemerkung in Bezug auf die meisten derjenigen Leute zu machen, die aus Indien kommen. Sie sind sämmtlich unzufrieden und möchten gern wieder umkehren. Der Grund davon ist einleuchtend; sie büßen sofort ihren Rang und ihre Bedeutendheit ein, und sinken in diejenige Gesellschaft zurück, zu der sie in England gehören. In Indien ist der Rang der im Dienste der Compagnie Befindlichen hochgestellt; allein wie angesehen ihr Stand oder ihre Emolumente in Indien sein mögen, so sind sie doch immer nur Handelsdiener, denen in England kein Rang gestattet wird. Gewöhnt an eine unbegrenzte Herrschaft und Gewalt über einen Rudel kriechender Sklaven und an jene besondere Aufmerksamkeit, die den Frauenzim-

mern da gezollt wird, wo dieselben eben nicht zahlreich sind, — gewöhnt, Neuangekommene in Protection zu nehmen, welche dann natürlich für solche zeitgemäße Artigkeit und Gastlichkeit sich dankbar beweisen; kurz, gewöhnt an Rang, Glanz, Reichthum und Macht, werden solche Leute, was gar nicht Wunder nehmen kann, mißvergnügt und mürrisch, wenn sie bei ihrer Rückkehr nach England sich all jener Vorzüge beraubt sehen und in der Gesellschaft eine Stellung einnehmen müssen, die keineswegs als angesehen abgeschätzt werden kann. Allerdings haben Manche, die sich in Indien aufhielten, namhafte Familienverbindungen und Connexionen, durch die ihnen bei ihrer Heimkehr in ihr Vaterland jeder Vorzug gesichert bleibt; immer aber besteht die Mehrzahl solcher Zurückkehrenden aus Individuen von niederer Herkunft, die durch Verwendung Anderer ihre indische Anstellung erhielten, und aus Frauenzimmern, die nichts weiter als ihr hübsches Gesicht besaßen und deßhalb auf Heirathsspeculation nach Indien geschifft worden waren. Zu welchem hohen Range nun solche Personen in Folge jahrelangen Aufenthalts in Indien auch gelangt sein mögen, so sind sie bei ihrer Heimkehr doch bedeutungslos, so daß, wenn sie nicht Reichthümer mitbringen, durch welche sie zu Nabobs gestempelt werden, ihnen nur geringe Hoffnung bleibt, in die bessere Gesellschaft aufgenommen zu werden.

Ich habe gesagt, daß die indianischen Heimkömmlinge nicht mit uns, wohl aber neben uns schwatzten. Der Herr war höflich und würde sich gern mit uns unterhalten haben; allein die Frauenzimmer unterbrachen ihn sogleich und gaben ihm irgend einen Auftrag, den er um des lieben Friedens willen auszurichten ging. Die Manier, neben Leuten zu reden, erinnert mich immer

an das Lustspiel »Der Kritikus,« in welchem der Held gefragt wird, wozu es nöthig sei, ihm die Sache zu erzählen, da er sie doch schon wisse? und er dann schlichtweg entgegnet, es müsse geschehen, damit die Zuschauer es erfahren. Auf diese Weise waren die Heimkömmlinge die Schauspieler und wir die zu unterrichtende Zuhörerschaft.

Das Gespräch zwischen den Erwachsenen lautete folgendermaßen:

»Du erinnerst Dich, wie artig Lord C* gegen uns in *** war.«

»Ja, was sollt' ich nicht.

»Lady D** hat mir's gesagt.«

»Ganz recht, ich weiß schon.«

»Ein allerliebster Herr, der achtbare Mr. C*!«

»Gewiß, ganz allerliebst.«

»Ja, ja, mit der Lady G** waren wir doch auf Du und Du.«

»Nun, natürlich waren wir's.«

In diesem Tone ging es den ganzen Tag fort, was mir denn sehr zur Erbauung gereichte. Wie erbärmlich, wie verächtlich ist solche Eitelkeit. Bei dem Fröhnen derselben, dem rüstigen Gebrauche des Ochsenziemers und einem kärglichen Mittagsessen ging uns der erste Tag hin, an welchem uns dann und wann ein paar Protectionsfragen an den Kopf geworfen wurden, worauf die Herrschaften sich wieder in das Schneckenhaus ihrer Ausgeschlossenheit zurückzogen. Die Nacht in der Kajüte war, wie man sich denken kann, nichts weniger als behaglich, indessen will ich nicht bei dem verweilen, was, wenn ich mich frei darüber äußerte, eine allerliebste Skizze der Menschennatur abgeben würde.

Wir sollten folgenden Tags um fünf Uhr Nachmit-

tags an dem Orte unserer Bestimmung eintreffen, krochen aber so lange, bis die Sonne endlich sank, als wir noch eine lange Strecke von dem Münster Straßburgs entfernt waren. Wir legten nochmals vor Anker, und mußten eine zweite Nacht auf dem elenden Schiffe und in so köstlicher Gesellschaft zubringen. Durch den Aufenthalt wurden unsere Reisegenossen noch ärgerlicher, als sie es schon waren; und hätte ich des Ochsenziemers nur habhaft werden können, so würde ich ihn gewiß über Bord geworfen haben. Der Kapitän schickte einen Mann ans Land, um uns etwas zu essen zu holen, denn der Steward erklärte sich an allen Nahrungsmitteln bankerott. Am nächsten Vormittag gelangten wir zu der Schiffbrücke zwischen Kehl und Straßburg, und endigten nunmehr eine höchst langweilige Fahrt, von der ich allen ferneren Reisenden zur Warnung eine getreue Schilderung entworfen habe. Unsere Reisegefährten ließen sich einmal so weit herab, uns zu eröffnen, daß sie (eine Gesellschaft von zehn Personen) England nur verlassen hätten, um einige Freunde in der Schweiz zu besuchen — eine kostbare Reise, die keineswegs mit dem Umstande zusammenstimmte, daß sie ohne eigenen Wagen und ohne weibliche Dienstboten reiseten. Sei dem, wie ihm wolle; wir trennten uns, ohne daß ein Wörtchen des Lebewohls oder des Scheidegrüßens gewechselt ward.

Viel von dem Malerischen des Rheins wird durch die Weinberge gestört, die in der Wirklichkeit sich als höchst unpoetische Gegenstände in einer Landschaft darstellen, indem sie ziemlich so aussehen, wie kleine, an den Rücken der Berge aufgestellte Infanteriebataillone. Merkwürdig ist es, in welchem flachen und dürftigen Boden der Weinstock fortkommt. Zu St. Michael gräbt man viereckige Löcher in den Vulkanfelsen, und der Wein

gedeiht darin. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wird der Constantiawein in nicht viel mehr als Sandboden gebaut. Ich untersuchte den Boden in einiger Tiefe und konnte nur Sand in ihm wahrnehmen. Die schönsten Trauben in Burgund erzeugen sich in einem Schieferboden, der mit einer kaum einen Fuß hohen Erdlage bedeckt ist.

Wir wissen, daß das Pflanzenreich, eben sowohl wie die Thiere, eine Art von Instinct hat, und mich dünkt, dieser Instinct hat, wie im Thierreiche, seine verschiedenen Grade. Den Weinstock z. B. halte ich für eine recht gescheidte Pflanze; hingegen bedünken Apfel- und Birnbäume mich sehr einfältig zu sein. Ersterer sucht sich fortwährend seine Nahrung, indem er seine Wurzeln in der Erde fortschlängelt, um das ihm Dienliche einzusaugen; findet er dieses nicht niederwärts, so schlängelt er seine Wurzelfasern weithin nach allen Richtungen, bis er findet, was er sucht. Man behauptet, der berühmte Weinstock zu Hampton-Court habe seine Wurzeln unter einem Flußbette hingeschlängelt, um Nahrung aus dem Boden des jenseitigen Ufers zu gewinnen. Ein Apfel- oder Birnbaum dagegen giebt sich solche Mühe nicht, ja, er vermeidet nicht einmal ihm Schädliches. Man pflanze solchen Baum in eine Erdschichte von drei oder vier Fuß über Thon oder Mergel, so wird er so lange gedeihen, als seine Wurzeln in der Erdschichte bleiben; dringen jedoch die Saugwurzeln hinunter in den Thon oder Mergel, so erkrankt der Baum und stirbt ab. Um dies zu verhüten, legt man oben auf den Mergel eine Lage von Ziegelsteinen, so daß die Wurzeln des Baums sich von derselben abkehren und nicht in perpendikularer, sondern in horizontaler Richtung fortwachsen, und der Baum sein Gedeihen behält. Versäumt man

aber, dem Baume diesen Beistand zu leisten, so begeht der Narr Selbstmord, indem er blindlings in sein Verderben rennt, während der Weinstock nicht nur dies vermeidet, sondern auch jegliche Anstrengung aufbietet, um das zu erlangen, was zu Erhaltung seiner Gesundheit und Kraft nothwendig ist. Der Weinstock stellt sich demnach ungleich instinctvoller als der Apfel- und Birnbaum heraus.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Straßburg.

Zuverlässig ist uns der Trieb eingepflanzt, irgend Etwas zu lieben; unsere Neigungen des Herzens sollen eigentlich nie erschlaffen, und lenken sie sich nicht auf das andere Geschlecht oder auf unsere Kinder, so werden sie nach irgend einem andern Gegenstande suchen. Dies ist der Grund, warum alte Junggesellen so eingenommen für ihre Neffen und Nichten sind; denn Blutsverwandtschaft hat nichts damit zu schaffen; und warum alte Jungfern so große Stücke auf Hunde, Katzen und Papageien halten. Zu Zeiten nehmen die Gemüthsneigungen in ihrem Verfolgen eines Gegenstandes ungleich wilderen Flug an, so daß sich eine seltsame Idiosynkrasie herausstellt; dennoch erweiset sich daraus, daß wir von der Natur dazu bestimmt sind, irgend Etwas zu lieben. Ich habe nachgedacht, wie weit dies Princip sich wohl durch das Universum erstrecken mag, und ob wir nicht auch in untergeordneten Kreaturen des Thierreiches

Spuren davon wahrnehmen, ob wir nicht eben sowohl als im Menschen, auch in den Thieren einen kleinen Nachklang vom Paradiese erspähen können, das die letzteren mit ersterem theilten. Bekannt ist es, daß einige Thiere eine starke und seltsame Vorliebe für andere Thiere fassen. Wird diese Vorliebe nicht vielleicht in Hausthieren bloß deßhalb wahrnehmbarer, weil diese beständig unter unseren Augen leben? Bisweilen, und besonders wenn es Muttergefühle betrifft, treffen die auffallendsten Antipathien zusammen. So weiß man, daß eine Katze, der man ihre Jungen genommen hatte, eine Brut junger Ratten aufsäugte; in diesem Falle halte ich jedoch den Instinct für den mächtigsten Agenten. Wilde Thiere, die man eingesperrt hält, zeigen den nämlichen Hang. Oft hat ein Löwe in seinem Käfige große Vorliebe für ein Hündchen gezeigt, das man ihm hingeworfen hatte, damit er es verschlingen möchte; niemals jedoch hat es ein Beispiel gegeben, daß ein Löwe oder ein anderes wildes Thier, das seinen Käfig mit einem Weibchen oder auch nur mit einem Geschöpfe seines Gleichen theilte, das Leben eines andern ihm vorgeworfenen Thieres geschont hätte. Eben diese Vorliebe wird auch Erzeugerin der Zwitter, welche im Zustande der Wildheit nicht vorkommen können. Vielleicht giebt es kein wilderes und grämlicheres Thier als den Bären, wenn er ausgewachsen ist; Furcht läßt ihn gehorsam werden, doch niemals zeigt er Anhänglichkeit an seinen Hüter; dennoch ist mir unlängst ein Fall erzählt worden, der selbst von der erwähnten Vorliebe in einem Bären zeugte. Der Beweis von dem Ingrimme des Bären ist genügend durch die bekannte Thatsache herausgestellt worden, daß, obschon Martin, der alte Bär in dem »jardin des plantes« zu Paris, fast zwanzig Jahre in

seiner Grube eingesperrt gewesen, und während dieser Zeit kein Tag vergangen war, an welchem er von den im Garten spazierenden Personen nicht reichlich gefüttert ward, er doch einen Menschen, der unglücklicher Weise zu ihm in die Grube fiel, augenblicklich zerriß. Inzwischen scheint es, daß nicht alle Bären so bösherzig als Monsieur Martin sind. Herzog Leopold von Lothringen hatte lange Zeit einen Bären, der unter dem Glacis, nahe den Pallisaden, an einer Kette umherging. Zwei arme Savoyardenknaben, die, wie sie in der Regel zu thun pflegen, ausgewandert waren, um in der Fremde sich etwas Geld zusammenzubringen, hatten unter einem der Vorwerke Schutz gegen heftiges Schneegestöber gesucht. Einer von ihnen, den die Kälte betäubte, wollte suchen, ob er nicht ein wärmeres Lager finden könnte, und kroch endlich, da der Schnee immer dichter fiel, fast ganz erschöpft in die Höhle oder Grube des Bären. Das Thier, weit entfernt, den Knaben zu zerfleischen, nahm denselben in seine Vorderpfoten und drückte ihn an den eigenen warmen Zottelpelz, bis der Bursche sich völlig erholt hatte. Ein Bär pflegt Jeden mit offenen Armen zu empfangen, wie immer auch seine letzte Entscheidung beschaffen sein möge; jedoch im vorliegenden Falle stellte diese sich sehr günstig heraus. Als der arme kleine Junge sich so gut quartiert fand, entschlief er und kroch folgenden Morgens hervor, um nach Lebensmitteln zu suchen, die er jedoch nicht fand. Frost und Hunger trieben ihn wieder zu dem Lager des Bären, der sich nicht nur freute, ihn zu sehen, sondern sogar einen Theil seines Abendbrotes für den Knaben zurückgelegt hatte. Dieser freundschaftliche Umgang setzte sich einige Tage lang fort, so daß endlich der Bär niemals eher seine Mahlzeit verzehrte, als bis der Savoyard sie mit ihm

theilte. Der Herzog, der endlich diese seltsame Freundschaft erfuhr, ließ den Knaben vor sich führen und sorgte fürstlich für das fernere Fortkommen desselben. Ich zweifle nicht, daß der ähnlichen Beispiele mehrere aufzufinden sind. Uns Menschen erscheinen wilde Thiere gleicher Gattung von einerlei natürlichem Hange zu sein, weil es uns an Gelegenheit gebricht, sie genau und scharf zu beobachten; dennoch sollte man denken, daß eben die Verschiedenheit der Gemüthsart (um mich dieses Wortes zu bedienen), die wir an gleichnamigen Hausthieren, wie Pferd und Hund, wahrnehmen, auch in wilden Thieren vorhanden sein dürfte, so daß Abschattungen von Tugend und Laster eben sowohl in Löwen, Tigern, Bären und anderen Thieren anzutreffen wären, und daß sowohl in Thieren wie in Menschen, mehr oder minder gemäß ihrer natürlichen Beschaffenheit, ein Ueberbleibsel jener Zuneigung vorhanden sei, die im Garten unserer Stammeltern den Geschöpfen so tief eingeprägt war, daß der Löwe sich neben dem Lamme hinstreckte. »Gott ist die Liebe,« sagt die heil. Schrift; und ehe Satan Weg zu dieser Erde fand, war Alles auf dieser Erde Liebe, denn nur Gott waltete auf ihr. Gegenwärtig hat der Mensch mit den beiden Principien des Guten und Bösen zu ringen. Als seine Natur verändert ward, ging ein Gleiches mit der der Thiere vor; da nun aber das Princip im Menschen nicht erlosch, warum sollte nicht ein Theil davon in den übrigen Geschöpfen übrig geblieben sein, die mit dem Menschen das Paradies bewohnten, und deren wilde Natur erst dann erwachte, als sie zusammt dem Menschen aus jenem Wohnorte des Friedens vertrieben wurden?

Das zuthulichste Thier, das ich kenne, ist der gemeine braune Mongus, ein Geschöpf zwischen dem Eich-

hörnchen und dem Affen, das ganz des letztern Lebhaftigkeit, doch keine Spur von dessen Bosheit besitzt. Leider kommt es in Europa nicht fort, sonst würde es die Katze gänzlich verdrängen. Es ist höchst reinlich, und von seiner Anhänglichkeit kann sich nur Der einen Begriff machen, der jenes Thier beobachtete. Es springt auf die Schulter seines Herrn oder in das Bette desselben und ringelt ihm seinen langen buschigen Schweif gleich einer Boa um den Hals, und verweilt so stundenlang, wenn es ihm gestattet wird. Ich erinnere mich, wie ein solches Thier, zu großer Bekümmerniß seines Herrn, in seinem Körbchen lag und dem Sterben nahe war. Ehe es jedoch verendete, kroch es aus seinem Stroh hervor, schleppte sich zu seinem Herrn und an dessen Brust hin, wo es seine letzten Kräfte anstrengte, ihn mit seinem Schweife zu umschlingen; und alsdann erst verschied es.

Auch Hasen und Kaninchen sind sehr gemüthliche Thiere. Eine meiner Töchter hatte ein von ihr aufgefüttertes Kaninchen. Das Thier wuchs ziemlich groß und ward wie ein Hund völlig zum Hausthiere. Ueberall lief es den Hausgenossen nach, und lag im Winter neben dem Kamine, wo es seine Pfoten sorglos von sich streckte und sich kaum entfernte, wenn man es wegstieß. Die Katze durfte sich ihm nicht nähern, wenn sie nicht übel von ihm zugerichtet sein wollte, so daß sie sich höchstens nur in der Küche sehen lassen konnte, obschon sie auch dort bisweilen von dem Kaninchen weggetrieben ward. Hasen und Kaninchen, so wie rehartige Thiere, vertheidigen sich durch Schläge mit ihren Vorderpfoten, und die Hiebe, die sie versetzen können, fallen schwerer, als man es sich wohl vorstellt. Eines Tages stand ich an einen Baum gelehnt auf dem Anstand. Ich hatte mein Gewehr in der Hand und mußte wohl in tiefes Nach-

denken versunken sein, als ich hinter dem Baume ein Rasseln und dann ein Gequiek vernahm. Ich sah mich um und erblickte einen seltsamen Kampf zwischen zwei Hasen und einem Iltis. Die Hasen waren ein Männchen und ein Weibchen, die ihr Junges, das kaum sechs Wochen alt sein konnte, zwischen sich hatten. Der Iltis, ein kleiner Satan, dem von der Nasespitze bis zum Schwanzende alle Haare sich sträubten, war etwa zwei Ellen weit von ihnen und umkreisete sie, um eine Gelegenheit wahrzunehmen, das Häschen, nach welchem er trachtete, zu erhaschen. Gleich ihm aber dreheten sich auch die Hasen in einem Kreise herum, von welchem ihr Junges den Mittelpunkt abgab. Endlich that der Iltis einen Sprung gegen das Häschen; doch schlugen die beiden Hasen mit ihren Vorderpfoten so gewaltig auf ihn los, daß ich es nicht für möglich gehalten haben würde, wenn ich es nicht gesehen hätte. Die Hiebe fielen schwer und hageldicht und der Iltis mußte sich zurückziehen. Nachdem er sich jedoch zurechtgeschüttelt hatte, erneuerte er seine Angriffe, die während einer Zeitfrist von zehn Minuten jedesmal zurückgeschlagen wurden. Da er jedoch bei jedem seiner Sprünge seine Zähne in das Fleisch des armen Häschens hackte, so quiekte dies endlich noch einmal, sank auf den Rücken und starb, während Vater und Mutter fortwährend dem Iltis Widerstand leisteten. Letzterer zeigte eben so viel Klugheit als Herzhaftigkeit, denn sobald er sah, daß das Häschen todt war, ging er von dannen. Die Hasen wendeten sich zu ihrem Jungen, beschnupperten es, stießen es mit der Nase und hüpften endlich, da sie sehen mochten, daß es mit dem Thierchen vorbei war, langsam hinweg. Kaum waren sie in die Büsche geschlüpft, so kam der Iltis zurück, warf sich das Häschen, das

zweimal so groß als er selbst war, auf die Schultern, und lief im Galop mit seiner Beute davon, wodurch er mich im Kleinen an den bengalischen Tiger, der einen Bullochsen fortschleppt, erinnerte.

Wäre der Elephant nicht ein so höchst unbeholfenes Geschöpf und dabei von höchst unzuverlässiger Gemüthsart, so verdiente er wegen seiner überwiegenden Intelligenz zu einem Lieblingsthiere gemacht zu werden; jedoch ein Elephant in einem Wohnzimmer würde einige Unbequemlichkeiten verursachen; und läßt man auch einen kleinen Zornanfall in einem drei Pfund schweren Schooßhündchen gelten, so dürfte doch der Ausbruch des Verdrusses eines Elephanten, wenn dieser auch hinterher sehr bekümmert darüber ist, höchst ernsthafte Folgen haben. Der Aerger und die Reizbarkeit eines Elephanten äußert sich oft auf seltsame Weise. Zu gewisser Jahrszeit verläßt ein Elephant bisweilen die Heerde und lebt einsam in den Wäldern. Man schreibt dies Thun, und wie ich glaube, mit Recht, den schwächeren männlichen Elephanten zu, die von stärkeren Brüdern verjagt wurden und sonach unglückliche Liebhaber abgaben. In solcher bedauernswerthen Lage ist der Elephant höchst bösgesinnt und spielt völlig so phantastische Streiche, als jemals einer von den Rittern der Tafelrunde es weiland bei ähnlichen Veranlassungen that.

Als ich mich zu Trincomale befand, hatte ein auf solche Weise mißgestimmter Elephant in einer Entfernung von etlichen Meilen Besitz von der Heerstraße genommen, und wollte aus Gründen, die wohl Niemandem besser als ihm selbst bekannt sein konnten, keinen Menschen die Straße passiren lassen. Er verweilte versteckt im Röhrig bis er Jemanden kommen sah, brach dann hervor und begann seinen Angriff. Es ist dort

Sitte, sich in Palankinen von einer Gegend der Insel nach der andern tragen zu lassen, wie solches überhaupt in Indien geschieht. Sobald sich nun ein Reisender in einem Palankin zeigte, stürzte der Elephant aus seinem Schlupfwinkel auf denselben los; die Träger, die Eingeborne zu sein pflegen, wußten, daß Erörterung hier übel angebracht sein würde; setzten also den Palankin hin und ergriffen die Flucht. Dem Reisenden blieb dann nichts weiter übrig, als auszusteigen und ebenfalls zu fliehen, weil es ihm sonst unfehlbar das Leben gekostet haben würde, denn der Elephant stämmte sofort seine Kniee gegen die Sänfte und zertrümmerte sie in Atome. Hatte er dies bewerkstelligt, so pflegte er die Fragmente in alle Winde zu zerstreuen, wobei er alle im Palankin befindlichen Reisebedürfnisse, als Hemden, Beinkleider, Stiefel, Flaschen, Bücher u. s. w. auf das Sorgfältigste in Augenschein nahm und sie dann ebenfalls vernichtete. Zeigte sich der Briefbote, so ward er von dem Elephanten so lange verfolgt, bis er diesem den Ranzen mit allen privativen wie officiellen Briefschaften herausgab. Der Ranzen ward dann geöffnet, jeder einzelne Brief aufgerissen, zerfetzt und in die Lüfte verschleudert. Auf diese Weise behielt der Elephant Besitz von der Heerstraße, so daß er mehrere Wochen lang allen Reise- und Geschäftsverkehr aufhob, bis es allerhöchst seiner Laune gefiel, die Leute fortan in Frieden reisen und correspondiren zu lassen. Wer kann nun dies seltsame Ergebniß erklären? Es glich der Raserei eines vernünftigen Wesens. Wenn ich nicht irre, geschah es bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kapitäns Owen auf der Ostküste von Afrika, als etliche von dessen Leuten durch Elephanten angegriffen und zu Boden geworfen wurden. Statt daß aber die Elephanten die

Menschen tödteten, wie man es wohl von ihnen hätte erwarten mögen, sogen sie in ihren Rüssel eine Menge Schlamm und sprützten diesen den Leuten in den Mund, so daß sie hätten ersticken mögen. Hierauf gingen die Thiere ruhig von dannen. Ein anderes Mal stampften die Elephanten mit ihren Vorderfüßen den Männern Arme und Beine, doch so, daß sie sie nur quetschten, dabei aber sich wohl in Acht nahmen, ihnen die Knochen zu verletzen. Offenbar waren dies eigenthümliche, von den Elephanten, und zwar von wilden Elephanten, ersonnene Folterarten. Zuverlässig verknüpft sich mancherlei Unbegreifliches mit diesen Thieren.

Man hat den Löwen zum Könige der Thiere gestempelt; ich aber halte ihn für einen Usurpator, den nur die öffentliche Meinung und die daraus erfolgende Huldigung auf dem Throne dulden, weil sein äußeres Erscheinen etwas Majestätisches hat. In jeder andern Hinsicht ist er der Herrscherwürde unwerth. Er ist der Oberste vom Katzengeschlecht und besitzt allen Verräthersinn, alle Grausamkeit und alle Blutgier, die dieser Thierart in so hohem Grade eigen sind. Gleich dem Tiger und der Katze geht der Löwe nicht geradezu auf seine Beute los, sondern überfällt sie aus einem Hinterhalte. Freilich wehrt er sich tapfer gegen seine Angreifer, wenn er verwundet ward, doch das thut der Tiger ebenfalls.

Meines Dafürhaltens ist das Pferd das edelste aller Thiere, und mir thut es leid, sagen zu müssen, daß es unter allen Creaturen in England am schlechtesten behandelt wird; denn ich erinnere mich nicht, irgendwo auf dem Festlande dem Pferde so übel mitgespielt gesehen zu haben, als in meinem Vaterlande, wo man die elendesten lahmen, blinden und ausgemergelten Gäule

kläglich vor schwer bepackten Karren sich fortschleppen sieht, bis sie in ihr Grab taumeln. Auf dem Festlande kennt man solche Pferdequälerei nicht. Wollten wir Engländer uns die Mühe geben, unsere Pferde ein wenig zu studiren, so würden wir über die Intelligenz und Anhänglichkeit dieses edlen Thiers zu erstaunen haben; allein wir überlassen dasselbe unseren Stallknechten, die es lieber mit Härte als mit Freundlichkeit behandeln. Freilich habe ich schon in Füllen verschiedene Gemüthsarten wahrgenommen; einige sind sanfter und zuthulicher als andere; inzwischen mögen sie als Füllen noch so sanft und zuthulich sein, werden sie doch bald durch die Grausamkeit und den Unverstand ihrer Stallwärter verderbt. Die Sympathie, welche zwischen dem Araber und dessen Pferde obwaltet, ist bekannt. Das Pferd streckt sich im Zelte hin, und des Kriegers Kinder fürchten nicht nur keinen Schlag von dem Thiere, sondern kollern sich auf und mit demselben am Boden herum. Dies ist reine Folge freundlicher Behandlung. Von einem Gegensatze hievon liegt mir ein Beispiel vor, welches von vorherrschender Bosheit des Thieres zeugte. Die Pferde, deren man sich in Westindien bedient, werden vom spanischen Festlande herüber geliefert und sind ursprünglich von andalusischer Zucht, die theils von Araber-, theils von Berber-Rossen herstammt. Auf den Prairieen eingefangen, werden sie folgendermaßen gezähmt. Der Pferdejäger führt sie hinab an die Meeresbucht, wo er sie zum ersten Male sattelt und zäumt und sie dann mit einem Paar Sporen besteigt, deren Räderzacken einen Zoll lang sind. Sobald das Thier nun den Versuch macht, seinen Reiter abzusatteln, stachelt dieser es ins Wasser und jagt so lange in diesem mit dem Gaule herum, bis das Thier ganz erschöpft ist.

Man wiederholt dies einige Male und so lange, bis das Thier sich fügsam zeigt, welches nun als ein zugerittenes Pferd nach den Inseln verkauft wird. Einer meiner Freunde besaß einen schönen, auf solche Weise erhandelten Gaul. Er hatte ihn noch keine Woche lang besessen, als das Thier mit dem Negerjungen, der es ferner zureiten sollte, durchging. Der Junge ward bügellos und fiel in den Sand. Das galopirende Pferd lief noch eine kleine Strecke weit, hielt dann an, kehrte um, galopirte zurück zu dem Negerjungen, der sich noch nicht von dem Sturze hatte erholen können, und hörte mit seinen Hufschlägen nicht eher auf, als bis des armen Burschen Hirn auf die Heerstraße hingespritzt war. Hierin lag doch ersichtlich vorbedachte Rache!

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Straßburg ist voll von allem Pomp und allen Vorbedingungen des Krieges. Da es einer von den Schlüsseln Frankreichs ist, so hat es eine Besatzung von zehntausend Mann, und Trommelwirbel und Parademusik wiederholen sich tagtäglich daselbst, welches denn wenigstens zu großer Freude der Kinder gereicht. Straßburg ist eine wohlgebauete Stadt, obgleich die meisten Häuser sehr alterthümlich sind und hohe spitze Giebel haben, in denen sich drei Stockwerke Dachzimmer befinden. Ich bin sehr für den Charakter der Elsasser eingenommen, der eine glückliche Mischung französischer, schweizerischer und deutscher Gesinnung ist. Da mich keineswegs Eile

trieb, habe ich mich hier zehn Tage lang aufgehalten, und mag wohl sagen, daß der Ort viel Empfehlenswerthes besitzt. Er ist lebhaft und gewühlreich. Die Spaziergänge außerhalb der Basteien sind angenehm; auch lebt man hier ziemlich wohlfeil. Inzwischen steht die Stadt im Rufe eines ungesunden Ortes, und ich fürchte, es hat damit seine Richtigkeit. Sonderbar bleibt es, daß der Münster, der schon so oft durch den Blitz hat leiden müssen, noch immer nicht mit einem Wetterableiter versehen worden ist. Vor einigen Jahren traten zu solchem Zwecke die Behörden zusammen; es ward dabei viel für und gegen die Sache geredet, allein man kam zu keinem Resultate.

Ich traf hier mit einem Landsmanne zusammen, dem man füglich die Frage hätte aufwerfen können: »Was zum Geier wollen Sie denn hier?« Er war ein alter ehrlicher Siebenziger, der, nachdem er die ihm gewordenen reichlichen Lebensjahre glücklich in der Heimath zugebracht hatte, jetzt der Grille nachging, den Rhein zu bereisen, ohne irgend ein Wort einer andern Sprache als seiner Muttersprache zu verstehen. Wahr genug sprach er, als er mir sagte, er habe angefangen, die Welt zu einer Zeit zu besehen, zu welcher er eigentlich auf sein Abscheiden von ihr sich gefaßt zu machen hätte. Er beehrte mich mit dem Amt eines Dolmetschers, so lange er blieb, und ich war herzlich froh, als ich ihn wieder im Dampfboot und auf der Heimkehr wußte.

Eine Merkwürdigkeit Straßburgs ist es, daß die hier befindlichen Protestanten und Katholiken jederzeit, und auch noch jetzt, in einem so freundschaftlichen Verhältnisse leben, daß sie darin als Muster aufgestellt werden können. Indem ich die Geschichte der Stadt überblicke, finde ich nicht, daß sie jemals einander ver-

folgt hätten; allein wenn sie dies auch nicht thaten, so muß doch leider von ihnen gesagt werden, daß sie die Juden nimmer verschonten. Zur Zeit der Pest verklagten sie diese Aermsten, als wäre die Seuche dadurch entstanden, daß die Brunnen von den Juden vergiftet würden, so daß die Christen von diesen nur zweitausend mit einem Male verbrannten! Mich wundert's, daß, als der Blitz in den Münster fuhr, sie nicht zweitausend andere Juden in den Rhein ersäuften. Seltsames Christenthum, das, wenn es von der Hand Gottes sich getroffen fühlt, sich dadurch rächt, daß es Hand an die Mitgeschöpfe legen läßt!

Ich hatte hier bei einem Professor ein kleines Gewerbe zu bestellen. Der Mann belustigte mich höchlich. Er bildete sich nämlich ein, englisch sprechen zu können. Vielleicht hatte er es vor Jahren gekonnt; jetzt jedoch mußte ihm entweder alles davon entfallen sein, oder aber, was mir wahrscheinlicher war, er hat nie ein Wort davon verstanden. Ich redete ihn französisch an und richtete meinen Auftrag aus.

»Sir, you speak English,« fing der Herr Professor an. Ich bejahete.

»Then, Sir, I tell you that —« hier hielt er betroffen und nachsinnend einige Minuten lang inne, konnte jedoch keine Silbe weiter hervorbringen.

»Sprechen Sie französisch, mein Herr,« sagte ich. »Ich sehe, daß Ihnen irgend ein Wort in unserer Sprache nicht gegenwärtig ist.« Ich legte ihm hierauf eine andere leitende Frage vor, worauf er antwortete:

»Yes, I recollect that very well, and I —« Abermals entstand durch das ihm mangelnde Verbum eine dumpfe Pause. Ich verharrte eine Minute lang schweigend, allein des Mannes Gedächtniß wies sich eben so

verrätherisch, als er selber hartnäckig darauf bestand, englisch sprechen zu wollen. Nach mehreren von seiner Seite durchaus vergeblichen Versuchen hierzu mußte ich die Unterredung aufgeben, da er von seiner Grille nicht abging, ich aber bis an mein Lebensende hätte stehen und warten können, ehe er das Wort, das er suchte, gefunden haben würde. Zum Glück war das von mir auszurichtende Gewerbe nicht von Erheblichkeit; es mag daher nicht viel geschadet haben, wenn der Herr Professor mich nicht verstand.

Heute früh schlenderte ich in einen kleinen Tabacksladen, um meine Dose füllen zu lassen; und da es schwül war, ließ ich mir's gefallen, mich für einige Augenblicke zu setzen und ein Gespräch mit dem jungen Frauenzimmer anzufangen, die den Verkauf besorgte. Unter anderen Dingen fragte ich sie auch, ob der Laden ihr gehörte, worauf sie versetzte, sie hätte die Licenz dazu gepachtet. Dies fiel mir auf, und ich erkundigte mich, ob sie nicht solche Licenz für sich kaufen könnte. »Ei nicht doch,« antwortete sie lachend, »ich möchte denn irgend einen Krüppel heirathen, den der Dienst invalid gemacht hat.« Sie berichtete mir nun, daß man, statt alten ausgedienten Soldaten eine Pension auszusetzen, denselben, und nur ihnen, die Erlaubniß ertheilt, Taback zu verkaufen. Diese Privilegirten können nun den Verkauf selbst betreiben, oder ihre Licenz, so vortheilhaft für sie als möglich, an Andere verpachten.

Ich bemerke, daß jetzt statt des napoleonischen Adlers der gallische Hahn auf den Fahnenstangen der Landesarmee paradirt. Freilich ist der Hahn als ein imponirender Vogel hingestellt worden, bei alldem ist jedoch ein Hahn kein Adler. Die Reime, die bei dieser durch

Louis Philipp bewirkten Umwandlung verfaßt wurden, klingen ziemlich sarkastisch folgendermaßen: —

»Le vaillant coq Gaulois
Grattant sur le fumier,
A fait sortir le roi
Louis Philippe Premier,
Qui par juste recônnaissance
Le mit dans les armes de France.« *)

Vergangene Nacht schlief ich gar nicht wohl, denn unser waren zu viele im Bette, und noch dazu lauter Philosophen; ich selber höre mich gern einen Philosophen nennen, und die Flöhe, wenigstens die französischen, müssen ebenfalls dafür gelten, da ein französischer Witzling sie zu der »Secte — d'Epicure (des piqueurs) gezählt wissen will.

Engländer, die den Rhein hinauf nach der Schweiz reisen, schlagen gewöhnlich den Weg auf der deutschen Seite des Stromes ein, und nur Wenige bereisen den Elsaß; thun sie dies aber, so berühren sie Colmar nicht, weil sie gern die kürzere Straße wählen. Da ich den längeren Weg vorzog, so werde ich hier mit wenigen Worten den Charakter des Landes skizziren. Man kommt durch das flache, überaus fruchtbare Rheinthal, dessen Einförmigkeit durch nichts als das vogesische Gebirge unterbrochen wird, welches man etwa acht (engl.) Meilen weit zur Rechten hat. Auch kommt man dann und wann durch das Bett eines winterlichen Berggewässers.

Die Kathedrale zu Colmar ist höchst sehenswerth;

---

*) Als der tapfere gallische Hahn im Miste scharrte, kratzte er den König Louis Philipp heraus, der in geziemender Erkenntlichkeit ihn dafür in die Wappen Frankreichs versetzte. Der Uebersetzer.

zeigt ihre äußere Bauart sich auch nicht als merkwürdig, so sind doch ihre gemalten Fenster völlig so schön, wie die zu Straßburg; und in Einem Punkte übertrifft sie alle Hauptkirchen, die ich jemals sah, und zwar in ihrer Emporkirche, die treffliches Eichenschnitzwerk und gute eingelegte Gemälde zeigt. In ihren Verzierungen ist sie solider, von besserem Geschmacke und minder trivial als irgend eine, die ich kenne. Auch hat sie eine sehr schöne Kanzel, die ganz und gar, sammt der zu ihr hinaufleitenden Geländertreppe, aus schönem Marmor gefertigt ist. Einige alte Gebäude in Colmar überraschen durch ihre sonderbare Bauart, die sehr oft rein saracenisch ist.

Da die Wege hier sehr gut sind, gelangten wir zeitig nach Basel.

So befinde ich mich denn abermals in der Schweiz. Weit größeres Vergnügen gewährt es mir, ein Land, das angenehme Erinnerungen in mir erweckt, von neuem zu besuchen, als eine bisher unbereisete Gegend zu durchspähen. Im letzteren Falle habe ich mich gewöhnlich getäuscht fühlen müssen. Besuchen wir die Oerter wieder, an denen wir unsere Kinderjahre verlebten, so finden wir gemeiniglich, daß wir das lebhafteste Gedächtniß für das haben, was jene Oerter uns in unserer Kinderzeit zu sein schienen, wie wenig dies auch mit unseren Ansichten zusammentreffen möge, nachdem unsere Ideen und Geisteskräfte sich nach Maßgabe unserer Körpervergrößerung entwickelten und erweiterten.

»Ist's möglich?« dachte ich, als ich nach einem Zeitraume von funfzehn Jahren aus bloßer Neugier das Vaterhaus wieder besuchte und das meine Aeltern längst verkauft hatten. »Ist dies der Fischteich, der mich so umfangreich, dies die Wohnung, die mich so geräu-

mig zu sein bedünkte? Es sind ja bloße Nußschalen!« Ich sollte meinen, wir schätzen die relative Größe der Gegenstände nach dem Verhältnisse unserer Statur ab; so daß den Kindern, eben weil sie nur halbe Menschengröße haben, alle Dinge doppelt so groß erscheinen, als sie es wirklich sind. Jedoch nicht bloß die uns umgebenden Gegenstände, sondern auch Alles in der moralischen Welt kommt uns als viel größer vor. Unsere Freude ist zwiefach so groß als die Freude Anderer, und unsere Bekümmerniß, wenigstens für den Augenblick, ist doppelt so tief. Unsere Begriffe von Recht und Unrecht messen sich nach gleichem Maßstabe ab; kleine Vergehungen sehen wir für die schwersten Verbrechen an, und die leichteste uns verabreichte Züchtigung genügt, uns in Thränen zerfließen zu lassen, bis uns Verzeihung worden ist. O Himmel! dem Manne sind alle jene kindhaften Ansichten verloren gegangen, und mit Wahrheit sagt Byron deßhalb:

»Nicht mehr, nicht mehr, o nie mehr wird auf mich
Wie Himmelsthau des Herzens Frische fallen!«

Die Kathedrale zu Basel ist beinahe tausend Jahre alt — ein gereiftes hohes Alter, selbst für eine Kathedrale. Ich glaube, daß nur in der Schweiz, in England und Holland man die Protestanten im Besitze derjenigen Kirchen findet, die zum Gottesdienste der Katholiken erbaut wurden.

Ich lernte einen hier seit mehreren Jahren ansässigen, höchst einsichtsvollen Franzosen kennen. Eine der ersten Fragen, die ich ihm stellte, war folgende:

»Seit länger als zwanzig Jahren ist die Schweiz mit Engländern und anderen Besuchenden überfluthet, die eine ungeheuere Summe Geldes im Lande verzehrten — was ist aus all diesem Gelde geworden?«

Mir ward unter der Bemerkung, daß die Frage nicht berücksichtigt zu werden verdiente, folgende Antwort:

»In der Schweiz giebt es keine Girobanken, und wenn die Grundstücke auch ihre Eigner wechseln, so bleibt das Geld dennoch im Lande. Wir haben hier,« sprach mein neuer Freund weiter, »einige wenige Millionäre, die ihr Geld nach Frankreich hin gegen gute Hypotheken verleihen; allein alle übrigen Geldinhaber lassen ihre Kapitalien ungenutzt. Der Geldzins ist so niedrig, daß Kapitalisten zu zwei und ein halb vom Hundert ihr Geld weggeben! und im Allgemeinen läßt der Schweizer seine Baarschaften lieber im Kasten liegen, als daß er sie gegen den geringen Zins verleihet, den er dafür erhalten kann. Gegenwärtig befindet sich mehr baares Geld in der Schweiz, als in irgend einem Lande Europa's, ja vielleicht mehr als in dem ganzen übrigen Europa. Ein Schweizer ist vernarrt in sein Geld, aber er macht keinen Gebrauch von demselben; auch ändern unsere Millionäre durchaus nicht ihre höchst einfache Lebensweise.« Mein Berichterstatter fuhr fort: — »Gegenwärtig haben diejenigen, welche ihr Geld in Basel verzehren können, dabei angefangen, sich einzuschränken, jedoch nicht aus Sparsamkeit, sondern aus Uebelwollen. Diejeniger Bürger, die Landhäuser besitzen, welche sie während des Sommers zu beziehen pflegten, haben dieselben aufgegeben, so daß, wenn jetzt Jemand sich in diesem Canton niederlassen möchte, er ein solches Haus für die Hälfte dessen würde kaufen können, was es werth ist. Die Ursache davon ist, daß hier ein Zwiespalt zwischen den Stadtbürgern und den Insassen der Stadtumgegend obwaltete. Der Canton wollte beim Vororte ein Gesetz durchbringen. Dies mißglückte. Man verlangte nämlich eine verhältnißmäßigere Vertheilung der

Gesandschaften bei der Tagessatzung, indem die Bewohnerzahl der Umgegend Basels etwa 40,000 beträgt, die Stadt Basel aber nur zehntausend Seelen enthält, die Stadt dennoch zwei Drittheile der Gesandtschaft, die Umgegend jedoch nur Ein Drittheil derselben abgiebt, und wogegen die Letztere Einwürfe gemacht hatte. In Folge dieser Spaltung wollten die Stadtbürger sich rächen, wollten nicht mehr im Sommer ihr Geld auf dem Lande unter den Klagbargewordenen verzehren, und beziehen demnach ihre Villa's nicht mehr.«

Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß zur Zeit der drei Tage in Paris es in der Schweiz einen Aufstand gab, in welchem die Aristokratie gänzlich unterdrückt ward; ja, in Bern und einigen anderen Cantonen wurden auch diejenigen Bürgerfamilien, die unter dem Vorwande, die Aristokratie zu hindern, das Land in Fesseln zu legen, eine lange Zeit hindurch die Macht in die Hände genommen hatte, gezwungen, diese Macht denjenigen zu überlassen, denen sie bisher verweigert gewesen war. Dies war eine ganz natürliche Folge des vermehrten Reichthums im Lande. Diejenigen, die bis hieher sich ruhig verhalten hatten, jetzt aber sich bemittelter und also bedeutender als früher wußten, machten ihre Rechte geltend, und das Resultat war, daß die Regierungsverwaltung in andere Hände kam; allein mochte dies auch ein erlangter Vortheil zu sein scheinen, so war es doch keine Besserung, sondern bloß eine Veränderung, oder vielmehr ein Zulassen Reichgewordener zur Theilnahme an denjenigen Vortheilen, die sich mit der Ausübung der Macht verknüpfen — also eine Veränderung, die zwar Einigen vortheilhaft, der Masse jedoch keinesweges von wirklichem Nutzen ward. In Bern ein Regierungsmitglied sein, wird als eine sichere Quelle des

Reichthums angesehen; Beweis genug, daß die Interessen Derer, die die Zügel in Händen haben, nicht unbeachtet bleiben, und daß es in einer Republik eben sowohl als unter jeder andern Regierungsform schwer hält, dem Volke seine legitimen Rechte zu sichern. Und so wird es bleiben, so lange die Welt sich dreht, denn der Mensch ist aller Orten das nämliche erraffende, eigennützige und selbstsüchtige Geschöpf, und seine innerste Natur läßt sich nicht umwandeln.

Die Helvetische Republik ist in der That nicht als ein Häufchen despotischer Länderchen, die zwar, was ich zugeben will, milde verwaltet werden, dennoch aber unter Despotismus stehen. Diejenigen, welche die Macht besitzen, oder mit den Machthabern in Verbindung stehen, sind die Einzigen in der Gemeinde, welche große Summen Geldes aufhäufen können; und so wird die Autorität von Einem auf den Andern in einem gewissen Kreise vererbt, den man nur selten überschreitet, und der so ziemlich den Corporationen in England ähnlich sieht.

In der Schweiz bleibt der Arbeitende der Arbeitende, der Tagelöhner der Tagelöhner, wie wenn er zu einer indischen Kaste gehörte; die Adeligen werden unterdrückt und der hoffärtige Bürger herrscht mit aller Machtsprecherei angestammten Rechtes.

Von einer »respublica« habe ich stes geglaubt, daß sie nur der Theorie oder dem Namen nach bestehe. Die Geschichte hat dargethan, wie es unmöglich ist, die Reinheit eines Freistaates länger als ein halbes Jahrhundert lang zu erhalten. Was die Amerikanische Republik ist, läßt sich nicht darthun, so lange man nicht im Lande gewesen ist und das entdeckt hat, was deren Vertreter sorgfältig geheim zu halten bemüht sind. Die Amerikaner waren in besonderm Vortheile, als sie dies Regie-

rungssystem aufstellten, denn sie brauchten kein anderes umzustoßen, hatten gegen Niemanden zu kämpfen. Sie nahmen ohne Hinderniß Besitz, und ihr halbes Jahrhundert ist jetzt beinahe verflossen. Die Zeit wird darthun, ob es in dieser Welt möglich ist, auf solcher Basis länger fortzuregieren. Cooper, in seinem Werke über die Schweiz, ist bei seiner Untersuchung des Zustandes der Helvetischen Republik ersichtlich befangen und gesteht solches ein, ohne es zu wollen.

In Solothurn sah ich nichts besonders Merkwürdiges, außer einem Hunde, der einen überaus großen Kopf hatte. Wie lange Zeit ich auch in der Schweiz zubrachte, so war mir doch früher kein ähnlicher Hund vorgekommen.

Auf unserer Fahrt nach Bern hielten wir, um unsere Tagereise bequemer einzutheilen, in einem Dörfchen an, wo Reisende selten zu verweilen pflegen. Hier stieß ich auf einen kleinen Roman im wirklichen Leben, den ein Sterne trefflich bearbeiten würde; ich jedoch verstehe mich nicht auf das Sentimentale. Das Haus, das jetzt ein Aushängeschild führt, schien mir, sobald ich in das Innere desselben gelangt war, keineswegs zu einem Gasthofe erbauet worden zu sein; die Zimmer desselben waren freilich nicht hoch, aber sehr geräumig; die Fußböden darin waren von eingelegter Arbeit; hie und da sah man Ueberbleibsel frühern Reichthumes in köstlichem Täfelwerk und in Schlaguhren aus »or moulu.« An den Wänden hingen alte Kupferstiche, ungleich werthvoller, als man deren gemeinhin in Dorfwirthshäusern auf dem Festlande antrifft. Auf dem gedeckten Tische nahm ich silberne Löffel und Gabeln wahr, in die ein Doppeltwappen mit einer Marquiskrone gestochen war. Ich fragte die Aufwärterin, welche die Suppe auftrug, woher sie das Silbergeräth hätte. Die kleine Stumpf-

nase antwortete ziemlich keck, sie glaubte, die Sachen wären beim Silberschmiede gekauft worden; und verließ dann das Zimmer, als hätte sie keine Lust, sich weiter befragen zu lassen. Der Herr des Hauses brachte den Wein. Er war ein langer, hübscher, aristokratisch blickender Mann von etwa sechszig Jahren. Ich stellte ihm die nämliche Frage, und er versetzte, das Geräth gehörte der Familie, die diesen Gasthof innehat. »Wenn dem so ist,« sagte ich, »so ist sie ja von edler Abkunft, so in weiblicher wie in männlicher Linie.« Gleichgültig antwortete mein Wirth: »So ist's, aber sie macht sich nichts daraus.« Nach noch einigen ihm gethanen Fragen gestand mir der Herr Wirth, die Wappen auf den Löffeln und Gabeln wären die seiner Aeltern, die Familie wäre jedoch herabgekommen, und da Titel im Lande nicht geduldet würden, thäte er jetzt sein Bestes, die Seinigen zu ernähren. Nach dieser Mittheilung geriethen wir in ein umständlicheres Gespräch über die Helvetische Republik, womit ich meinen Lesern nicht beschwerlich fallen will. Ehe ich weiter fuhr, erkundigte ich bei den Dienstleuten mich nach dem Namen ihrer Herrschaft und erinnerte mich sofort, denselben unter den Sechsundzwanzig vorgefunden zu haben, die als Heerführer derjenigen Schweizer genannt werden, welche die Burgunder schlugen, und deren Denkmal in den Granitfelsen zu Murgarten eingehauen steht. Zwei Kupferstiche, die im Zimmer hingen, zeigten Ansichten von jenem Monumente, und ich hatte die auf demselben befindlichen Namen gelesen. Der Himmel weiß, daß ich kein Aristokrat bin! und kann einem Lande durch den Sturz der Aristokratie und durch Aufrichtung allgemeiner Freiheit wahrhaftiges Heil erblühen, so möge dies je eher desto lieber bewerkstelligt werden; allein wenn wir,

wie in der Schweiz, die Aristokratie dahin gebracht sehen, Dorfschenken zu halten, während Menschen, die in jeder Hinsicht unter ihr stehen, eben jenen Despotismus ausüben, über den sie früher sich beklagten, und die sich unter dem Vorwande, das Volk zu befreien, selbst in Macht brachten, so dünkt mich, daß, wenn ein Theil des Volkes einmal beherrscht werden soll, doch jedenfalls die Herrschaft Denen zu überantworten ist, die durch die Verdienste ihrer Vorfahren und durch ihren, lange Zeit innegehabten, Güterbesitz zunächst dazu berechtigt sein dürften. Männer, die zur Macht geboren wurden, lassen sich durch den Besitz derselben nicht so leicht den Kopf verdrehen, als diejenigen, welche unerwarteter Weise zu derselben gelangten; und Personen, welche über das Geldmachen erhaben sind, dürften schwerer zu bestechen sein, als Leute, die nach Reichthum trachten. Je niedriger die regierende Volksklasse ist, desto schlechter wird die Regierung, desto größer der Despotismus derselben sein. Die Schweiz hat aufgehört, ein patriarchalisches Land zu sein; und es wird eine Zeit kommen, zu welcher eine Revolution in der Republik statthaben muß, sobald man nicht alle Cantone, die jetzt einzelne, winzige Oligarchieen sind, durch welche die Geduld des Volkes erschöpft wird, unter eine Centralregierung stellt.

Ich schied von meinem edlen Wirthe und muß zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß seine Rechnung, in Vergleichung mit der in anderen schweizerischen Wirthshäusern, so billig gestellt war, daß ich beinahe den Wunsch hegte, alle Gasthöfe in den Cantonen würden von Adeligen geführt — wenn nämlich diese dem Beispiele meines Herrn Wirthes folgten, dessen Wein köstlich war und wohl eher zu Keller gelegt worden sein mochte, als dem Hause das Aushängeschild verliehen ward.

Von Solothurn nach Bern wimmelt die Straße von Truppenabtheilungen, die nach letzterem Orte marschirten. Jeder der Soldaten war betrunken, schrie, pfiff und zischte uns an, als wir vorüberfuhren. Die Bauermädchen, die den Benebelten auf dem Wege begegneten, waren in der That zu beklagen. Wir langten endlich in Bern an. Der Bär in dem Wappen der Berner ist ein treffendes Sinnbild, denn, wie wenn sie innerhalb ihrer Stadt nicht genügende Anzahl von Bären hätten, halten sie deren vier außerhalb der Stadt in einer Grube.

Welch ein Unterschied zwischen den Wirthstafeln in Deutschland und denen in der Schweiz! Ist die table d'hôte respectabel, so ziehe ich sie jederzeit vor, denn nichts ist unbehaglicher, als in einem Gasthofe sich auf sein Zimmer beschränkt zu wissen. Mag letzteres noch so würdevoll oder aristokratisch herauskommen, so bietet es doch nicht Gelegenheit, die Welt kennen zu lernen, und man könnte dann eben sowohl in der Heimath bleiben und würde es daselbst zuverlässig besser haben. Eine Wirthstafel ist eine Welt im Kleinen — man trifft an ihr Leute von allen Nationen, Ständen und Gewerben an. Einige derselben sind müssige Umherschlenderer, Andere geschäftige Reisende in wichtigen Angelegenheiten, noch Andere reisen zum Vergnügen; so daß man sehr unglücklich sein muß, wenn man nicht wenigstens mit Einem Gescheidten zusammentrifft; gewiß aber ist's, daß man auf einen Narren stoßt, welches denn beinahe eben so viel Belustigung gewährt. Ueberblicke ich eine Wirthstafel, so denke ich dabei jedesmal an die Priester Calender, die zum Ramasan nach Bagdad ziehen, und an deren Geschichtchen. Für einen Novellenschreiber muß eine table d'hôte eine herrliche Ausbeute abgeben. Die

Wirthstafeln in Deutschland sind trefflich, billigen Preises und wohl bedient. Von denen in der Schweiz kann ich das nicht sagen. Die Geldgier der Schweizer verräth sich bei jeder Gelegenheit, so daß an ihren Wirthstafeln keine Liberalität, sondern schmutziger Eigennutz herrscht. Das Essen ist nicht nur theurer, sondern kaum halb so gut als in Deutschland; das Schlimmste dabei aber ist, daß der Herr Wirth hier seinen Gästen nur halbsatt giebt, so daß sie wie Sancho Pansa zu Barrataria bedient werden. So ist es z. B. herkömmlich, die Speisen auf die Tafel zu stellen und sie dann wieder wegzunehmen, um sie vorzulegen. An dem einen Ende des Tisches erscheinen demnach zwei Enten, an dem andern zwei Hühner; sie werden weggenommen, jedoch wird nur Ein Exemplar derselben zerlegt; die übrigen werden unberührt wieder abgetragen, um auf der Tafel irgend eines auf seinem Zimmer speisenden Herrn zu paradiren. Anders als so habe ich es in keinem Gasthofe der Schweiz gefunden. Es mag gefragt werden, warum wir nicht dagegen protestirten? Ich mache mir jedoch ein Vergnügen daraus, die Manöver eines Gastwirthes zu beobachten, und sodann weiß ich, daß, wenn ich auch meine Ente bekomme, mir dafür die Rechnung um so höher gestellt werden wird.

Der französische Gesandte hat, um die Schweizer zur Vernunft zu bringen, nichts Besseres thun können, als ihnen mit einem Kriegsüberfalle zu drohen. Es würde ihr Verderben gewesen sein. Mit ihrer goldenen Ernte würde es ein Ende gehabt haben, ihr Land würde verödet sein und dem Kuhreigen würden nur die Thiere ihrer Felder gelauscht haben. Wie der französische Minister es erwartet hatte, so begab es sich. Die Vororte spieen Feuer und Flammen, die Herren Officiere schwenk-

ten ihre Degen, und hinterdrein steckte man die Drohung in die Tasche, um nicht die Taschen ausleeren zu müssen. Wie beklagenswerth ist es, daß eine so wackere, mit so vielen trefflichen Eigenschaften ausgestattete Nation sich so eingefleischt krämersüchtig zeigt! Noch niemals hat es ein wahreres Sprichwort gegeben, als das, welches lautet: »Kein Geld, kein Schweizer!«

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Genf.

Zwanzig Jahre haben in der guten, nüchternen Puritanerstadt Genf eine wundersame Veränderung bewirkt. Die darin neu aufgeführten Gebäude zeigen sich in solcher Verbesserung, daß ich in diesem ihren neuen Gewande die alte Stadt gar nicht wieder erkennen konnte. Sie erschien mir als eine alte Freundin mit einem neuen Gesichte, denn so wie man in die Stadt tritt, überblickt man alle neuen Straßen und Häuser. So weit man in diesem noch lange nicht vollendeten Neubau fortgeschritten ist, zeigt derselbe sich schöner als irgend ein Theil von Paris auf gleich großem Raume. Was mich aber noch mehr überraschte, war, daß ich Theaterzettel angeklebt sah. Ein Schauspielhaus in Genf! Als ich mich früher hier befand, ward von den frommen Genfern das Komödienspielen für einen Greuel angesehen. Ich erkundigte mich näher; es verhielt sich so. Genf hat wirklich ein Schauspielhaus, und es schien

mir, als hätten die Puritaner von Genf sich durch den Mammon verführen lassen. Die Fremden wollten in Genf nicht überwintern — Genf war so langweilig, entbehrte aller Belustigungen, so daß, sobald im Chamounythale der Schnee knietief lag, Alles Postpferde bestellte und nach Paris oder Neapel eilte. Das that dem Gedeihen der frommen Bürger nicht wenig Eintrag, und sie hielten Rath zusammen. Keiner vom Stadtrathe wollte zwar ein Theater in Vorschlag bringen, inzwischen stellte es sich jedoch bald heraus, daß man es einmüthig wünschte; und die Sache kam demnach zu Stande. Ein Theater hat aber gar Vielerlei in seinem Gefolge, so haben sich mit demselben auch in Genf allerlei Neuerungen eingeschlichen, und nach wenigen Jahren wird Genf nicht viel besser als Paris sein. Als ich mich früher hier befand, war Gelehrsamkeit an der Tagesordnung. Viele berühmte Männer hielten sich damals in Genf auf; jetzt aber sind sie allesammt Todes verblichen. Jeder Zweig der Naturgeschichte hatte seinen eigenen Professor, und Mineralogie war besonders im Schwange. Später ward dieselbe von ihrer ältern Schwester, der Geologie, die zwar nicht so hübsch, doch interessanter und wichtiger sein soll, ein wenig in den Schatten gestellt; doch ist die Mineralogie noch immer die gelehrtere, die Geologie nur die speculativere Wissenschaft. Ich weiß kein Studium, das für die Kindererziehung mehr als das der Naturgeschichte zum fleißigen Nachforschen wirksam sein könnte, da in dieser Wissenschaft Belustigung und Belehrung sich so glücklich mit einander verschmelzen, daß das Erlernen derselben niemals ermüden kann. Vielleicht trägt die uns angeborne natürliche Habgier zu dem Wohlgefallen an diesem Studium bei, da gewöhnlich zu der Kenntniß eines Gegenstandes sich

der Besitz eines Exemplars solchen Gegenstandes, folglich eine Vergrößerung der Sammlung gesellt. Zudem ist das Studium der Naturgeschichte ein handgreifliches, da man von jedem Dinge ein Exemplar in die Hand nehmen kann, sich also nicht bloß mit einer Nomenclatur der Gegenstände zu beschäftigen hat. Anordnung und Classificirung der Naturalien leiten zu Ordnung und Sauberkeit an, und die Kinder lernen, dabei nichts wegzuwerfen, bevor sie den Werth der Sache kennen. Jedes Kind sollte mit der Naturgeschichte bekannt gemacht werden, und wo Exemplare aufzutreiben sind und Raum für dieselben zu gewinnen ist, sollte man den Kindern Sammlungen von Mineralien, Korallen, Muscheln und Pflanzen gestatten; denn durch solches an sich unterhaltendes Studium werden sie allmälig zu abstruseren Wissenschaften hingeleitet, da mit der Naturgeschichte sich jeglicher Zweig der Naturphilosophie auf das Innigste verknüpft. Der Geist des Lernenden wird dabei in beständiger Thätigkeit erhalten, so daß er, wenn geistiges Forschen ihn nicht beschäftigt, er sich doch zu sinnlicher Erkenntniß hinneigt.

In der Schweiz folgen die meisten Knabenschulen der höchst lobenswerthen Sitte, dann und wann für einige Wochen eine kleine Fußreise zu machen. So sieht man oft dreißig bis vierzig Bübchen, den Ranzen auf dem Rücken, im Wanderkittel von Ort zu Ort, von Berg zu Berg streifen um die Merkwürdigkeiten der Umgegend zu besehen. Dies ist eine treffliche Erholung von der Anstrengung des Schulfleißes; der Geist wird dadurch, während er ruhet, gekräftigt. Diese Fußreisen sind zudem nicht so kostspielig, als man es sich wohl vorstellt. Ein Wirthszimmer faßt gar viele Schulburschen, wo man ihnen Schlafmatten auf die Flur hinbreitet. Ich

sah, wie die Jungen ein derbes Frühstück verzehrten, das aus Käse und Brot und drei Flaschen Wein für ihrer Vierzig bestand. Warum könnte nicht auch die Londoner Schuljugend sich auf solche Weise im Lande, z. B. an den Binnenseen, umsehen, indem sie alljährlich ein anderes Wanderungsziel wählte? Sie würden dann, ehe sie ins Bürgerleben eintreten, Manches sehen, was späterhin in Augenschein zu nehmen sie nicht die Zeit haben kann. Ich habe die Binnenseen nie gesehen, ja, ich habe von meinem Vaterlande eigentlich nichts gesehen, obschon ich während so vieler Jahre die ganze Erde durchstreifte. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß mein Vater, der niemals den Tower besucht hatte, sich alljährlich vornahm, denselben zu besehen; doch, wie es scheint, hat er nie Zeit dazu gehabt, denn er ist gestorben, ohne jemals einen Fuß in den Tower gesetzt zu haben.

Inzwischen machte ich die Bemerkung, daß, wenn Genf achselträgerisch genug war, ein Theater zu erlauben, man es doch für nöthig erachtet hat, dieser Neuerung ein Gegengewicht anzuhängen; denn bei meiner früheren Anwesenheit in dieser Stadt gab es daselbst nicht wie jetzt Buden, in denen ausschließlich religiöse Tractätchen und Missionarschriften verkauft werden, durch die man des Jahrhunderts wachsende Immoralität zu hemmen gedenkt.

Ich deutete auf eine Veränderung binnen zwanzig Jahren hin; allein welche Veränderung ist seit etwa dreihundert Jahren in der Schweiz vorgegangen! Ich habe die Chroniken dieses Landes gelesen. Man gedenke nur der Gewalt, die zu jener Periode die Bischöfe sich anmaßten; sie verurtheilten nicht bloß Menschen, sondern auch Thiere, und man muß gestehen, daß dabei ein Anschein

von Gerechtigkeit obwaltete; da den Angeklagten, die selber stumm waren, Rechtsanwälte gestattet wurden.

Wie jene Defensoren bezahlt wurden, steht nicht aufgezeichnet, und es will bedünken lassen, als wären die Urtheile manchmal leichter gefällt als vollzogen worden.

Im Jahre 1474 ward, zufolge der Chronik, ein Hahn des ungeheuern Verbrechens angeklagt, ein Ei gelegt zu haben. Er ward vor Gericht gestellt und ihm das Urtheil gesprochen, lebendig verbrannt zu werden, um allen Hähnen die Warnung zu geben, kein Ei zu legen, aus welchem, wie man wohl wüßte, ein Basilisk hervorkriechen müßte.

Im Jahre 1481 verursachten Heuschrecken große Verheerung in Graubündten. Der Bischof des Landes sprach über sie alle den Spruch der Landesverweisung, und ihnen ward eine öde Haide zu ihrem ferneren Wohnorte angewiesen. Es ist keine Kunde davon auf die Nachwelt gekommen, ob die Heuschrecken dem Spruche des Hochwürdigen gehorchten oder nicht.

Einige Jahre später wimmelte die Aar von Blutegeln, die allen Lachs wegfraßen. Hierauf ging der Bischof von Lausanne in feierlicher Prozession zum Flußufer und excommunicirte das ganze Geschlecht der Blutegel, so daß auf deren Häuptern noch heut zu Tage jene Excommunication lastet. Nicht weit davon, in Frankreich, ward im Jahre 1536 eine Sau gefänglich eingezogen, weil sie ein kleines Kind gefressen hatte. Ihr Urtheil lautete, gehenkt zu werden, und, die Schmach dieser Strafe zu erhöhen, ward sie in Mannskleidern aufgeknüpft.

Um eben jene Zeit richteten die Ratten großes Unheil an, und wurden deshalb von Seiner Hochwürden dem Bischofe vorgeladen. Die Ratten hatten jedoch einen guten Defensor, der zuerst einwendete, seine Clien-

ten befänden sich zu sehr in den umliegenden Dorfschaften vertheilt, als daß sie Zeit gewinnen könnten, sich zu versammeln und zu erscheinen; so daß eine zweite und dritte Vorladung nur ein Act der Gerechtigkeit sein würde. So wurden die Nagethiere denn am nächsten Sonntage nach Endigung des Gottesdienstes in jeder Pfarrgemeinde abermals vorgeladen. Ungeachtet dreifacher Vorladung erschienen die Ratten nicht vor Gericht, worauf ihr Defensor vorbrachte, daß weil die Sache so offenkundig geworden wäre, daß, alle Katzen auf der Lauer lägen, so könnten seine Klienten nicht eher dem Aufrufe Folge leisten, als bis alle Katzen vertilgt sein würden. Die Folge von dieser Mißlichkeit war, daß die Ratten ungestraft durchkamen.

Oft habe ich es bedauert, daß die Ackerbaugesellschaften in England keine Agenten nach dem Festlande schicken, um daselbst die Construction und die Art des Beladens von Karren und Lastwagen kennen zu lernen. Wir sind betreffs dessen in England noch sehr zurück, wie wir denn überhaupt noch Vieles von unseren Nachbarn zu lernen und uns zu schämen haben, daß wir solches noch nicht lernten. Ein einziges Pferd auf dem Continente, zumal in Frankreich und in der Schweiz, verrichtet mehr Arbeit, als drei Pferde in England, bloß weil das Fuhrwerk, vor welchem es zieht, zweckmäßiger eingerichtet ist und nach erleichternden Grundsätzen beladen wird.

Eine Hauptursache der übeln Behandlung, die in England ein Pferd zu erleiden hat, ist die schmachvolle Vernachlässigung öffentlicher Fuhrwerke jeglicher Gattung. Könnte eine verbesserte Einrichtung unserer Miethefuhrwerke getroffen werden, so würden wir uns nicht mehr durch den Anblick tagtäglich gequälter Pferde betrübt fühlen. Unsere Lohnkutscher haben Zuspruch ge-

nug; dennoch treiben sie ihr Geschäft auf höchst unverantwortliche Weise, so daß die Polizei sich ins Mittel legen sollte. Ein englisches Miethefuhrwerk ist ein Typus des Elendes, indem die Pferde vor demselben die jämmerlichsten, ausgemergeltsten Klepper sind, und das Innere der Wagen ein Kloak genannt werden mag; Wagen, die bald mit Betrunkenen, bald mit ins Hospital zu schaffenden Kranken, bald mit an die Anatomie zu liefernden Leichen angefüllt sind. Wer kann sie besteigen, ohne Krankheit oder Tod dabei zu fürchten? Dennoch muß Mancher, der kein eigenes Fuhrwerk halten kann, sich ihrer bedienen, wenn er weiten Weg zurücklegen und nicht die überaus theuren und dabei schwerfälligen sogenannten Glaskutschen benutzen will. Wirklich sollten diese Fuhrwerke unter strenge Aufsicht der Behörde gestellt, sollten klassificirt, sorgfältig nachgesehen und kein halb oder ganz untüchtiger Vorspann vor denselben geduldet werden. Nicht nur würde dem Publikum, sondern auch den armen Pferden dadurch eine Wohlthat erzeigt werden, die jetzt ihr Leben jämmerlich hinschleppen müssen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Das »Hôtel des Bergues« ist unstreitig ein glänzendes Etablissement. Viele Fremde bringen den Winter in demselben lieber zu, als daß sie sich in ein Privathaus, in eine sogenannte Pension begeben, die bei der

besten Einrichtung dennoch ihr Unangenehmes hat, weil man sich dabei wie Kinder in einer Kostschule nach Sitten, Gebräuchen und Tagesordnung der Familie richten muß, bei der man sich einquartierte. Man bezahlt in dem erwähnten Gasthofe nicht mehr als in einer Pension, nämlich zweihundert Franken monatlich, wofür man Alles, außer Wein und Brennmaterial, erhält. Die Wirthschaft wird zuverlässig trefflich geleitet. Neben dem Speisesaale hat die Localität einen Salon, der zweihundert Personen faßt, gut erwärmt und erleuchtet, mit hübschem Fußteppich belegt und mit einem Piano, mit Büchern, Zeitungen, Kupferstichen, Spieltischen u. s. w. versehen ist. Man findet hier in der That Alles, was man wünschen kann, und fühlt sich durchaus unabhängig. Ich blieb mehrere Tage in diesem Hotel und fand daselbst die angenehmste Unterhaltung. Ein Vorfall hier war höchst belustigend. Einer der Gäste, ein Russe, setzte sich ans Piano und spielte und sang. Jeder wünschte zu wissen, wer er war, und auf Nachfrage vernahm man, er wäre ein russischer Fürst. Nun ist ein Fürst da, wo, wie in England, Fürsten selten sind, eine gewaltige Person, obgleich er in Rußland, wo es der Fürsten so viele wie Heidelbeeren giebt, nicht viel mehr als in England ein Baronet gilt.

Der Pianospieler und Sänger war ein ehrlicher, offener Mensch, der sich auf Geburt und Rang auch nicht das Mindeste einbildete. Die anwesenden englischen Damen, die jedoch wünschten, er möchte noch mehr singen, ließen eine Art von Deputation an ihn abgehen, die mit außerordentlicher, an Kniebeugung streifender Höflichkeit Seine Durchlaucht bitten mußte, die Gesellschaft mit noch etlichen Liedern zu erfreuen.

Die vermeinte Hoheit sagte nicht bloß: »Recht gern,

recht gern!“ sondern machte Wort zur That und spielte und sang eine Stunde lang, was denn ein gewaltiges Danksagen und Complimentiren auf Seiten der Zuhörerschaft zur Folge hatte. Und wie fühlten die Damen sich durch Seiner Hoheit Herablassung geschmeichelt! Anderen Tages klärte es sich auf, daß ein kleines Versehen stattgefunden hatte. Der Fremde war nämlich nicht der Fürst, sondern nur der Begleiter desselben; so daß der Pianist wenigstens um zweihundert Procent im Werthe fiel, und zwar nicht bloß in Bezug auf seine Persönlichkeit, sondern auch auf sein Spiel und seinen Gesang; denn Viele, die ihn gestern deshalb bis an die Sterne erhoben hatten, wollten ihn heute für nichts weniger als für einen Fürsten, ja nicht einmal für einen Fürsten unter den Musikern anerkennen, was er doch zuverlässig war.

Bei Gelegenheit der Darlegung der musikalischen Talente des erwähnten Russen ward uns ein Beweis von der Unabhängigkeit und Familiarität schweizerischer Dienstboten; denn diese kamen dreist und ungezwungen in den Saal und mischten sich ohne Umstände unter die Gesellschaft, um den Fremden singen zu hören; so daß, wenn man sie herausgewiesen hätte, sie schwerlich gehorcht haben würden. Ein Amerikaner, mit dem ich mich unterhielt, bemerkte, daß bei ihm zu Lande ein solches Benehmen der Dienstboten durchaus nicht geduldet werden würde, was auch englische Reisende über den Gegenstand mitgetheilt haben möchten.

Ich stieß hier auf einige seltsame Figuren.

Zuvörderst gedenke ich — was in England für eine Merkwürdigkeit gelten würde — eines Geistlichen der englischen Kirche mit einem Backenbarte! Was würde der Bischof von London dazu sagen? und dennoch sehe

ich nicht ein, wie man solchen Geistlichen hindern wollte, einen Backenbart zu tragen, sobald das ihm einfiele. Er könnte sich dabei auf gute Gewährsmänner, auf Calvin, und, wenn ich nicht irre, auch auf Luther berufen.

Sodann sah ich einen wunderlichen Herrn, der von absonderlicher Grille erfaßt ward, wenn er ein Gläschen über den Durst getrunken hatte. In solchem Zustande hielt er jedesmal keineswegs sich, sondern seine Frau für betrunken und theilte dies in ziemlich lautem Geflüster Jedem, der ihn anhören wollte, als ein wichtiges Geheimniß mit. — »Nun sehen Sie nur Mrs. ** an,« sprach er dann — »eine der besten Frauen von der Welt, eine treffliche Gattin und Mutter, die so vornehm zu thun weiß, als man es nur wünschen kann; aber sehen Sie sie nur genau an — sie ist jetzt total betrunken, die arme Person. Jammerschade bleibt's, daß sie dieses übeln Hanges nicht ledig werden kann. Ich habe ihr allerlei Vorstellungen deshalb gemacht; jedoch vergebens. Daß mein häusliches Glück darunter nicht wenig leidet, können Sie sich wohl vorstellen. Jedoch was hilft's, sich über das zu grämen, was man nicht ändern kann? Beachten Sie weiter nicht, was ich Ihnen sagte, und reichen Sie mir gefälligst die Flasche her.«

Ich glaube, die Engländer sind in der Geographie besser als andere Nationen bewandert. Erstaunen mußte ich über die Unwissenheit, die ich in diesem Betracht an Ausländern wahrnahm, welche anderweitig sehr kenntnißreiche Personen waren. Als der Marquis de Claremont Tonnerre, bei Wiederherstellung der Bourbons, Marineminister ward, hatte einer meiner Freunde eine Audienz bei ihm, und konnte erst nach langer, ärgerlicher Debatte und endlicher Zufluchtnahme zur Landkarte,

den Minister überzeugen, daß Martinique eine Insel ist. Inzwischen ward in diesem Betracht einmal ein ziemlich ähnlicher Bock in unserm eigenen Colonialbureau geschossen, wo man nämlich glaubte, die Holländische Colonie Demarara, an der Küste von Südamerika, die in unsere Hände gefallen war, wäre eine Insel; ja, sie ward als solche sogar in öffentlichen Blättern bezeichnet. Kurz vor der französischen Revolution beabsichtigte eine in der Normandie residirende Prinzessin eine Reise nach Paris zu ihren Verwandten, und wollte, da ihre Schwester mit einem polnischen Edelmann vermählt war, auf dieser Tour erst in Polen einsprechen. Zu ihrem Erstaunen nahm ihr »der kleine Umweg« nicht, wie sie geglaubt hatte, zwei oder drei Tage, sondern volle vier Monate Zeit weg.

Ich habe oft die Behauptung aufstellen hören, man müsse seine Wohnung nie so nehmen, daß man beständig eine schöne Ansicht vor Augen habe, sondern dieselbe so wählen, daß man nur wenige Schritte zu gehen brauche, um eine solche Ansicht zu haben. Dies mag insofern richtig sein, als es sich auf schöne Ansichten in anderen Ländern bezieht, nicht aber kann es in der Schweiz gelten, wo eine Ansicht niemals dem Auge ermüdend wird, weil die Tinten derselben einer fortwährenden Wandlung unterworfen sind. Man betrachte den Genfersee täglich; und an keinem Tage, ja an keinem Theile des Tages, zeigt er sich in gleicher Wirkung. Die Berge Savoyens stehen da und verändern ihre Stellung nicht, auch der See thut dies nicht; dennoch scheinen die Berge zu einer Zeit wie um zehn Meilen näher gerückt zu sein als zu einer andern Zeit. Die Wandlung, die durch die Brechung und den Widerschein der Beleuchtung entsteht, ist wundervoll. Ich sah nichts

Schöneres, als den Genfersee beim gestrigen Sonnenuntergange. Das Wasser war ruhig und spiegelglatt, und reflectirte in breiten Flecken alle Farben des Regenbogens, als wären eben so viele Eilande auf die Fluth verstreut gewesen. Diesen Anblick zu beschreiben, vermag ich nicht; er war himmlisch, und ich vermochte nichts zu sagen, als mit dem Muselmanne auszurufen: »Allah ist groß!«

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die Welt ist so neidisch auf jede neue Entdeckung, die gemacht wird, daß man jede Neuerung sofort als eine Marktschreierei brandmarkt. Ich sage Neuerung, denn der Ausdruck »Verbesserung« würde hier nicht am rechten Orte sein. Versuch zu Verbesserung ist Neuerung; erst durch das Gelingen des Versuches stellt sich Verbesserung heraus. Und doch — wie können wir verbessern, ohne Versuche anzustellen? So haben wir also Marktschreierei in allen Dingen, obwohl dieselbe nicht so schwer heimgesucht wird, als es früher durch die Inquisition geschah, die Den lebendig verbrannt haben würde, der da behauptet hätte, die Sonne drehe sich nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne. In der Arzneiwissenschaft schreiet man am meisten über Marktschreierei. Wir wissen von dem menschlichen Körper, hinsichtlich der Wirkung, die Arznei auf ihn hat, so wenig; und noch weniger wissen wir von den Heilkräften der Pflanzen. Zwar kennen wir einige derselben,

doch giebt es noch Hunderte eben so wirksamer Pflanzen, deren Kräfte uns gänzlich unbekannt sind. Vermöchten wir unserer Arzneiwissenschaft die Kenntnisse der Indianer und afrikanischen Neger beizugesellen, die von diesen uns so sorgfältig verborgen gehalten werden, so würde unsere Pharmakopöe ungleich umfangreicher sein. Als metallische Arzneimittel durch einen Arzt, den ich unter meine Vorväter zu zählen die Ehre habe, zuerst in Gebrauch kamen und wundervolle Heilungen dadurch bewirkt wurden, erhob sich die gesammte medicinische Brüderschaft dagegen und schrie laut über Quacksalberei; dessen ungeachtet haben die Werke, die mein Vorfahr darüber verfaßte, fünfundzwanzig Auflagen erlebt, und die von ihm zu Tage geförderten Recepte werden noch in dieser Stunde von den Praktikanten benutzt.

Die Sache ist, daß, wenn die heutige Chirurgie sich auch als sehr vollkommen zeigt, das Studium der Arzneiwissenschaft sich doch noch in seiner Kindheit befindet. Selbst mißlingende Quacksalbereien sollten nicht ganz und gar verachtet werden, denn sie haben etwas bewiesen, auch wenn man sie nicht hat vervollkommnen können. So z. B. der animalische Magnetismus. Es schlug fehl mit ihm, dennoch wurden durch ihn besondere Eigenthümlichkeiten und Sympathieen des menschlichen Körpers aufgedeckt, die späterhin einen Schlüssel zu wichtigeren Resultaten abgeben dürften. Der große Beweis des Unvollkommenen in unserer Arzneiwissenschaft ergiebt sich aus den beständigen Aenderungen, die von ihr selber vorgenommen werden. Ein Arzneimittel gelangt zu einem Rufe und wird aller Orten so lange angewendet, bis die Facultät dessen überdrüssig wird, und dann verfällt es in Ungnade. Selbst zu meiner Zeit habe ich mancherlei Veränderungen dieser Art, nicht

bloß in Bezug auf Heilmittel, sondern auch auf Diät u. s. w. wahrgenommen.

Welcher Arzt hätte wohl vor zwanzig Jahren daran gedacht, Personen, die einen schwachen Magen haben, fetten Schinken zu verordnen? Dennoch ist jetzt dies Heilmittel so allgemein, daß in allen Stadtvierteln Frühstücksschinken verkauft wird. Entweder ist dies, um uns des eigenen Ausdrucks der Herren Praktikanten zu bedienen, eitel Quacksalberei, oder aber man war vor zwanzig Jahren höchst unwissend, als man jedem Patienten streng einschärfte, sich aller fetten Speise zu enthalten.

So tappen demnach die Herren Mediciner fortwährend im Dunkeln herum; nur waltet dabei der Unterschied ob, daß Veränderungen, die von der Facultät ausgehen, für unabweisbar gelten sollen, daß jedoch jede von dem einzelnen Arzte vorgenommene Abweichung von den Facultätsregeln als eine Neuerung und Quacksalberei verschrieen wird.

Daß es überall Unwissende giebt, die de facto Quacksalber sind, räume ich ein; dennoch ist diese Benennung allzu voreilig den Versuchen geschickter und erfahrener Männer, die die Arzneiwissenschaft verbessern wollten, beigelegt worden. Sogar die Homöopathie sollte nicht eher ganz verworfen werden, als bis sie gehörig ausprobirt ward. Wenigstens enthält sie das Eine Verdienst, daß man auf ihrem Wege weniger Arznei einnimmt.

Ich betrachte das fortwährende Auftauchen neuer Marktschreier am Horizonte als einen zuverlässigen Beweis von der kläglichen Beschaffenheit unsers medicinischen Wissens; um so mehr, da solche Quacksalber, obschon sie tödten, oft höchst merkwürdige Heilungen be-

wirken. Tödten accreditirte Aerzte denn nicht? oder aber schlagen ihre Verordnungen nicht fehl? Heilt ein Quacksalber eine Krankheit, so schreiet man, es geschah aus bloßem Zufall; doch möcht' ich vermuthen, in der ärztlichen Praxis sei mehr Zufälliges, als die Facultät es einräumen will, und der Himmel weiß, die Herren kramen so mit sich herum, daß es klar am Tage liegt, wie sie selber zu ihrem geringen Thun kein Zutrauen haben. Eben weil die Arzneikunde bei uns so mangelhaft ist, haben wir alle funfzig Jahre einen neuen Marktschreier, wie man ihn nennt, der die accreditirten Praktikanten aus dem Felde schlägt. Ich könnte über Morrison's Pillen eine nicht wenig überraschende Geschichte erzählen, deren Augenzeugen noch sämmtlich am Leben sind; doch statt dessen will ich ein anderes Ergebniß mittheilen, das sich in Frankreich zutrug, und wobei eine Marktschreierarznei die wundersame und außergewöhnliche Wirkung hatte, daß sie die Vernichtung einer Räuberbande herbeiführte, die der Ortsobrigkeit seit mehreren Jahren Trotz geboten hatte. Vor etwa zwanzig Jahren lebte in Frankreich — ob er seitdem gestorben ist, weiß ich nicht — ein heimlicher Praktikant, Namens Le Roi, der allen Berichten zufolge seinem Namen insofern völlig entsprach, als er der König aller Empiriker, der Kaiser aller Quacksalber war. Er veröffentlichte seine Kuren nicht in Flugschriften, sondern in großen Quartanten, von denen ich selber ein Exemplar sah, das voluminöser als Ainsworth's Lexicon ist. Nun traf es sich, daß einem Engländer, der an den »indescribables« litt, der Rath ertheilt ward, sich die Arzneien Le Roi's zu kaufen. Er that's und ward durch den Gebrauch von seinem unzunennenden Uebel geheilt. Die Folge davon war, daß der Engländer Felsen auf

Le Roi bauete; und da er nach Spanien reisen mußte, versorgte er sich mit einem großen Vorrathe von den Heilmiteln des Berühmten, damit er gegen etwaige Rückkehr der Krankheit gewaffnet sein möchte. Jeder Marktschreier sorgt dafür, daß seine Arzneimittel wohlschmeckend sind, welches keine unweise Vorsicht ist. Ich kenne keinen lieblicheren Trank, als Salomons Balsam von Gilead. Der alte Salomon, beiläufig bemerkt, wohnte zu Plymouth, und war ganz besonders für die Marine eingenommen. Er führte einen trefflichen Tisch und war in hohem Grade gastfrei. Ich erinnere mich, daß eines Tages eine Gesellschaft Officiere weidlich bei ihm gezecht hatten und in ihrer Munterkeit darauf drangen, Salomon sollte ihnen, wie zum Nachschluck, von seinem Balsam von Gilead vorsetzen, von dem die Herren zwei Dutzend Flaschen ausleerten, von denen jede eine Guinea kostete. Der alte Herr reichte ihnen willig den Trank und man ging auseinander; folgenden Tags jedoch erhielten die Officiere ihre Rechnung für den Balsam, wobei Salomon bemerkte, daß, wenn er ihnen auch seinen Wein gastfrei kredenzte, seine Arznei ihm doch bezahlt werden müßte.

Doch weiter in unserm Geschichtchen.

Der Engläuder reisete mit des Königs Boten. Sein Gepäck war vorausgeschickt worden; da er sich jedoch von seiner Arznei nicht hatte trennen wollen, befand diese sich in Kisten verpackt im Fuhrwerke, in welchem er mit dem Boten saß. Auf den Pyrenäen wurde der Wagen von dem Raubgesindel angehalten, der Postillion erschossen, die beiden Reisenden herausgerissen und mit den Gesichtern auf den Boden gelegt, während vier Kerle ihnen droheten, sich ruhig zu verhalten, wenn sie nicht niedergemacht werden wollten. Jetzt ging's ans

Plündern des Fuhrwerks. Als die Räuber die Arzneikasten öffneten und Flaschen darin mit der Etikette »Le Roi« fanden, glaubten sie, es wäre Wein, den der König von Spanien zum Geschenk erhalten sollte, schmeckten den Trank, fanden ihn köstlich und fingen weidlich an zu zechen, so daß sie beinahe Alles austranken, was der Engländer mitgenommen hatte. Nun ist's ein großer Unterschied, ob man eine Arznei Eßlöffel- oder Quartflaschen-weise zu sich nimmt. Die Gauner mochten bei der vierten Flasche jeder sein, als das von ihnen verschluckte Purgirmittel so heftig wirkte, daß sie allesammt wie von einem Choleraanfalle ergriffen wurden. Einer nach dem Andern verschwand am Wege, auch die vier Wächter konnten sich nicht länger auf den Beinen halten. Als die beiden Reisenden dies merkten, sprangen sie auf, bestiegen die Pferde und ritten im Galop von dannen. Im nächsten, nicht sehr weit entfernten Orte machten sie Lärm, und ein Piket Reiterei ward ausgeschickt, um, wenn möglich, die Räuber einzufangen. Diese litten noch schwer an den Wirkungen des Trankes, denn sie lagen in Krämpfen an eben der Stelle, an welcher sie auf des Königs Gesundheit getrunken hatten, wurden leicht gefangen genommen und nach ihnen gemachtem kurzen Prozesse dem Galgen überliefert.

Neununddreißigstes Kapitel.

Ich erinnere mich eines Sprichwortes, welches die Lehre giebt, wer geht, soll nicht in die Luft gaffen, sondern auf den Boden blicken*), weil man wohl bei letzterm, aber nicht bei ersterm Thun vielleicht etwas finden kann. Eben so ist's mit dem Gespräche; will man sich auf keines einlassen, so wird man schwerlich etwas Neues erfahren, wohingegen, wenn man sich in ein Gespräch einläßt, man sicher sein kann, selbst aus einem Munde, von dem man es am wenigsten erwartete, irgend etwas Unterhaltendes oder Belehrendes zu vernehmen. Ich saß auf dem Bocke unsers Fuhrwerks neben dem Schweizer 'voiturier,' und fragte ihn, »ob sein Gewerbe nicht ein einträgliches sei.«

»Es mag Ihnen so scheinen, Monsieur,« antwortete der Mann, »weil der Preis, der für die Pferde bezahlt wird, Ihnen hoch vorkommt, doch ist dem nicht so. Wir können nur fünf Monate lang im Jahre etwas verdienen; während der sieben Wintermonate müssen wir unsere Gäule füttern, ohne im Allgemeinen Arbeit für sie zu haben.«

»Kann denn im Winter nichts mit ihnen verdient werden?«

»Nun ja, wir fahren Holz und Steine mit ihnen, und das bringt denn kargen Lohn. Kennt und vertraut man uns, so erhalten wir auch wohl einen Weintrans-

*) Sieh auf das, was kreucht, nicht auf das, was fleucht.
Der Uebers.

port, was schon einträglicher ist; immer aber kann ein ‚voiturier' von Glück sagen, wenn er im Winter so viel erarbeitet, als seine Pferde fressen.«

»Wenn Ihr nun Geld erspart, was beginnt Ihr damit?«

»Reicht es dazu hin, so kaufen wir ein Ackerstück; die meisten aber bauen ein Haus, weil dies einträglicher ist. Ich ziehe ein Ackerstück vor.«

»Aber die Schweiz hat nicht viel Territorium, und Ackerstücke kommen wohl schwerlich oft zum Kauf. Auch kann nicht Jeder Ackerstücke kaufen. Was thun die Uebrigen mit ihrem Gelde?

»Sie schließen's Geld in ihre Kasten.«

»Legt Ihr denn niemals Geld im Auslande auf Zinsen?«

»O ja, die Reichen thun's und die, welche sich darauf verstehen. Wir haben einige Solche in der Schweiz; im Allgemeinen aber trennen die Leute sich hier ungern von ihrem Gelde.«

Ein Franzose in Basel sagte mir, es befände sich viel müssigliegendes baares Geld in der Schweiz.

»Er sagte Ihnen die Wahrheit, mein Herr; würde Alles zusammengebracht, so müßte es einen ungeheuern Haufen abgeben. — Die da sind Juden,« fuhr er fort, indem er auf einen vorbeifahrenden Leiterwagen zeigte.

»Hat man deren viele in der Schweiz?« fragte ich ihn.

»Nein, Sir, wir dulden ihrer nicht viele im Lande; höchstens ein paar Familien in jeder großen Stadt, mehr nicht. Unser Land ist nur klein, und erlaubten wir vielen Juden, sich bei uns niederzulassen, so würden wir bald eine Menge Volks zu ernähren haben. Ihren Sitten zufolge heirathen die Juden in jedem Alter, ziehen nie mit in den Krieg und arbeiten niemals am Pfluge.«

»Könnt Ihr denn nicht heirathen, wenn es Euch beliebt?«

»Keineswegs, mein Herr; in dieser Hinsicht haben wir sehr gute Gesetze, wodurch die allzu hurtige Vergrößerung der Seelenzahl im Lande verhindert wird. Ich gehöre zu einer Pfarrgemeinde; will ich heirathen, so muß ich erst beweisen, daß nicht nur alle meine Schulden, sondern auch die meines Vaters bezahlt sind; dann erst erhalte ich Licenz.«

»Wie? des Vaters Schulden und die eigenen?«

»Das heißt Schulden, die der Vater im Gemeindeort gemacht haben möchte. Angenommen, mein Vater wäre arm und zur Arbeit untüchtig gewesen, so würde die Gemeinde es ihm an nichts haben fehlen lassen; jedoch das, was er ihr demnach gekostet haben würde, müßte von seiner Familie zurückgezahlt werden, ehe man einem seiner Söhne das Heirathen erlaubte. Eben so wenn mein Vater früh gestorben wäre, nichts hinterlassen und die Gemeinde mich gekleidet und erzogen hätte, würde ich diese Schuld bezahlen müssen, ehe ich an Heirath denken dürfte.«

»Ist dies Gesetz denn nicht zu umgehen?«

»Durchaus nicht. Angenommen, ich wäre in Bern und wünschte ein Mädchen in einem andern Canton zu ehelichen, so müßten die Aufgebote dreimal, sowohl in meinem als meiner Braut Geburtsort, abgehalten werden.«

»Allein wenn nun ein Schweizer außerhalb Landes heirathet?«

»Das mag er thun, wenn er daheim schuldenfrei ist; dann aber muß er nach der Heimath an die Gemeindevorsteher schreiben, worauf er gehörig aufgeboten wird und die verlangte Erlaubniß erhält. Hat er aber noch

Schulden abzutragen und verheirathet sich, ohne Anzeige davon zu machen, so gehört er nicht mehr der Gemeinde an, und würde, wenn er hülfesuchend zu dieser zurückkehrte, über die Grenze gebracht und an die Heimath seiner Frau verwiesen werden. Ist man im Auslande ansässig, so muß man jedes Kind, das man bekommt, bei der Gemeinde anmelden, damit dessen Name gehörig registrirt werde; unterläßt man dies, so hat das Kind seine Heimathrechte an die Schweiz verloren.«

Ich habe dies Gespräch zu Nutzen Derer mitgetheilt, die sich mit unserer innern Gesetzverfassung beschäftigen.

Lange Zeit habe ich nach der Freiheit umhergesucht, aber ich kann sie nirgendwo auf dieser Erde finden. Lasse man mich die Sache allegorisch zu verstehen geben. Wenn die ganze Welt noch immer sterblich in den Namen Freiheit verliebt ist, wie ungleich verliebter mußte alle Welt in die Göttin selbst sein, als sie zuerst auf Erden erschien! Jeder wollte sie besitzen und Jeder machte den Versuch dazu, jedoch die Freiheit ließ sich nicht erhaschen. Wie hätte dies auch, ohne sie zu verderben, geschehen mögen? Nachdem sie über die ganze Welt gejagt worden war und fand, daß man sie nirgend Athem schöpfen ließ, entwich sie nochmals den ihr Nachsetzenden; diese faßten ihr Gewand, sie aber mit der Leichtfüßigkeit der Gemse sprang von dannen und entschwebte diesem Erdball hinauf in den Aether, wo sie noch diesen Tag sich befindet. Ihre Kleidung, die sie zurückgelassen hatte, ward im Triumphe davon getragen, doch ist dieselbe eben so luftiger oder schlüpfriger Natur, als es die ehemalige Besitzerin derselben war, so daß sie dem einen wie dem andern Inhaber entgleitet und nach ihrem Gefallen ihm entschlüpft. Dieses Gewand, diese Hülle der Freiheit ist es, was wir jetzt

als die Göttin selbst anbeten; und was auch für den Augenblick in der Hülle stecken möge, es wird göttlich verehrt. Sogar der Despotismus, wenn er sich gehörig herabgestimmt zeigt, weiß sich in das Gewand der Freiheit zu kleiden.

Nun waltet wirklich eine Art von kleinlichem Despotismus in diesen freien Cantonen — ein Despotismus, der in England für höchst schmachvoll erachtet werden würde. Was möchte wohl ein englischer Grundpächter sagen, wenn ihm eröffnet würde, er könnte und dürfte seine Ernte nicht ohne Erlaubniß der Regierung beginnen? Dennoch ist dies der Fall in der Schweiz, wo schwere Geldbuße gezahlt werden muß, wenn man seine Weinlese eher beginnt, als die Ortsbehörden Weisung dazu gaben. Die Trauben mögen reif und überreif werden, dennoch muß man entweder den Aufruf zum Keltern abwarten, oder eine so schwere Buße zahlen, daß der ganze Erntevortheil daraufgeht. Der Grund dieser Anordnung liegt darin, daß es so viele kleine Weinanpflanzungen giebt, die mehreren Besitzern angehören, und so nahe an einander liegen, daß Traubendiebstahl befürchtet werden muß, wenn nicht alle Inhaber zu gleicher Zeit die Weinlese beginnen. Die sonst sprichwörtlich so hoch gepriesene Ehrlichkeit der Schweizer wird durch diese Anordnung nicht wenig verdächtigt.

Das Weinlesegesetz ist in diesem Jahre besonders drückend für die Besitzer kleiner Weinanpflanzungen. Die Lese hat spät begonnen und der Winter brach plötzlich herein, so daß Sommerwärme mit tiefem Schnee und Frost wie im Nu abwechselte. Wenige kleine Weinbauer haben eine Kelter, müssen also so lange warten, bis Andere mit ihrer Lese fertig sind, um das Werkzeug leihen zu können. So werden sie in diesem Jahre den

größten Theil ihrer Ernte vernichtet sehen müssen. Wäre ihnen gestattet gewesen, ihre Trauben zu gehöriger Zeit zu lesen, so würden sie die Keltern haben benutzen können, ehe die großen Weinbauer ihre Lese begonnen hätten.

Aus den von mir darüber eingezogenen Erkundigungen will sich ergeben, daß der Weinbau in der Schweiz wenig einträgt, da der Grundpacht überaus hoch, der Wein selbst aber gar nicht gut ist, sondern jahrelang lagern muß, ehe er eigentlich trinkbar wird. Die Schweizer sind jedoch in ihren Weinbau vernarrt, so daß sie denselben lieber betreiben, als daß sie Wiesenbau trieben, der ihnen bestimmt den doppelten Ertrag liefern würde.

Das Amt des Scharfrichters in einem Schweizercanton nährt, wie in mehreren Gegenden Deutschlands, seinen Mann ganz gut. Er hat ein unbestrittenes Recht an alle Thiere, die eines natürlichen Todes sterben; so daß er ihr Fell, ihre Hufe u. s. w. erbt. Bei gehöriger Aufmerksamkeit soll dies sehr einträglich sein. Hinrichtungen sind in der Schweiz so selten, daß der Scharfrichter ohne die erwähnten Emolumente würde verhungern müssen. Findet eine Hinrichtung Statt, so wird sie extra und zwar mit hundert Thalern und darüber bezahlt; doch ist hiebei zu bemerken, daß der Nachrichter dann nicht aufhenkt, sondern köpft; und dies erfordert einige Geschicklichkeit, da der arme Sünder auf einem Stuhle sitzend, nicht mit auf den Block gelegtem Haupte, vom Leben zum Tode gebracht wird.

Unlängst fand in Bern eine solche Hinrichtung Statt; dem Delinquenten ward, als er auf dem Stuhle saß, eine Tasse Kaffee geboten, und während er sie austrank, hieb der Scharfrichter ihm mit einem einzigen Schwert-

streiche den Kopf glatt ab. Eine Secunde lang schoß das Blut wie eine Fontäne in die Höhe; der Anblick war scheußlich.

Einem Engländer starb in Lausanne ein Lieblingsthier, ein schöner Neufoundlandhund. Er wollte ihn begraben, als der Ortsnachrichter dagegen Einspruch that und des Thieres Balg verlangte; und der Hund durfte nicht eher verscharrt werden, als bis dessen Herr sich mit dem Nachrichter durch klingende Münze verständigt hatte. Man denke sich nur ein halbes Dutzend alter Wittwen in der Parkstraße zu London, deren fette Hündchen ihnen auf dem Schooße verendeten, wie sie, um dieselben ausgestopft zu erhalten, mit Jack Kopfab unterhandeln, und wie Jack die Concurrenz benutzt und sich die Bälge um den dreifachen Werth des ganzen Thiers bezahlen läßt! Da die Rede von Schooßhunden ist, sei auf ein Geschichtchen hingewiesen, das von Madame de Crequi in deren Memoiren erzählt wird. Eine Madame de Blot, eine französische Dandysette, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, die ihr Geschlecht für von ätherischer Natur ansah und der Meinung lebte, ein Frauenzimmer habe zu ihrer Sättigung für vierundzwanzig Stunden an einem Lerchenflügel genug, hatte eine der kleinsten Löwenhündinnen, die man jemals kannte. Sie behandelte dieselbe wie ein vernünftiges Wesen, so daß, wenn sie selbst sich in Gesellschaft begab, ihre Zofe der Vierfüßlerin, um diese zu belustigen, eine fünfaktige Komödie vorlesen mußte. Nun begab es sich, daß ein schmeerbäuchiger Geistlicher, der eine Pfründe zu erhalten wünschte, bei der Dame Blot seine Aufwartung machte, um deren Fürsprache zu erbitten. Dame Blot gab ihm, ohne dabei zu sprechen, ein Zeichen, sich auf einen großen Lehnstuhl niederzu-

lassen. Kaum hatte der Priester seinen schweren Körper auf das Kissen niedergesenkt, so fühlte er, wie unter ihm etwas sich regte, und ihm fiel ein, es möchte wohl die Löwenhündin sein. Daß es mit dieser bereits vorbei war, blieb unbestreitbar, und daß, wenn die Dame solches entdeckte, es mit ihm oder doch mit seinem Gesuche ebenfalls vorbei sein würde, leuchtete ihm nicht minder ein. Der Geistliche zeigte in diesem überaus kritischen Falle eine merkwürdige Geistesgegenwart. Er erhob sich ein wenig in seinem Sessel, plumpte nochmals nieder, um dem Hündchen gleichsam den Gnadenstoß zu versetzen, und begann nun sein Gespräch mit der Dame. Im Verlaufe desselben praktisirte er heimlich das Hündchen mit Kopf und Wedel in seine ziemlich geräumige Rocktasche, stand dann auf, empfahl sich nochmals seiner hohen Gönnerin, die sich durch des dicken Herrn Demuth und Unterthänigkeit nicht wenig geschmeichelt fühlte, und entfernte sich dann. Die Geschichte will wissen, daß Dame Blot nimmer hat ausfindig machen können, wie ihr Löwenhündchen so plötzlich hat verschwinden müssen.

Vierzigstes Kapitel.

Lausanne.

Welch ein endloser Hader waltet zwischen den Literaten ob! Ich kann die Welt der Schriftsteller mit nichts Anderem vergleichen, als mit eben so vielen Ratten, die in einem Zuber Wasser ersäufen sollen, und von denen

eine die andere niederduckt, um selber sich zu erheben und den Kopf über Wasser zu erhalten. Dennoch sind sie sehr achtbare und sehr nützliche Leute, sind auch in einem politisch-ökonomischen Sinne des Wortes unabhängig von den jetzigen wie dereinstigen Vortheilen, die durch ihre Arbeiten errungen werden; denn ihr Capital besteht in nichts Anderem als in ihrem Gehirn, und doch erwerben sie damit ihren eigenen Unterhalt und den Unterhalt von Tausenden. Es ist auffallend, wenn wir erwägen, wie so verhältnißmäßig wenige Autoren es giebt und wie viele Leute durch sie ernährt werden.

In den drei Königreichen Britanniens giebt es mehr als tausend Buchhändler, die sämmtlich tausend Häuser in Miethe haben und des Landes Steuern und Abgaben mit entrichten, mehr als tausend Familien und mehr als tausend Geschäftsgehülfen ernähren. Zu diesen müssen wir noch die Papierfabrikanten, die Buchdrucker, die Buchbinder, die Stahlfedern- und Gänsekielfabrikanten zählen, denn diese sind sammt und sonders verhältnißmäßig von jenen wenigen Köpfen abhängig und denselben untergeordnet.

Welch ein Gefolge hat ein Schriftsteller! Leider ist es viel zu groß für ihn. Viel zu Viele hängen von ihm ab, und gleich manchem Potentaten wird durch Erhaltung seines Hofstaates sein ganzes Einkommen aufgezehrt, so daß ihm nichts als ein Butterbrot und der Ruhm bleibt. Ein französischer Autor hat gesagt: »La littérature est le plus noble des loisirs, mais le dernier de tous les métiers« *); und so ist es, und zwar aus dem einen und einfachen Grunde, daß, je drängen-

---

*) »Die Literatur giebt die edelste Mußebeschäftigung, allein das letzte von allen Gewerben ab.« Der Uebers.

der eines Autors Bedürfnisse sind, er desto schwerer von dem Verleger gedrückt wird. Autoren und Verleger sind natürliche Feinde, obwohl sie ohne einander nicht leben können. Ist ein Schriftsteller von der Literatur abhängig und steht er im Rufe, so schiert (bullies) er den Verleger, und thut Recht daran, denn er rächt alsdann nur die Schmach, die der Verleger über diejenigen bringt, die er in seiner Gewalt weiß, und die für ihn eseln müssen. Nun! Alles hat seine Zeit, und der Tag wird kommen, da ich und Andere, wenn wir lange genug schwammen, jüngere und frischere Mitbewerber finden werden, die, gleich den Ratten, uns auf den Rücken treten, so daß wir auf den Boden des Zubers der Vergessenheit sinken. So lange wir uns oben halten, müssen wir mit dem Strome fort; die Welt bewegt sich jetzt so hurtig, daß an Stillstand nicht zu denken ist. Heut zu Tage heißt es zumal: »Wer nicht vorwärts geht, kommt zurück.«

Wie der Styl der Literatur sich verändert! In diesem Augenblicke nehm' ich eine heranschleichende Wandlung wahr, die sich für eine Zeitlang behaupten wird. Wir steigen hinab zu der handgreiflichen Wahrheit in den Gemälden Tenier's. Jedes Werk der Dichtung wird jetzt von dem Natürlichen entlehnt; die Paläste, der Salon, alle Eleganz des vornehmen Lebens werden vermieden, und nur die mittleren und niederen Volksklassen sind jetzt Gegenstände des Pinsels. Doch dies wird nicht lange währen; denn diese Geschmacksrichtung dient nur zum Ausruhen von des Publikums Uebersättigung im Verfeinerten.

Gestern ward mir gemeldet, ein berühmter Autor wünschte mich zu sprechen. Ich schämte mich, zu sagen daß ich seinen Namen niemals hatte nennen hören. Er

trat ein, und auf Seiten des jungen Herrn ließ sich ein Gönnerwesen wahrnehmen, was mir gar nicht behagte. Ich sagte ihm deshalb frei heraus, daß ich mit seinem literarischen Wirken unbekannt wäre und ihn daher bäte, mir seine Werke zu nennen. Sieh da! er hatte Eines abgekürzt, ein Anderes commentirt, — also nichts weiter gethan, als was jeder alte Copiist thun kann, der noch ein Bischen Dinte versudeln möchte. Commentiren läßt sich Alles und Jedes. Eines meiner Töchterchen singt so eben ein Ammenlied — wohlan! schreiben wir flugs einen Commentar dazu: —

Miese-Katz, Miese-Katz, wo warst Du denn?
Hab' in London die neue Kön'gin g'sehn.
Miese-Katz, Miese-Katz, was hast D' da g'macht?
Hab 'n süßlieb Mäuschen unter'm Stuhl gejagt.

Dies der Text; jetzt die Noten dazu:

Dies einfache Ammenlied ist in dem beliebten Frag'- und Antwort-Styl abgefaßt, der stets als belustigend erscheint, und überdies ist es merkwürdig, daß in so wenigen Worten zwei treffliche moralische Lehren enthalten sind.

Man kann annehmen, daß das Kind, welches dies Liedchen singt, nicht dessen ganze Bedeutung versteht, dennoch giebt es der Wärterin Gelegenheit, dem Kinde die darin enthaltenen Lehren nach und nach beizubringen.

Der Ausdruck »Miese-Katz« mag als tautologisch anzusehen sein, da die Wörter »Miese« und »Katz« sich nur auf ein und dasselbe Thier beziehen; dennoch dürfte man es sich gestatten, unter »Miese« den Taufnamen, unter »Katz« den Familiennamen der Kreatur zu verstehen. Man wird anzunehmen haben, die angeredete Katze sei noch jung, denn sie war ersichtlich im Spielen

begriffen, und alte Katzen spielen nicht. Auch würde, wenn sie alt wäre, es nicht nöthig sein, sie zweimal bei Namen zu rufen, um sie zur Aufmerksamkeit zu bewegen. Die Katze antwortet kurzweg, als wünschte sie nicht unterbrochen zu werden, »sie habe in London die neue Königin gesehen.« Von welcher Königin von England hier die Rede ist, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten, doch da die Katze sagt: »die neue Königin,« so haben wir das Recht, zu vermuthen, es sei die jungfräuliche Königin Elisabeth gemeint, weil die übrigen bisherigen Königinnen Englands sich vermählten und in sofern das Wort neu nicht auf dieselben paßt. Und hier mögen wir wohl die Bemerkung einschalten, daß das alte Sprichwort »auch eine Katze darf den König ansehen« völlig bestätigt wird; denn »Miese« sagt ausdrücklich, »sie habe die neue Königin gesehen,« wodurch sie zu verstehen giebt, daß so wie die Sonne allen Geschöpfen gemein ist, so ist auch in einem wohlregierten Lande das Lächeln der Sonne des Königthums auf alle Diejenigen zu vertheilen, die da kommen, um sich in deren Strahlen zu wärmen; so daß es selbst eine Katze nicht für unwürdig erachten wird, zu der huldreichen Majestät aufzublicken, die da berufen ist, über so viele Millionen zu herrschen, um sie glücklich zu machen.

Es will sich herausstellen, als spielte die Katze noch fort, nachdem sie die erste Frage beantwortet hat, denn um ihre Aufmerksamkeit für die zweite Frage in Anspruch zu nehmen, läßt der Verfasser des Liedchens sie abermals zweimal bei Namen nennen. Sie wird gefragt, was sie in London gemacht habe, und sie antwortet, »ich hab' ein süßlieb Mäuschen unter'm Stuhle gejagt.« Der letzte Vers ist von wundersamer Wirkung, denn er schildert uns deutlich die Natur und den Hang

der Katze, und ertheilt uns überdies eine treffliche moralische Lehre. Die Katze nennt die kleine Maus ein süßlieb Mäuschen, belegt also mit einer zärtlichen Beibenennung eben das Thierchen, dem es Todesfurcht einjagt, und das es grausam jagt und hetzt, um es erst dann zu fressen, wenn es dasselbe lange genug geängstet und gefoltert hat. Die Moral, die in der letzten Verszeile liegt, braucht dem denkenden Leser kaum hervorgehoben zu werden. Eine Katze begiebt sich an den Königshof, in die unmittelbare Nähe der Monarchin, bleibt also nicht in der Küche, der Dachkammer, dem Keller, also nicht an den gewöhnlichen Aufenthaltsorten der Katzen; und was thut sie im prunkenden Hofgemache? Ungeachtet der Ehrfurcht, die man ganz natürlich von ihr erwarten sollte, ungeachtet der Anwesenheit vieler Edlen des Landes, vergißt sie, wo sie sich befindet, und von wem sie umgeben ist, erblickt unter einem Stuhle ein Mäuschen, kann ihren gewaltigen Naturtrieb nicht länger zähmen, denkt nicht mehr an den eigentlichen Zweck ihrer Reise, der doch kein anderer war, als die Königin zu sehen, und jagt nun das süßliebe Mäuschen unter dem Stuhle. Welche Lehre wird hier der lieben Jugend gegeben, indem man ihr die Weisung ertheilt, sich nie im Leben über ihren eigentlichen Stand hinaus oder hinauf zu drängen; weil sie, wenn sie es thut, nur allzu bald zu erkennen geben wird, daß sie sich nicht an ihrem Platze befindet, und wie sehr unsere früheren Gewohnheiten und unsere Eigenthümlichkeiten uns anhaftend bleiben und uns durchaus untüchtig zu einer Stellung machen, die wir niemals hätten einnehmen sollen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Lausanne.

Bei alldem waltet in dieser Welt mehr Mitgefühl ob, als wir wohl glauben mögen; und es liegt Etwas darin, wenn im Tumult und im ärgerlichen Widerstreite der Meinungen und Interessen nicht bloß Parteien, sondern sogar Nationen für ein Weilchen die Waffen strecken und dem Kunstgenie einen allgemeinen und aufrichtigen Tribut zollen. Gleichgültig hören wir in diesen unseren aufregenden Zeiten von Revolutionen in Spanien und Portugal, vom Absterben gekrönter Häupter u. dgl., dennoch ward durch ganz Europa ein Stoß so heftig gefühlt, wie jener Stoß des Erdbebens in der Stadt Peru, als die Zeitungen die unerwartete Kunde verbreiteten, die hochbegabte Malibran wandle nicht mehr unter den Lebenden, sondern wäre in der Fülle ihres Talents und ihrer Schönheit, als sie eben begann, die Früchte jahrelanger Studien und Mühen zu ernten, hinweg in die stille Gruft gerufen, und daß jene Stimme, die so viele Tausende entzückt hatte, für immer verstummte. Arme Malibran! Dir ward in dieser Welt nur ein kümmerlicher Glücksantheil, obwohl Du so Vielen so unbeschreibliches Vergnügen machtest. — Von ihrem brutalen Vater erhielt sie nichts als Schläge, ward von ihm an einen Faselhans verhandelt, und würde nochmals verhandelt worden sein, wenn sie sich hätte darein fügen wollen! Bis zu ihrer letzten Heirath hat sie für Andere fröhnen müssen, ohne auf der Welt ein Wesen gehabt zu haben, dem sie sich liebend hätte

anschließen können. Ich erinnere mich, wie ich mit ihr mich über Seekrankheit unterhielt und bemerkte, das beste Mittel gegen dieselbe wäre, den Kranken zu schlagen. Die Malibran versetzte kopfschüttelnd: »Nein, nein, das Mittel hilft nicht, sonst würde es zuverlässig mir geholfen haben, als ich mit meinem Vater über das atlantische Meer fuhr.«

Wer die Malibran nur als ausübende Künstlerin kannte, weiß bei weitem nicht genug von ihr; man mußte sie in Gesellschaft und im häuslichen Leben kennen. Sie war das non plus ultra eines weiblichen Genie's; in der einen Minute wies sie sich als eitel Sonnenschein, in der nächsten zog eine Wolke über ihr ausdrucksvolles Gesicht; veränderlich zwar wie der Wind, war sie dennoch bei jeder Wandlung entzückend, denn nimmer verhehlte sie einen einzigen Gedanken. Erst sechs kurze Wochen sind vergangen, seitdem ich sie in Brüssel in ihrem Gartenhause sah, wohin sie sich nach den Anstrengungen während der Saison zurückgezogen hatte. Welchen Eindruck muß in Brüssel die Nachricht von ihrem Tode hervorgebracht haben! Wäre sie daselbst erkrankt und gestorben, so würde der Schlag schwer niedergefallen sein, denn es ist ein harter Schlag, wenn Jugend, Schönheit und Talent so plötzlich dahin gerafft werden. Nun aber starb die Malibran gleichsam auf der Bühne. Bewundernd und huldigend hatten Tausende ihren Zaubertönen gelauscht, Tausende hofften diese Töne noch öfter zu hören; Aller Augen waren auf sie gerichtet, Aller Erwartungen standen auf den Zehen, als — wie schauerlich! der Tod, gleich einem Matador beim Stiergefecht, in die Schranken trat, sein Opfer fällte, sich hohnlächelnd gegen die Zuschauer verbeugte und von dannen ging. Tausend Leichenreden und zehntausend alltägliche Todesfälle hätten nicht eine so eindringliche Moral predigen können, als das frühzeitige Hinscheiden der Malibran es gethan hat! Nur Ein Todesfall stellt sich dem ihrigen gleich, und zwar der des Herrn Huskisson, bei Eröffnung der Eisenbahn zu Manchester — ein eben so schauerlicher Fall! Dies ist die zweite Homilie, die dem frommen Volke von Liverpool und Manchester gepredigt ward. Friede

sei mit der Malibran, obwohl ihrem Leichname bis jetzt noch keine Ruhestätte verliehen worden ist.

Je länger ich mich in der Schweiz und unter den Schweizern umsehe, desto mehr bestätigt sich mir die Meinung, daß Geiz hier zu Lande der hervorstechende National-Charakterzug ist. Das Land ist eitel Poesie, allein dessen Bewohner sind die Prosa des menschlichen Daseins. Jedes Sennhüttchen sieht allerdings wie eine Wohnung der Unschuld und des Friedens aus; allein man erklettere nur den zackigen Fels, oder verweile auf den grünen Matten, von denen die malerischen Volkswohnungen umgeben sind — überall zeigt sich der Dämon der Habgier, wie Satan im Paradiese. Das dem Amor gleich lächelnde Kind streckt seine Händchen nach Geld aus; der herangewachsene Bursch lauert aus seinen blitzenden grauen Augen heraus, wie und wo er Einen übervortheilen könne. Der Geiz ist Beherrscher des schönen Landes Helvetien.

Die vorherrschende Schwäche einer Nation läßt sich im Allgemeinen aus den Sprichwörtern des Landes und dessen Umgegend entnehmen. Die Genfer scheinen im Rufe zu stehen, es sämmtlichen Schweizern zuvorzuthun, denn man sagt hier sprichwörtlich: »Drei Juden sind nöthig, um einen Baseler, und drei Baseler sind nöthig, um einen Genfer daraus zu machen.« Und wiederum: »Stürzt ein Genfer sich zum Fenster hinaus, so spring' ihm nach, denn sicher ist etwas dabei zu verdienen.«

Als jedoch ein Franzose behauptete, seine Landsleute kämpften für die Ehre, die Schweizer aber für Geld, gab ein Schweizer die treffende Antwort: »Sehr wahr, Jeder schlägt sich für das, was ihm abgeht.«

Die Schweizer haben das Titelwesen abgeschafft und ihren Adel vernichtet; jedoch die menschliche Natur behauptet ihre Herrschaft, und sonach sucht der Schweizer Auszeichnung auf anderm Wege. Jeder, den Geburt und Erziehung irgend dazu befähigen, trachtet nach Anstellung bei der Regierung; so daß man auf den Straßen kaum einen wohlgekleideten Mann antrifft, der nicht eine Magistratsperson, ein Inspector, Director oder Referendar wäre, obwohl die Emolumente solcher Aemter wenig oder nichts sind. Es ist Rede davon gewesen,

die Geschworenengerichte im Lande einzuführen, doch seltsam genug kam durch Stimmenmehrheit die Entgegnung heraus, es eigneten sich dieselben nicht für die Schweizer. Als Grund dafür geben sie an, daß alle respectable Leute Beamtete bei der Regierung, also von jeglicher anderer Staatsbedienung frei sind, deshalb die Geschworenengerichte aus Leuten von den untersten Ständen würden bestehen müssen. Es hält sehr schwer, in der Schweiz gerichtliche Zeugen zu erlangen, weil der Schweizer, wenn er als Zeuge auftritt, sich Feinde macht und dadurch seinen eigenen Vortheil beeinträchtigt. Hierin zeigt sich ganz der Charakter der Schweizer. Als ich in meinen jüngeren Tagen die Schweiz besuchte, beschäftigte ich nur meine Augen und war entzückt; jetzt, da ich es wiedersehe, nachdem die Jahre mich zum Nachdenken und Nachforschen reifen ließen, fühle ich mich getäuscht. Der Zauber ist gewichen, das Land der Freiheit stellt sich mir als ein Land kleinlicher Regierungstyrannei und schmutziger Eigensucht in den Individuen dar. Sogar die vielgerühmte Treue der Schweizer scheint mir nur aus Habgier entstanden zu sein. Muß doch — wie treu und tapfer und talentbegabt sie auch in ihren Dienstleistungen sein mögen — muß doch, sag' ich, etwas eingewurzelt Schlechtes im Gemüthe Derjenigen sein, die für Sold und Löhnung sich dazu hergeben, ihre Mitgeschöpfe zu tödten! Möchte ich ihnen auch insofern vertrauen, als sie sich einem Herrn verkauften, so könnte ich doch im Privatleben zu solchen Menschen kein Zutrauen fassen.

Entstehen die Mängel dieses Volks aus der Sonderbarkeit seiner Verfassung oder aus der Beschaffenheit seiner Regierungsverwaltung? Um dessen inne zu werden, muß man es mit Nationen vergleichen, die unter ähnlichen Institutionen leben.

Ich muß mich nach Amerika begeben, das ist entschieden.

Ende des ersten Theiles.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marryat, Frederick

Olla podrida oder Kleinere gesammelte Schriften In zwei Theilen

Bd.: 1

Braunschweig (1841)

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB G 26(10#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11419979-4